





# „DER FALL FRANZ STELZHAMER“

Antisemitismus im 19. Jahrhundert

# Impressum

**Medieninhaber:** Land Oberösterreich, StifterHaus, Literatur und Sprache in Oberösterreich,  
Adalbert-Stifter-Platz 1, 4020 Linz

**Leiterin/Herausgegeben von:** Petra-Maria Dallinger

**Projektbetreuung:** Georg Hofer

**Lektorat:** Michaela Thoma-Stammler

**Grafische Gestaltung:** Barbara Füreder

**Grafische Umsetzung:** Viktoria Schlögl

**Druck:** Plöchl Druck GmbH, 4240 Freistadt

Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich, Band 18

© 2014 Linz, StifterHaus und BeiträgerInnen

ISBN: 978-3-900424-98-5

7

Vorwort

11

**Ludwig Laher**

Der bis jetzt unumbringbare Jude und sein zu gewinnender Kopf

Franz Stelzhamers Judenessay: Einmalige Entgleisung oder Spitze des Eisbergs?

45

**Michael John**

Zur Stellung der Juden im mitteleuropäischen Raum 1848 bis 1867

59

**Hans-Joachim Hahn**

Literarischer Antisemitismus im 19. Jahrhundert. Eine kulturwissenschaftliche Skizze

73

**Werner Michler**

Zur Frage von Literatur und Antisemitismus im 19. Jahrhundert, aus Anlass von Franz Stelzhamers Text *Jude* (1852)

87

**Silvia Bengesser**

„Dadli und dadlá, Ja, wannst wissátst wer i wá ...“. Franz Stelzhamer (1802 bis 1874)

105

**Richard Schrodtt**

Stelzhamers *Jude*: Argumente und Strategien eines antijüdischen Texts

115

**Arnold Klaffenböck**

Franz Stelzhamer im Spiegel der Publizistik. Eine Spurensuche in Oberösterreich zwischen 1918 und 1955

143

**Regina Thumser-Wöhs**

Franz Stelzhamer als legitimer Erinnerungsort Oberösterreichs?

167

**Stellungnahmen zu Franz Stelzhamers *Jude***

**Armin Eidherr**

**Wolfgang Gasser**

**Werner Hanak-Lettner**

**Michael John**

**Jürgen Tröbinger**

189

**Beiträgerinnen und Beiträger**

# Vorwort

Die Frage, ob beziehungsweise wie stark literarische Texte einen Beitrag zur Meinungsbildung leisten wollen oder können, in welcher Form und mit welchen Strategien, ist eine, die im Nachdenken über Literatur und ihre Wirkungsmöglichkeiten, ihre Rezeptionsgeschichte, immer wieder beschäftigt, – man hofft auf die mahnende, lenkende Kraft von Literatur, man fürchtet ihr kritisches oder ihr unter Umständen destruktives Potenzial.

Was Literatur allemal, auch jenseits konkreter Absichten, tut, ist das Entfalten von Vorstellungsfeldern, sie transportiert Strömungen der Zeit und trägt wesentlich bei zum Entstehen von Geisteshaltungen; sie stellt ein Repertoire an Bildern zur Verfügung, beteiligt sich an der Entwicklung eines sprachlichen Instrumentariums, das auch zur Formulierung ideologischer oder politischer Aussagen genützt werden kann.

Das Bild des Dichters Franz Stelzhamer (1802–1874) wird bereits zu seinen Lebzeiten vor dem Hintergrund einer sich verstärkenden Wahrnehmung des Gegensatzes von Stadt und Land, einer besonders in der Kunst idealisierten Sicht auf biedermeierliche Naturverbundenheit, einer Sehnsucht nach Ursprünglichkeit, die auch in einer Wertschätzung des dialektalen Ausdruck findet, geprägt.

Der Dichter als vagierender Naturphilosoph, in Betrachtung und im Lob der Heimat, – eine Stilisierung, von Zeitgenossen Stelzhamers und wohl auch von ihm selbst mit gestaltet.

Nicht zuletzt Adalbert Stifter, Freund und Konkurrent Stelzhamers, sieht in einer Rezension der *Gesänge* das Werk des Franz von Piesenham verortet in der Region und darin repräsentiert Gefühlsqualitäten des Volkes:

Wer das Land ob der Enns kennt, wie es so zaubervoll von der Natur hingedichtet ist, von seinen farbigen Alpen angefangen, bis in das reizende Hügelgewimmel seines fruchtbaren Landes hinaus, und wer all die Naturgerechtigkeit seiner Bewohner, von der Güte und Innigkeit an, bis zu aller Schalkheit und Uibermüthigkeit hin, erlebt hat, der findet alles dieses hier wieder. Die Empfindungen sind die einfachen und starken des Landmannes, und des ungebildeten, aber naturtreuen Volkes: Elternliebe, Anschauungen des Naturlebens, Scherz und Spiel, Lustigkeit und kecke Schalkheit. (HKG 8,1, S. 13)

Stelzhamer, der in den 1840er-Jahren erfolgreiche Mundartdichter, bleibt allerdings keineswegs auf den unmittelbaren Umkreis seiner Innviertler Herkunft beschränkt, ist weder ungebildet noch ‚unverbildet‘; er bewegt sich im urbanen Raum, zwischen Wien, Salzburg und München, er beschäftigt sich mit der Literatur seiner Zeit, u.a. mit der englischen wie beispielsweise mit dem schottischen Lyriker Robert Burns, dessen Dialektgedichte er übersetzt, und entwickelt in Reaktion auf die politischen Ereignissen der Zeit prononcierte Ansichten.

Mit der 1852 in München im Privatdruck erschienenen, Ludwig von der Pfordten (einem aus Ried im Innkreis gebürtigen, nunmehr in Bayern tätigen Rechtswissenschaftler und Politiker) zugeeigneten Textsammlung *Das bunte Buch*, legt er eine inhomogene Zusammenstellung von vermischten Schriften vor, darunter ein Text mit dem Titel *Jude*, – ein höchst problematisches Pamphlet, das ohne Einschränkungen als radikal antisemitisch bezeichnet werden muss.

Anlässlich Franz Stelzhamers 200. Geburtstags widmete sich die Ausstellung „Wanderer zwischen den Welten. Dokumentation eines Lebens in Bruchstücken“ im Jahr 2002 dem Versuch, Stelzhamer als Schriftsteller deutscher Sprache ebenso wie als Dialektdichter aus einem ihm zugeschriebenen, recht engen zeitlichen wie regionalen Bezugsrahmen in die Gegenwart zu holen.

Der Blick auf Werk, Wirkung und Persönlichkeit eines ‚heroisierten‘ aber nur mehr wenig gelesenen Dichters sollte in der Zusammenschau mit konkreten Bedingungen von Leben und Schreiben Franz Stelzhamer als einen „ruhelosen Individualisten, als modernen Zerissenen“ zeigen, so Johann Lachinger im Vorwort zur Begleitpublikation der Ausstellung. Eine Auseinandersetzung mit den jüdenfeindlichen Äußerungen des Dichters war nicht Thema der Ausstellung beziehungsweise Publikation.

Die Forschung zum im 19. Jahrhundert bereits sehr manifesten Antisemitismus hat sich im Laufe des vergangenen Jahrzehnts deutlich erweitert, wie die vorliegende entsprechende Literatur der jüngsten Vergangenheit nahelegt (siehe Hans-Joachim Hahn, Werner Michler); differenziertere Forschungsansätze werden aufgegriffen, die sukzessive auch Eingang in Medienberichte und öffentlichen Diskurs finden. Damit sind die Voraussetzungen für die weitere Auseinandersetzung wesentlich günstiger geworden.

Antisemitismus, ein Begriff, der Judenfeindlichkeit, Ablehnung des Judentums wie der jüdischen Bevölkerung benennt, ist ein Phänomen mit traurig langer Tradition. Unterschiedliche Formen wie ein vor allem religiös motivierter (oder argumentierender) Antijudaismus beziehungsweise ein rassistisch-ethisch konstruierter Antisemitismus, die sich weder zeitlich noch inhaltlich genau voneinander abgrenzen lassen, gehen im Verlauf des „langen 19. Jahrhunderts“ eine unselige Verbindung ein, mit komplexen Ausformulierungen einer entsprechenden Polemik und Bildsprache.

Franz Stelzhamers *Jude* stellt in diesem Geschehen ein prototypisches Beispiel dar – eines, dessen man sich annehmen muss, weil dieser Dichter in der Literaturgeschichte (nicht nur) Oberösterreichs eine besondere Stellung einnimmt, weil der Name Stelzhamer auch jenseits der Kenntnis seines literarischen Werkes in einer breiteren Öffentlichkeit verankert ist und weil sein literarischer Nachlass im OÖ. Literaturarchiv im StifterHaus aufbewahrt und betreut wird.



Mit seiner Lyrik, seinen Dorfgeschichten, hat sich Stelzhamer eingeschrieben in ein ganz anderes Feld der Literatur, seine antisemitischen Äußerungen sind unerwartet und unerwartet heftig, – man kann nicht darüber hinwegsehen.

Ludwig Laher, Autor und Germanist, hat die Beschäftigung mit Stelzhamers antisemitischem Text wiederholt angeregt und eingefordert.

Anfang 2009 wurden mit einer Anfrage des Adalbert-Stifter-Institutes an Experten unterschiedlicher Fachrichtungen mit der Bitte um eine Stellungnahme zum Text *Jude* erste Orientierungsversuche für eine tiefer gehende Untersuchung unternommen. Auf Basis dieser Stellungnahmen 2010 schließlich mit einer Tagung im StifterHaus der Diskurs weitergeführt.

Eingeladen waren ReferentInnen zu den Themen: Die Stellung der Juden im mitteleuropäischen Raum (mit Schwerpunkt auf Oberösterreich) in der Mitte des 19. Jahrhunderts (Michael John) und Juden in Biografie und Werk Stelzhamers mit dem Versuch einer Zuordnung des Textes *Jude* im Werkzusammenhang (Silvia Bengesser: „Dadli Dadlá, Ja wannst wissátst wer i wa“); dazu konnte nochmals ein Überblick über antisemitische Äußerungen und Zitate von Franz Stelzhamer geboten werden (Ludwig Laher: „Der bis jetzt unumbringbare Jude und sein zu gewinnender Kopf. Franz Stelzhamers Judenessay: Einmalige Entgleisung oder Spitze des Eisbergs?“). Im weiteren Verlauf der Veranstaltung ermöglichte eine Podiumsdiskussion mit Michael John, Wolfgang Gasser und Werner Michler, moderiert von Günter Kaindlstorfer, ein erstes Umreißen von Themenfeldern.

Die vorliegende Dokumentation versammelt Materialien der Tagung, erweitert um zusätzliche Fragestellungen zu einer möglichen Kontextualisierung von Stelzhamers Text und vielleicht persönlichen Haltung im historischen Zusammenhang und Fragen auch in Hinblick auf Spuren einer Rezeptionsgeschichte.

Nach den hier einleitend abgedruckten Vorträgen des Symposions folgen Beiträge, zu denen im Anschluss an die Ergebnisse der Diskussion eingeladen wurde:

Dem Thema von Antisemitismus in der Literatur beziehungsweise literarischem Antisemitismus widmen sich mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung Hans-Joachim Hahn und Werner Michler; eine Analyse der Argumentationsstruktur des Textes mit dem Titel „Argumente und Strategien eines antijüdischen Textes“ stammt von Richard Schrod.

Dem Feld von Bezugnahmen, Rezeption und Erinnerungskultur gehen schließlich zwei Beiträge nach: einer Spurensuche nach der Rezeption von Stelzhamers Werk in Zeitungen und Zeitschriften im Zeitraum von 1918 bis 1955 von Arnold Klaffenböck sowie der Frage nach dem Stellenwert von Stelzhamer in Hinblick auf die Identität des Landes, besonders in Bezug auf die oö. Kulturpolitik unter der Frage „Franz Stelzhamer als legitimer Erinnerungsort?“ (Regina Thumser-Wöhls).

Einige der oben bereits angesprochenen, in Auftrag gegebenen Stellungnahmen von Historikern und Judaisten wurden für einen Abdruck freigegeben und finden sich im Anhang, als mögliche Richtungen zum Umgang mit diesem Text, als Ansätze von Erklärungen des Unentschuldbaren.

Wie es heisst, ganz Frankreich stehe im Balzac, so dürfen wir sagen, dass in der „Ahn!“ unser ganzes Vaterland ist. Welcher andere deutsche Stamm kann sich eines so hohen Zeugnisses seiner Weise rühmen? Aber bei uns – wer kennt es? (Hermann Bahr: Buch der Jugend, Wien, 1908, S. 44)

In fataler, fast zynischer Weise scheint diese Bemerkung Hermann Bahrs auf das Werk Stelzhamers zuzutreffen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass ein aus Linz gebürtiger jüdischer Arzt, Dr. Artur Töpfer, seine bedeutende Sammlung von Autografen von Franz Stelzhamer 1939 an das OÖ. Landesmuseum verkaufen musste. Dr. Töpfer konnte mit seiner Familie in die Vereinigten Staaten emigrieren. Die Stelzhamer-Materialien wurden an die Erben restituiert und jüngst für das OÖ. Literaturarchiv im StifterHaus zurückerworben.

Die hier versammelten Beiträge beleuchten Umfeldler eines Textes, der offenbar keine wirklich breite Öffentlichkeit erreichte (vgl. Arnold Klaffenböck), einen Text, den es besser nicht gäbe, mit dem sich zu konfrontieren man Leser (wie Autor) jedoch nicht ersparen kann.

Petra-Maria Dallinger

Ludwig Laher

# Der bis jetzt unumbringbare Jude und sein zu gewinnender Kopf Franz Stelzhamers Judenessay: Einmalige Entgleisung oder Spitze des Eisbergs?

## Einleitung

Es gibt eigentlich keinen Fall Stelzhamer. Warum sollte ein im Vergleich wenig bedeutender Autor des neunzehnten Jahrhunderts, der halt auch xenophob und Antisemit war, um seinetwillen zum Fall hochstilisiert werden, selbst wenn der Mann, zumindest was seine judenfeindlichen Ausritte anlangt, zweifelhafte Avantgarde-Qualitäten an den Tag gelegt hat?

Sehr wohl aber gibt es den Fall eines fragwürdigen öffentlichen Umgangs mit Franz Stelzhamer während der letzten, sagen wir, 150 Jahre, versinnbildlicht durch das idealisierte, in jeder Hinsicht überlebensgroße Stelzhamer-Denkmal im Linzer Volksgarten, es gibt die groteske politisch-gesellschaftliche Apotheose eines über das erträgliche Maß hinaus antisemitischen und fremdenfeindlichen Kleingeists, mit einem Höhepunkt in den frühen 50er Jahren des 20. Jahrhunderts. Und es gibt eine anhaltende und irritierende Resistenz gegen Vorschläge, Schluß zu machen mit der Vernebelungstaktik rund um die Stelzhamersche *Verkörperung des eigenen Wesens* Oberösterreichs, wie Hans Commedia sich 1962 ausdrückte.

Seit meinen ersten kurzen Bemerkungen zu den Abgründen des Dichters sind zwanzig Jahre ins Land gezogen. Erst als das offizielle Programm zu Stelzhamers 200. Geburtstag 2002 in alter Tradition – und ganz gegen meine Erwartung – entscheidende Facetten seiner Persönlichkeit und seines Schreibens weiter ausblendete, bediente ich mich bedeutender Medien Oberösterreichs, um das Bild der Ikone zu vervollständigen.

Gebeten, für das von Alfred Pitterschscher edierte Buchprojekt „Linz. Randgeschichten“ im Rahmen des Kulturhauptstadtjahres 2009 meine Forschungen zu aktualisieren und zu erweitern, verfaßte ich schließlich einen umfassenden Beitrag, der den Anstoß zu dieser Tagung gegeben haben dürfte. Ich werde mich im folgenden seiner bedienen, denn nichts an dem Text ist überholt. Sein Befund, Stelzhamers Judenessay stelle zwar den herausragenden Gipfel menschenverachtender Gesinnung im Gesamtwerk dar, er werde jedoch von zahlreichen weiteren höchst problematischen Stellen im Schaffen des Autors flankiert, beantwortet die Frage nach einem einmaligen Fehltritt eindeutig: Nein, davon darf nicht ausgegangen werden.

Wie andere Wissenschaften auch hat sich die Literaturwissenschaft mit Anwendungsfragen zu beschäftigen, besonders dort, wo Schriftsteller in den „öffentlichen Dienst“ ge-

nommen werden, und zwar auf einer unhaltbaren literarischen Geschäftsgrundlage. Die in dieser Hinsicht exemplarischen Auseinandersetzungen um Franz Stelzhamer lassen es wünschenswert erscheinen, meine essayistische literatursoziologische Annäherung mit Fachexpertisen anderer Disziplinen, vor allem der Geschichtswissenschaft, zu verknüpfen. Daß das Adalbert-Stifter-Institut mit einer Fachtagung diese Möglichkeit schafft, ist ein großer Schritt in die richtige Richtung.

*stelzhamer*

*a fuah bleamön*

*a fuah häu*

*a fuah doode*

*a fuah schdräu*

(Heimrad Bäcker,  
dessen Andenken ich  
diesen Text zueigne)

### **I Von den ausgeblendeten Abgründen einer Ikone<sup>1</sup>**

Meine Lebzeiten umfassen inzwischen eine beachtliche Spanne. Zuweilen erschrecke ich darüber, zuweilen bereiten mir meine Jahresringe, von irgendeinem Anlaß mit der Nase darauf gestoßen, immerhin die Genußtuung, so lange schon hienieden wandeln zu dürfen, und das vorläufig ohne größere gesundheitliche Einschränkungen, Menschen an meiner Seite, denen ich viel verdanke, die mich spüren lassen, ihnen ebenfalls wichtig zu sein. Auch bereue ich nicht, mir die Freiheit genommen zu haben, vom Bücherschreiben zu leben, ganz im Gegenteil: Im doppelten Wortsinn genieße das Privileg, ganz bei mir sein zu dürfen, wenn ich arbeite, und von Jahr zu Jahr genieße ich es bewußter.

Zu den Vorzügen des Älterwerdens gehört es, zumal in meinem Beruf, den Dingen gründlicher auf den Grund gehen zu können, wenn es denn je Schreibantrieb war, sich klarer werden zu wollen, über einen selbst, über die Welt, in der man lebt, vor allem aber über ihr Einwirken auf das eigene Gewordensein. Gut, Büchner war mit dreiundzwanzig schon tot, Rimbaud ließ mit zwanzig das Schreiben für den Rest seiner Tage bleiben. Alter ist, für sich genommen, beileibe kein Vorzug. Jugendliche Kraft, Getriebenheit, Empörung, Lust zur Zuspitzung, sie sind, Talent einmal vorausgesetzt, seit je bestens geeignet fürs Gelingen und Überdauern künstlerischer Auseinandersetzungen mit den Widersprüchen unserer Existenz, den persönlichen wie den gesellschaftlichen.

Gründlicher auf den Grund der Dinge gehen hingegen, das riecht verdächtig nach abgeklärter Langatmigkeit und Zerreden, nach blutleerer Ausgewogenheit und Verständnis für alles und jeden, nach Rückzug auf jenes Grundsätzliche eben, welches mit dem, was uns wohl- und wehtut, oft nur sehr bedingt zu tun hat. Eine solche Gründlichkeit liegt mir fern.

Ich erinnere mich an eine lange zurückliegende Zeit, als ich trotz gelegentlicher Zweifel dazu neigte, häufig getilgt, gestrichen, abgeschafft wissen zu wollen, was anderen und mir leidenschaftlich gegen den Strich ging. Heute glaube ich zu wissen, daß sich manches nicht abschaffen läßt, auch wenn man es abschafft, daß es gar nicht gesund ist, etwas abzuschaffen, das trotzdem schwiert, weil es etwa aufgeladen ist mit irrationaler Symbolik, wie auch der Vorgang des Abschaffens selbst aufgeladen sein kann mit irrationaler Symbolik und letztlich lächerlich, weil bloße Ersatzhandlung und folgenlos.

Hier nun setzt jene Gründlichkeit ein, die ich mir in meinem Schreiben leisten will, weil sie unabdingbar ist, will ich einer Sache einigermaßen beikommen und nicht nur dem Bild von einer Sache, das ich mir ohne langes Nachdenken mache, das eine wie immer getatete Öffentlichkeit sich macht, wenn überhaupt. Diese Schreibhaltung setzt Haltung voraus. Ihre erste Voraussetzung ist, die Dinge beim Namen zu nennen.

Auf die Welt kam und aufgewachsen bin ich in Linz an der Donau. Dort habe ich mir nicht nur alle nötigen Fertigkeiten angeeignet, die ein junger Mensch braucht, um zu bestehen, mir flogen in dieser Stadt frühzeitig und grell auch jede Menge Widersprüche um die Ohren, an denen ich gewaltig zu knabbern hatte. Nicht von ungefähr schien es mir geboten, einen einzigen Abschnitt meines Lebens, die ersten fünfzehn Jahre nämlich, mit den Mitteln der Literatur noch einmal genauer zu besichtigen, und nicht von ungefähr sprach mir die Kritik zu, mit meinem autobiographisch gefärbten Roman „Folgen“ weit mehr als eine individuelle Geschichte von den späten 50ern bis etwa 1970 zu erzählen. Der Text fange das Linz von damals nämlich wiedererkennbar ein wie nur wenige andere Bücher. Nicht im luftleeren Raum eben, sondern im konkreten Linz an der Donau bin ich geworden, dem fraglos wichtigsten Schauplatz meines Lebens, was freilich weniger an der Stadt lag als an mir selbst sowie dem Personal, den Umständen meiner Kindheit und Jugend. Aber es verbindet.

Was einem wichtig ist, dem soll es gut gehen. Ich wünsche mir, daß es Linz gut geht. Wie sich das messen läßt, weiß ich nicht, ökonomische Daten greifen jedenfalls zu kurz. Ich muß mich auf mein Gefühl verlassen können, die Atmosphäre der Stadt einsaugen und den Zusammenhängen nachspüren. Hat die Stadt ein Image, will sie etwas sein, mehr sein als sie ist? Oder ist sie? Kann und will sie zu sich stehen, wie sie ist, jenseits bequemer Genügsamkeit? Ist sie offen, tolerant, aufgeschlossen, lädt sie ein? Ist sie unverwechselbar oder beliebig? Stellt sie etwas auf Schienen oder springt sie auf Züge? Wie geht sie um mit ihrer Geschichte, den Bauten und dem immateriellen Fortwirken des Gewesenen?

Und wer oder was ist sie eigentlich, diese Stadt, wenn ich von ihrer räumlichen Ausdehnung einmal absehe, den Gebäuden und den Parks, dem Kanalsystem und dem Gewirr von Straßen? Ihre Bürger beiderlei Geschlechts? Die gewählten Repräsentanten, vom Bürgermeister abwärts? Gar die Meinungsbildner der journalistischen Zunft? Oder ist die Stadt vielmehr bloß die Summe ihrer Signalbegriffe und Zuschreibungen, einer mittellangen Liste, die im Falle von Linz von der VÖEST hin zu Bruckner, vom Pöstlingberg bis zur Ars Electronica reicht?

## II

Fest verwachsen ist Linz traditionell mit der Region, deren Institutionen es als Hauptstadt beherbergt. Als einziges Bundesland nennt Oberösterreich denn auch eine Landeshymne im heimischen Dialekt sein eigen, und während in Salzburg, wo ich zwanzig Jahre lebte, kaum jemand den gekünstelten Text *Land unsrer Väter, laß' jubelnd Dich grüßen* kennt, wird in Linz und Umgebung bei jeder sich bietenden Gelegenheit aus voller Kehle und Brust jene anrührende Melodie von Hans Schnopfhagen geschmettert, von der die allermeisten irrtümlich glauben, sie wäre als Vertonung erdiger Worte von Franz Stelzhamer entstanden: *Hoamatland, Hoamatland*.

Diesem Dichter bin ich früh im Leben zum ersten Mal in einem Linzer Park begegnet. Spaziergänge mit meinen Eltern führten regelmäßig an der riesenhaften Statue eines gestrengen Mannes mit wallendem Haupthaar vorbei, der ein offenes Buch in der Hand hält. Nun ist das mit dem offenen Buch bei Stelzhamer aber so eine Sache. Jahrzehntlang hielt ich ihn beispielsweise – was die Körpermaße anlangt – für wesentlich größer, als er in Wirklichkeit war, das respekteinflößende Denkmal im Volksgarten hatte seine Wirkung nicht verfehlt.

Erst viel später fielen mir merkwürdig gebeugte kleine Frauengestalten, sechs an der Zahl, ins Auge, die den Sockel des Monuments zu beiden Seiten flankieren. Einen Reim konnte ich mir nicht recht machen darauf, außer vielleicht den, daß der bronzene Koloß offenbar nicht nur mich verschüchterte, womöglich gar verschüchtern sollte.

Es ist nun beileibe nicht so, daß ich als Kind zu jedem Denkmal, jeder Skulptur in der Stadt in eine persönliche Beziehung trat. Auf dem wasserspeienden nackten Knaben im Volksgarten bin ich gern gesessen, wenn es und damit er nicht allzu heiß war, das weiß ich noch. Und als ich vor einiger Zeit las, die Nackerte im Hatschektempel auf dem Bauernberg, wie sie bei mir als Kind hieß, sei auf Dauer abmontiert worden, erinnerte ich mich zunächst einmal der vielen Ausflüge auf die Stadthügel an den Wochenenden und dieses optischen Fixpunktes. Besonders wenn es heimwärts ging, war die Aphrodite in dem 1913 von einem Geschäftsmann gestifteten Säulenpavillon ein gutes Zeichen: Bald war die Stadt erreicht.

Oberösterreich und Linz haben in den letzten Jahren viel in die Erforschung und Dokumentation der nationalsozialistischen Barbarei investiert. In den dicken Bänden wird zum Beispiel auch über Linz II berichtet. Keine Hitlersche Architekturutopie einer monströsen Trabantenstadt war das, sondern die nüchterne Bezeichnung des Konzentrationslagers Nummer zwei am Ort. Oder besser darunter, denn die bedauernswerten Häftlinge waren auf Dauer unter Tag eingepfercht, um einen riesig dimensionierten Luftschutzstollen im Bauernberg für Teile der Linzer Bevölkerung zu errichten, genau dort, wo ich vornehmlich mit dem Vater keine fünfzehn Jahre später ahnungslos an den gepflegten Blumenrabatten vorbeispazierte. Und ahnungslos, nicht nur was Linz II anlangt, blieb ich allzu lange, denn erst sehr spät setzten die Forschungen ein, wurden die Ergebnisse leicht zugänglich. Trotz allem, es blieb immer noch genug unter Tag.

Als es kürzlich eine Etage höher am Bauernberg der vertrauten Aphrodite an den Kragen ging, einem Präsent Hitlers, gab es in Linz denn auch wieder einmal erregte Debatten. Die einen sahen überhaupt keinen Grund, das – Spielbein hin, Standbein her – höchst durchschnittliche, vollkommen harmlose Werk eines epigonalen Bildhauers aus dem fernen Mecklenburg anzutasten, der es als alter Mann nötig fand, NSDAP-Mitglied zu werden und im Jahr der Wannseekonferenz starb. Die anderen lobten Linz für seine damit erneut bewiesene konsequente Aufarbeitung der NS-Zeit. Wieder andere problematisierten das bloße Verschwindenlassen und hätten lieber eine erläuternde Zusatztafel gesehen, zumal die Bronzefigur durch fast siebzig Jahre offensichtlich von niemandem als grobe ästhetische Beleidigung empfunden worden war.

Kaum thematisiert fand ich den Umstand, daß Pavillon und Skulptur ein Menschenalter lang ganz im Gegensatz zu ihrer scheinbaren Harmonie in einem besonderen Spannungsverhältnis zueinander standen: Linz, vom jüdischen Großindustriellen Ludwig Hatschek und von Adolf Hitler reich beschenkt, bastelte sich aus beiden Teilen einfach ein antikisierendes Ensemble. Seine Demontage wird diese bemerkenswerte Tatsache vollends dem Vergessen anheim stellen.

Mir kam, als ich von der entsorgten Schönheitsgöttin las, sofort Franz Stelzhamer in den Sinn, sein frisch renoviertes Denkmal im Linzer Zentrum, seine Denkmäler und Erinnerungstafeln in oberösterreichischen Bezirksstädten, die Stelzhamerstraßen und -plätze, der Mensch und der Schriftsteller, sein Werk. Zur Neige seines Jubiläumsjahres 2002 hatte ich, weil es sonst niemand tat, in der führenden Qualitätszeitung des Bundeslandes und im Österreichischen Rundfunk ausführlich darauf verwiesen, daß wir diesem Mann neben einer ganzen Reihe teils erfrischender, teils belangloser, teils fragwürdiger Texte eines der schlimmsten antisemitischen Pamphlete verdanken, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von einem Künstler publiziert wurden.

Und ich dachte an die durchaus nachvollziehbaren Schwierigkeiten des offiziellen Oberösterreich wie seiner Bewohner, sich dieser unangenehmen Tatsache zu stellen, zumal sie bis in die jüngste Vergangenheit hinein konsequent ausgeblendet blieb und auf verschiedene Weise ans Eingemachte geht. Denn der letztendlich mittelmäßige, seiner eigenen Produktion gegenüber kaum kritikfähige Autor Franz Stelzhamer wurde dank der emsigen Bemühungen seiner Lobbyisten nicht nur im Linzer Volksgarten zu einer schier überlebensgroßen Ikone stilisiert. In einem Aufwaschen wollte man in ihm gebetsmühlenartig gleich auch die vollkommene Inkarnation des angestammten Menschenschlags erblicken. *Oberösterreich*, schreibt etwa Hans Commenda noch 1962, *erblickt in diesem großen Sohne heute nicht bloß den größten Dichter bajuvarischer Zunge, sondern darüber hinaus noch die Verkörperung des eigenen Wesens.*

Nun ist dieser Hans Commenda keiner von den erstaunlich vielen Stelzhamer-Verehrern, die außer einer Handvoll Dialektgedichte nie eine Zeile von ihrem Idol gelesen haben dürften und trotzdem in Superlativen schwelgen. 1946 hatte der unermüdliche Heimatforscher am Wiedererstehen des ursprünglich informellen, seit 1882 höchst öffent-

lichkeitswirksam tätigen und kurz nach dem Tod seines letzten Gründungsmitglieds Hans Zötl 1939 vorübergehend von der Bildfläche verschwundenen Stelzhamerbundes entscheidenden Anteil. Als Stelzhamerbiograph und exzellenter Kenner seines Werkes, als treibende Kraft hinter dem Beschluß der Landesregierung von 1952, „'s Haimatg'sang“ – Stelzhamer bestand darauf, den Laut *oa* als *ai* zu verschriftlichen – unter dem Titel „Hoamatland“ zur Landeshymne zu erheben, mußte der summa cum laude promovierte Germanist genau wissen, was er schreibt und damit ausdrücken will, wenn er einen in vielerlei Hinsicht höchst widersprüchlichen, ja problematischen Charakter wie Stelzhamer als Verkörperung oberösterreichischen Wesens bezeichnet.

„Jude“ nennt Franz Stelzhamer schlicht jene Prosa, die er 1852 in „Das bunte Buch“, einer überaus heterogenen Sammlung von Lyrik, Aphorismen und Essays erscheinen läßt. Darin befindet der Autor gleich zu Beginn Atemberaubendes: *Kein Volk der Erde hat nach seinem politischen Ableben mit einer solchen Zähigkeit, ja völligen Unumbringbarkeit fortgedauert, wie der Jude. Wo ist die Blüthe der Menschheit, der edle Grieche, wo ist die Kraft der Menschheit, der riesige Römer? Wo ist das Volk, das die ewigkeitstrotzenden Pyramiden thürmte und ihre Wände beschrieb mit den unauflöslischen Hieroglyphen. (...) Verschwunden. – Verhallt wie brausende Stürme, wie reiðende Wässer abgelaufen! Der Jude, der so Großes nie gethan – etwa weil er es nicht gethan hat? – besteht. Besteht in zahlloser Menge und mit unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke der Völker. Scheinbar ohne politisches Recht, ohne politischer Macht, legt er doch, so oft die Wagschalen schwanken, sein *m a t e r i e l l e s* Gewicht auf diese oder jene Seite und bringt die Wage wieder zum leidlichen Stillstand. – In alle Welt zerstreut, schlingt er sich, bald dünner, bald breiter, immer aber in innigstem Zusammenhang in fast unerforschlichen Windungen und Krümmungen, ein *R i e s e n b a n d w u r m*, um die Ernährungsorgane eines jeden kultivirten Staatskörpers, und wie oft man ihn auch abzutreiben versucht hat, man gewann, nicht so glücklich wie beim kleinen im menschlichen Körper, bis jetzt nur größere oder kürzere Stücke, nie aber den Kopf selbst.*

Gut kann ich mich noch erinnern, wie ich vor zirka zwanzig Jahren in der ehrwürdigen Linzer Studienbibliothek, nur ein paar hundert Meter vom Stelzhamerdenkmal entfernt, zwischen abgenutzten Buchdeckeln zum ersten Mal diese Zeilen las, die heute jedem Internetnutzer im Rahmen von „austrian literature online“ in der gescannten Originalausgabe bequem und unkommentiert zugänglich sind.

Damals wußte ich zwar längst um die zwiespältige Gestalt dieses Regionalheros, zum Beispiel um jene hervorstechende Eigenschaft, die in Stelzhamer-Hagiographien wieder und wieder als Leichtlebigkeit firmiert. Diese manifestierte sich konkret etwa darin, daß der gute Mann monatelang in renommierten Hotels süddeutscher Großstädte abstieg, während Frau und Kind, beide schließlich früh verstorben, daheim in Ried im Innkreis buchstäblich am Hungertuch nagten und davon gesundheitlichen Schaden nahmen. Am Spieltisch, bei Trinkgelagen und ähnlichen Belustigungen brachte er zuverlässig auch



noch den Rest seines oft ohnehin bloß gepumpten Geldes durch. Zurückzahlen konnte und wollte er seine Schulden nur selten.

Ich wußte um Stelzhamers, gelinde gesagt, höchst subjektive und voreilige, zuweilen einfältige und oft ungerechte Urteile über Zeitgenossen, auf die er, wie einer seiner Aphorismen nahelegt, sogar noch stolz zu sein schien: *Bei schon fertigen Zeichnungen ist meistens der erste Strich am gelungensten; dasselbe gilt in der Menschenkenntniß.* Ich wußte um diese seine vielen mitunter geistreichen, oft bemühten, manchmal unfreiwillig skurrilen Aphorismen, die, wenn es um das Thema Juden ging, schon lange vor dem Essay von 1852 bedenkliche Anleihen bei der Tierwelt nahmen, etwa in dem von der Linzer Interessengemeinschaft für Regional-, Kultur- und Tourismusentwicklung Kultur plus erst 2006 wieder edierten Werk „Mein Gedankenbuch“ von 1845, wo es heißt: *Die Juden mögen sich im Gefühle ihrer Einzigartigkeit und Auserwähltheit für Vögel; wir im Dünkel unserer Neuheit und größeren Läuterung aber sie für Mäuse erklären: so stimmen wir und sie doch darin überein, daß ein getaufter Jud eine Fledermaus sei.* Ich hatte derlei Blödhheiten als Ausdünstungen eines zwar peinlichen, die Zeiten überdauernden Alltagsantisemitismus abgetan, war doch Stelzhamers ungenierter Gebrauch einschlägiger geflügelter Worte – *Dás ganz Walschland schaut aus wierá Judenschul* – noch in meiner eigenen Jugend gang und gäbe, ganz im Gegensatz zur Judenschule selbst, weshalb wir Kinder uns auch rein gar nichts vorzustellen wußten darunter, außer daß es dort fürchterlich zugehen mußte.

Der Poet Franz Stelzhamer hatte weiters, auch das war mir damals bereits aufgefallen, ein bedenkliches Faible für die Verwendung des Begriffes Jude als wenig schmeichelhafte Metapher für die Zeit, deren von ihm beklagte Falschheit wir Menschen seiner Einschätzung nach oft zu spät bemerken, vorzugsweise dann nämlich, wenn wir jäh und vor allem völlig unerwartet mit der Nase auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, auf Alter und Verfall gestoßen werden. Sowohl in seiner Prosa (*der betrügerische Jude: Zeit*) als auch in seiner Lyrik (*Der größte Jud – aber ist die Zeit*) gefällt er sich darin, dieses ungestüme Bild zu strapazieren. Und da er nicht die geringste Veranlassung sieht, den Zusammenhang zwischen seiner Version des Memento mori-Gedankens und dem Judentum zu erläutern, darf vorausgesetzt werden, daß seine Leser die nötigen Assoziationen selbstverständlich präsent hatten. Nicht zuletzt aus anderen Arbeiten Stelzhamers. Denn wenn sein christlich-lyrisches Mundart-Ich die Macht hätte, wäre dem betrügerischen Juden, dem elendiglichen Zinswucherer, längst schon das schmutzige Handwerk gelegt: *Kain Mensch wár mehr schuldi, / Kain christlige Seel / Sollt dá Jud mehr einscháchern! / Das wár mein Befehl.* Selbst mit solchen Weisheiten bewegt sich Franz Stelzhamer aber leider, wenn schon nicht im Mainstream der Zeit, so doch auf jenem beklagenswert dürftigen Niveau, das man damals in weiten, selbst gebildeten Kreisen keineswegs anstößig fand.

Der nur wenige Seiten umfassende Text „Jude“ in dem abgegriffenen Buch vor mir ließ sich jedoch auch bei Nachsicht aller Taxen nicht mit der Gnade früherer Geburt entschul-

digen. Trotz schlimmer Erwartungen erschreckte er mich über die Maßen, fand ich in ihm doch auf vergleichsweise kleinstem Raum ein erschütterndes Konzentrat von unerhörter, völlig unerwarteter Sprengkraft vor, besonders wenn man den Geschichtsverlauf in Rechnung stellt: Siebzig Jahre vor Abfassung von „Mein Kampf“ werden darin die zentralen, ebenso absurden wie verfänglichen Thesen Hitlers über die Juden, ihr Schmarotzertum und ihre großangelegte Weltverschwörung von seinem engeren Landsmann Franz Stelzhamer, der hochgepriesenen Verkörperung oberösterreichischer Wesenheit, in verblüffend ähnlichen abstoßenden Formulierungen vorweggenommen, und das gleich samt der probaten Endlösung. Sogar die ekelerregende Tiermetaphorik unterscheidet sich kaum. Für Hitler war der Jude bekanntlich *immer nur Parasit im Körper anderer Völker, den von ihm angefressenen Völkern* gilt des Führers Sorge, denn der Jude ist verschlagen und unersättlich: *Seine blutsaugerische Tyrannei wird so groß, daß es zu Ausschreitungen gegen ihn kommt.*

Herr Stelzhamer kann Herrn Hitler ein Menschenalter zuvor da nur zustimmen und geifert seinerseits: *Die Völker ringen um Vorrang und Macht, die Völker wetteifern in Kunst und Wissenschaft, in Entdeckung und Erfahrung, die Völker opfern Gut und Blut für Fürst und Vaterland; der Jude sieht zu, zufrieden, daß er heute oder morgen, da oder dort seinen Bandwurmrüssel, gleichviel, an die offene Wunde, oder an die Errungenschaft anlegen kann und – s a u g e n.*

Nun ist Stelzhamer freilich nicht der Ur-Urheber des himmelschreienden Wurmvergleichs. Der hat eine lange Tradition, zu Lebzeiten Stelzhamers bedient sich zum Beispiel der Philosoph Jakob Friedrich Fries in seiner 1816 erschienenen Polemik „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden“ des Begriffes *Gewürm*. Und Richard Wagner veröffentlicht nur zwei Jahre vor Stelzhamers „Jude“ seinen abscheulichen Aufsatz „Das Judentum in der Musik“, in welchem er jüdisches Kunstschaffen zwar nicht glattweg ableugnet, aber als epigonal, minderwertig, glatt und zersetzend entlarvt: *bis auf die Zeiten Mozarts und Beethovens, fand sich nirgends ein jüdischer Komponist: unmöglich konnte ein diesem Lebensorganismus gänzlich fremdes Element an den Bildungen dieses Lebens teilnehmen. Erst wenn der innere Tod eines Körpers offenbar ist, gewinnen die außerhalb liegenden Elemente die Kraft, sich seiner zu bemächtigen, aber nur, um ihn zu zersetzen; dann löst sich wohl das Fleisch dieses Körpers in wimmelnde Viellebigkeit von Würmern auf.* Und diese Würmer haben dann Namen wie Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Obgleich der Gesamtkunstwerker Wagner, in dessen Opern es ebenfalls nur so wimmelt, zum Beispiel von Leichen, eben noch den inneren Tod des einst gesunden deutschen Volkskörpers konstatiert hat und ihm damit eigentlich alles egal sein könnte, hat er für den scheinbar ewig wandernden Juden doch einen guten Rat parat, mit dem er sein Machwerk beschließt: *Aber bedenkt, daß nur Eines eure Erlösung von dem auf Euch lastenden Fluche sein kann: die Erlösung Ahasvers – der Untergang!*

Vergleicht man diese Diktion mit jener Stelzhamers, wirkt sie beinahe noch vornehm.

Letzterer nämlich legt all seine poetische Kraft in die Ausgestaltung jenes beschaulichen jüdischen Hochgenusses, den das permanente Bandwurmrüsseleintunken allen erregten Lesersinnen vermitteln soll, auf daß sie zu umfassenden Vernichtungsaktivitäten angeregt werden. Denn anders als Richard Wagner begnügt Stelzhamer sich nicht mit allgemeinen Untergangsszenarien für die Juden, sondern philosophiert ungeniert über das Versäumnis, bisher beim Wurmartreiben nur *größere oder kürzere Stücke* gewonnen zu haben, *nicht aber den Kopf selbst*. Im Klartext heißt das wohl, bei den bisherigen Pogromen sei man leider halbherzig und inkonsequent verfahren, anzumahnen gelte es den Völkermord.

Zu den häufigen Schutzbehauptungen derer, die für das ungebrochene Naheverhältnis von Linz und ganz Oberösterreich zu Stelzhamer Erklärungen suchen, gehört die Mutmaßung, offenbar dürften selbst seine größten Befürworter nichts vom politischen Bewußtsein ihres Idols geahnt haben und von seinen diesbezüglichen Veröffentlichungen nichts gewußt. Immer wieder wird fälschlich hervorgehoben, diese seien nur an abseitigen Publikationsorten erfolgt und nie wieder thematisiert worden.

Tatsache ist hingegen, daß das deutschnationale Element bei Stelzhamer zumindest bis 1945 eine durchgehende, meist positive Rezeption erfahren hat, sein radikaler Antisemitismus bis ins einundzwanzigste Jahrhundert herein allerdings bestenfalls indirekt reflektiert wurde, und das selbst seit 1945 keineswegs so, wie es nach der Umsetzung von Stelzhamers Anregung im Holocaust der Anstand geboten hätte. Den auf Stelzhamers Werk spezialisierten Nachkriegsgermanisten kann der Vorhalt nicht erspart werden, gegen die Prinzipien wissenschaftlicher Redlichkeit auf kryptische, gewundene, ja beschönigende Formulierungen zurückgegriffen oder um die Brisanz von Stelzhamers einschlägigen Texten überhaupt einen großen Bogen gemacht zu haben, indem man sie wider besseres Wissen verschwieg.

In seiner umfangreichen und an sich kundigen Biographie „Franz Stelzhamer. Leben und Werk“ bildet sich zum Beispiel Hans Commenda 1953 folgendes bemerkenswerte Urteil über die unter dem Sammeltitle „Sibyllinisches“ auf fünfzig Seiten veröffentlichten fünf Essays: *Im Abschnitt „Sibyllinisches“ seines 1852 erschienenen Werkes „Das bunte Buch“ vereinte Stelzhamer eine Reihe von politischen Rück-, Um- und Ausblicken, die geradezu verblüffen durch die Mischung zeitgebundener Vorurteile und seherischer Zukunftsblicke. Meist erst nach dem Jahre 1848 verfaßt, greifen sie doch auf dessen Ereignisse zurück und erweisen ihren Verfasser auch auf dem Gebiete der Politik als tiefen, selbständigen Denker.*

Commenda zählt in der Folge alle fünf dieser tiefen, selbständigen Denkergrüsse auf: *1. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit (die alte Schlangenlehre); 2. Antichrist; 3. Sphynx; 4. Jude; 5. Der große deutsche Männerchor.* Womit also verblüfft uns Franz Stelzhamer darin im einzelnen?

Im ersten polemisiert er gegen die aufklärerischen, von der französischen Revolution in die Schlagworte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gekleideten Ideale.

Der zweite entlarvt früh den modernen Antichristen: *Es ist der Communismus, hervorgegangen aus dem Schooße des Socialismus*. Den armen Ich-Erzähler plagen dabei schreckliche Gesichte, Antichrist-Erscheinungen wie jene des Félicité de Lamennais, der als aufklärerischer Philosoph und Priester Staat und Kirche getrennt wissen wollte, für Religions- und Pressefreiheit eintrat, *aber es war nur ein erbärmlicher Pigmä*, oder jene des religionskritischen Theologen Bruno Bauer, aber es war nur eine jener *Mauerschwalben, die an den alten Domen pickten*. Dabei schloß Stelzhamer sich, wie ich noch zeigen werde, der zentralen These Bauers in dessen 1843 erschienener Schrift „Die Judenfrage“ inhaltlich durchaus an, der Exklusivanspruch des Auserwähltseins, aus dem zwangsläufig ein Alleinherrschaftsstreben hervorgehen müsse, spreche eo ipso gegen eine rechtliche Gleichstellung der Juden.

Der dritte Essay warnt vor Allmächtsphantasien des Menschen und beinhaltet als einziger durchaus erwägenswerte Überlegungen, etwa wenn der Autor prophezeit: *der Anfang der Luftschiffahrt wird sein, wenn sich der kostbare und kostspielige Dampf, und was heut oder morgen an seiner Statt treiben und bewegen muß, schon **vollkommen und bestens** rentirt haben wird*.

Der vierte regt, wenn auch metaphorisch dürrig verbrämt, eindeutig den Genozid an den Juden an, und der fünfte hat eine nachträgliche erbitterte Absage an die von Stelzhamer ursprünglich begrüßte Revolution 1848 zum Kern.

Keine acht Jahre nach dem Außerdienststellen der Gaskammern formuliert sein Biograph Commenda mit ausdrücklichem Bezug auch auf den Judenessay, es handle sich dabei in *seiner eigenwilligen, rein persönlichen Art, die Dinge zu sehen, um verblüffende Geistesblitze*, um tiefes, selbständiges Denken Stelzhamers in einer *Mischung aus zeitgebundenen Vorurteilen und seherischer Zukunftsblicke*. Obwohl Hans Commenda, mit sich selbst offenbar uneinig, im gleichen Atemzug mangelnde *Tiefe und Gründlichkeit* beklagt, wodurch *seine Gedankengänge doch im bloßen Wollen steckenbleiben*, stößt einem – oder doch nur mir und wenigen anderen? – eine solche Diktion reichlich sauer auf.

Militanter Antisemitismus ist, wie Commenda selbst kurz zuvor miterlebt hat, so zeitgebunden auch wieder nicht. Und vielleicht kann einem Stelzhamers seherisches Nachdenken über die Ökonomie des technischen Fortschrittes im allgemeinen und über den künftigen Flugverkehr im speziellen einigen Respekt abnötigen. Doch die punktgenaue Umsetzung seiner Vorschläge, was das finale Abschlagen des Judenbandwurmkopfes anlangt, von einem Zeitgenossen der NS-Barbarei als prophetischen Zukunftsblick des größten Dichters bajuwarischer Zunge gepriesen zu wissen, macht einen fassungslos, denn Stelzhamer hat vor den beispiellosen Verbrechen nicht gewarnt, sondern sie gefordert.

### III

Es scheint an dieser Stelle zweckmäßig, die persönlichen Beziehungen Franz Stelzhamers zu jüdischen Mitmenschen etwas näher zu beleuchten. Zwar gab es in seiner

engeren Heimat, dem südlichen Innviertel um Ried und im Hausruck, kaum Juden, aber die irrige Vermutung, der Gute sei vielleicht naives Opfer eines allgemeinen Salon- und Wirtshausantisemitismus geworden und habe keine Gelegenheit gefunden, sein Vorurteil durch Anschauung zu revidieren, ist durch einige biographische Streiflichter schnell zu widerlegen.

Anfang 1830 verdient sich der gescheiterte Student als Hauslehrer im heutigen Polen sein Geld. In diese Zeit fällt ein Liebesverhältnis zu einer jüdischen Frau, nach dessen Scheitern der Siebenundzwanzigjährige am 29. März 1830 enttäuscht notiert: *Sogar Judenevchen scheint mir schon wieder erkühlet, was mir liebende Zuneigung Schien, ist nur Triumph ihrer Eitelkeit. Das Judengesinde hat kein Herz. Darum ruft meins auch in ihrer Nähe: fort fort vom blendenden Flitterglanz.* Schon in diesem frühen Dokument zeigt sich Stelzhamers fatale lebenslange Neigung, vom Einzelfall aufs Allgemeine zu schließen. Die Enttäuschung, zurückgewiesen worden zu sein, führt der tatsächlich Verblendete schlicht auf typisch jüdische Herzlosigkeit zurück. Denn wie für Hitler gibt es für Stelzhamer meist nur DEN typischen Juden in der Einzahl oder eben das Judengesinde.

Kommt er dagegen in einem Gedicht beispielsweise, sagen wir, auf Vögel zu sprechen, ist es ihm ein Anliegen, die ganze Vielfalt der gefiederten Freunde und ihrer Lieder anschaulich in lautmalende Worte zu fassen: *'s Lercherl steigt in d'Heh, 's Blomaiserl pfigatzt und a's Raothmändel stigatzt in da Leithen so schen. Da wispelt mein Zeiserl, und alle sind sie da, Ámerling und Schwäuberl, Hánöfflerl und Däuberl.*

Wer waren nun die individuellen jüdischen Menschen hinter DEM Juden, denen der stets auf Förderer und Geldgeber angewiesene Franz Stelzhamer viel zu verdanken hatte? Manche von ihnen zählten zu den Berühmtheiten ihrer Zeit und finden heute noch breite Würdigung.

Salomon Sulzer zum Beispiel stammte ursprünglich aus Hohenems in Vorarlberg, wo heute der Veranstaltungssaal in der ehemaligen Synagoge nach ihm benannt ist. Der lebenswürdige Ober-Kantor der Wiener Kultusgemeinde, Komponist, zeitweilige Gesangsprofessor am Konservatorium, Begründer des modernen Synagogengesangs und spätere Ehrenbürger der Stadt Wien, für dessen markanten Bariton sein Freund Franz Schubert den berühmten 92. Psalm komponierte, spielte nicht zuletzt als Vorkämpfer für die volle Emanzipation der Juden in der Revolution 1848 eine prominente Rolle und wäre dafür beinahe hingerichtet worden.

Sulzer stiftete dem von ihm hochgeschätzten Stelzhamer sogar einen Freundschaftspokal, der sich noch bis nach dem zweiten Weltkrieg im Besitz von Stelzhamers Enkel befinden haben soll. Voll für ihn bezeichnender Vorfreude notiert der Dichter am achten Mai 1846: *Morgen hat mich Sulzer auf Mittag zu sich geladen, vielleicht daß ich doch auch in den Besitz des bewußten Bokals gelange, wäre wieder eine Freude.*

Nicht nur beim Judenevchen sah der Dichter also eine Zeitlang großzügig darüber hinweg, daß die attraktive junge Dame einen jüdischen Hintergrund hatte. Auch im Falle

Sulzers überwand Stelzhamer sich offenbar und erwies dem Überrumpelten sogar die Gnade, im innenstädtischen Zentrum Wiener jüdischen Lebens wochenlang umsonst Kost und Logis zur Verfügung stellen zu dürfen. Denn der leichtlebige Franz hatte im November 1849 wieder einmal seine gesamte Barschaft durchgebracht, als es ihn heftig nach Wien zog. Statt unter einer Brücke Quartier zu nehmen, entsann er sich seines treuen Freundes: *Mein ganzes Vermögen bestand in 1 Viertel Banknote das Schiff wußte ich mir ohnehin gratis zu verschaffen – so kam ich nach Wien, und wo meinst Du wohl, daß ich meine Einkehr genommen? – Beim Juden Sulzer. Ich hatte ihn von Linz aus bereits von meiner Ankunft unterrichtet und so ging ich denn wiewohl nicht ohne Bangen bei schon eingebrochener Dämmerung zu ihm und – ward freundlich aufgenommen. Aber mein liebes Weib das waren bis auf 3 Tage von jetzt, schlimme Tage: Die düstere Seitenstättergasse, das Kindergeschwurr und – er hatte nichts anderes – das elende Liegen Nachts auf einem zu kurzen alten Kanapee unter einer schlechten unapetitlichen Decke.* Diese Zeilen aus einem Brief an seine Frau zeigen eindrucksvoll, daß es dem Egomaneen nicht im geringsten in den Sinn kommt, sein unabgesprochenes, bloß dekretiertes Auftauchen und längeres Verweilen in dem kinderreichen, nach der Katastrophe 1848/49 materiell nicht übermäßig gesegneten Haushalt könne vielleicht eine Zumutung darstellen. Die Zumutung besteht für Stelzhamer vielmehr darin, in einer düsteren Gasse auf einer wenig bequemen Bettstatt nächtigen und dazu noch den Kinderlärm erdulden zu müssen.

Drei Jahre nach dieser Begebenheit und sechs Jahre nach Erhalt des von Sulzer gestifteten Freundschaftspokals findet Stelzhamer dann nichts dabei, DEM Juden an sich brutale Raffgier zu unterstellen und höhere Werte glatt abzusprechen: *Jeder natürliche Erwerb oder Gewinn hat den Zweck, daß man sich und die Seinen fördere und erhebe; der Jude allein erwirbt, daß er – habe, gibt es dann seinen Kindern und schärft ihnen ein, dazu nur wieder zu erwerben, auf daß sie – haben; – er lehret sogar seine Kinder Nüchternheit und Mäßigung, predigt ihnen Fleiß und Unverdrossenheit und warum? Ach, daß sie – haben, nichts weiter!*

Nichts Großes habe DER Jude über die Jahrtausende kulturell geleistet, doziert Stelzhamer, mit Richard Wagner darin einer Meinung, wider besseres Wissen, denn nicht nur renommierte Wiener Freunde und Bekannte wie Sulzer, Ludwig August Frankl oder August Silberstein beweisen ihm das Gegenteil. Es ist auch so gut wie auszuschließen, daß dem langjährigen Studiosus etwa die Leistungen jüdischer Philosophen von Spinoza bis Moses Mendelssohn gänzlich verborgen blieben, dessen Enkel Felix übrigens just zu Lebzeiten Stelzhamers zunächst als musikalisches Wunderkind Schlagzeilen machte und schließlich als Komponist berühmt wurde. Zu des Juden Mendelssohn-Bartholdy Verdiensten zählte übrigens nicht zuletzt die fulminante Wiederbelebung eines von „seinen“ Deutschen fast völlig vergessenen, unmodischen alten Tonsetzers namens Johann Sebastian Bach. Von Ludwig Börne bis hin zu Giacomo Meyerbeer haben jüdische Zeitgenossen Stelzhamers das kulturelle Leben mitgeprägt, alles natürlich vor 1852, als der Mann aus Piesenham zum Rundumschlag ausholt.

*Buchbaur seinem Stelzhamer. München am 3. Dezember 1851* steht als Widmung in jener bis auf den heutigen Tag im Stelzhamernachlaß aufbewahrten Heinrich-Heine-Ausgabe, die im selben Jahr bei Hoffmann und Campe erschienen war. Zumindest den Schöpfer des Buches der Lieder schätzt sein oberösterreichischer Kollege trotz des von ihm apodiktisch diagnostizierten allgemeinen jüdischen Kulturversagens durchaus, wenn auch weit weniger als sich selbst, lautet seine Rangliste der größten Dichter doch ohne jede Ironie Homer, Shakespeare, Calderón, Dante, Goethe, Stelzhamer, wie Nikolaus Lenau konsterniert berichtet: *Ernsthaft mag ich nicht darüber reden.*

Natürlich haftet der krausen Stelzhamerschen Gedankenwelt und erst recht ihrer weit hinter den Stand der Technik zeitgenössischer literarischer Prosaverfahren zurückfallenden schriftlichen Ausformung bei nüchterner Betrachtung trotz bestürzender Zuspitzungen wie im Judenessay etwas unerhört Lächerliches an, wie das bei den meisten deutsch-nationalen, antisemitischen und xenophoben Schwafeleien bis in die Gegenwart der Fall ist. An ihrer Gefährlichkeit ändert das freilich nichts.

Ich werde mich mit psychologisierenden Deutungen zurückhalten, nur soviel: Franz Stelzhamers Großmannssucht und Selbstüberschätzung speisen sich, will mir scheinen, nicht zuletzt aus einem tiefen Minderwertigkeitsgefühl. Immer kommt er zu kurz. Besonders den Fremdvölkischen – und dazu zählen für ihn selbstverständlich auch alle Völker der Donaumonarchie außer dem deutschen – kann er schon ihre bloße Anwesenheit nicht verzeihen, selbst wenn er diese einzig an für ihn evidenten physiognomischen Besonderheiten festmacht: *Graz und seine wendisch-kroatischen Gesichter und Figuren wären für mich nicht zum längeren Genuße und Anblick*, notiert er anlässlich eines Besuches beim Bruder in der Steiermark. Wie die häßlichen Südslawen von unten, drängen die gierigen Tschechen von oben unaufhaltsam ins Land, und Franz Stelzhamer, die Inkarnation oberösterreichischer Wesenheit, beschreibt diesen für ihn so traurigen, anscheinend ewig aktuellen Umstand besonders anschaulich und polyglott in einer kunstvollen Reimmischung aus heimischem Dialekt, Tschechisch und Pidgin-Deutsch: *Und über die Buckeln – králln und kugeln – / Pani Behm – kreuz und quer; – / Doch mit Ainá kommt an d'Dainá – / nein, nôt Ainer – aber – mehr! // Und das Wosse – dobri, dobri – / Und de Most – und der Kost – / Wos de Obri – den Revier – / Schenkt, is dobri – bleib me hier!* In dieser Not kommt ihm das Jahr 1848 gerade recht. Von der Revolution erwartet Stelzhamer sich nämlich nichts Geringeres als den Anschluß Österreichs an die deutschen Lande, freilich wieder mit Wien als Hauptstadt und dem angestammten Kaiserhaus an der Staatsspitze. Gegen die störenden Fremdvölkischen und ihre Migrationslust aber müsse man sich gleichzeitig wirksam abgrenzen. Mit dem Habsburger Reichsverweser Erzherzog Johann scheint ihm zumindest der erste Schritt dazu getan, und in seinen „Politischen Volks-Liedern“ gibt er Österreich, mit dem er auf du und du ist, entsprechende gute Ratschläge für die weitere Taktik: *Dást nôt so viel tschecherln / Und krawateln mehr sollst, / Und dást deine Gedánker ins Deutschland / Schickst und von Deutschland herholst.* Wüßte man nicht um Stelzhamers stramme deutschnationale Gesinnung

und seine Verachtung der Slawen, könnte man der folgenden Strophe aus demselben Gedicht durchaus einiges abgewinnen: *Dá Tschech und Krawat / Is uns viellieb und werth, / Und soll kriegn und soll haben / was iehm volksrechtli gehört.* Hauptsache, sie können uns nicht mehr nach Belieben umvolken, lautet allerdings der Subtext. Als der Revolutionsspuk und damit die Chance auf eine großdeutsche Lösung dann endgültig vorbei sind, hütet Stelzhamer sich freilich geflissentlich, die territoriale Integrität der Vielvölkermonarchie noch einmal öffentlich in Frage zu stellen. *Dá Tschech und Krawat* wird ihm vielmehr weiterhin Sorgenfalten in die Denkerstirn weißeln.

Die Reinheit des angestammten Volkscharakters, welche der größte Mundartdichter südlich des Weißwurstäquators unvergleichlich in folgende ideale Verse faßt: *Oberösterreich, Österreich, Bist so schön, bist so reih, / Liabs, schöns Oberösterreich, Dir bleib ih treu!*, ist also bereits zu seinen Lebzeiten ernsthaft gefährdet, vom Niedergang der deutschen Sprache gar nicht zu reden: *Deutscher Michl – dummer Kerl – / Da paß auf – und spitz 's Öhr!* – / *Glyptothek – Bibliothek! – / Pinakothek – Alles grec! // Dort Basilika – da Arkaden – / „Kirch“ und „Laubn“ – wann s' heißen tháden – / Wár ma lieber – meine Herrn – / I hör deutsch – gar so gern!* Von der Loggia bis zum Corso haut Stelzhamer, der selbst, wo er kann, mit unnötigen Fremdwörtern und lateinischen Phrasen protzt, dem deutschen Michel seine Sprachsünden mit Verve um die Ohren, auf daß er sie noch besser spitzen möge: *Deutsche Einigkeit – wo bestehst du? – / In Sprachunreinigkeit – da stehst fest du – / Deutsche Einigkeit – woraus wehst du? – / Aus Sprachunreinigkeit – und da vergehst du.*

Damit freilich immer noch nicht genug, denn selbst im schnöden Alltag geht es schon rapide bergab mit der gottgegebenen deutsch-österreichischen Vormachtstellung: Biedere k.k. Postbeamte geben Juden und Dandys vor bajuwarischen Mustercharakteren, die vergeblich freie Bahn voraussetzen, den Vorzug, wie Stelzhamers gekränktes lyrisches Ich, das indessen nur selten von seinem Schöpfer abzusehen vermag, in einem weiteren Poem bitter beklagen muß: *Im Posthof weile ich am Schalter, / Wo man die Briefe giebt hinein, / Wie an der Blume weilt der Falter – / Mein Brief darf nicht der erste sein! // Sieh, ein Hebräer kommt und wälzet / Hinab sein mächtiges Packet; / Dann kommt ein Dandy angestelzet / Mit einem zierlichen Billet.* Immer kommt er zu kurz, wird er zurückgesetzt, muß er sich hinten anstellen.

Franz Stelzhamer sieht jedenfalls rundherum ziemlich schwarz und hat genaue Vorstellungen, wie das alles einmal enden wird: *Und so wahrlich steht es zu befürchten, daß der Jude am Ende wohl – nichts sein, aber – Alles haben werde und – dann ereignet sich der sogar in der Fabelwelt unerhörte Fall, daß König L ö w e mit seinen Vasallen: Tiger, Panther, Bär; mit seinen Reichsráthen: Elefant, Pferd, Fuchs, kurz mit seinem ganzen Hofstaat und gesammeltem Volke zum H a m s t e r – betteln gehen muß! – – ! –*

Hier also noch einige zweckdienliche biographische Hinweise zu einem weiteren der uneigennütigen Riesenbandwurmflodermausmaushamster, auf deren Wohlwollen der Löwe oder – mindestens – Elefant Stelzhamer zeitlebens angewiesen ist:



Zu seinen bedeutendsten Förderern zählt der aus Böhmen stammende, ungemein vielseitige Ludwig August Frankl. Der Herausgeber anspruchsvoller Zeitschriften, des „Oesterreichischen Morgenblattes“ und der „Sonntagsblätter“, umtriebige Archivar und spätere Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde, Schriftsteller, Arzt, Direktor des Wiener Kunstvereins und aufrechte Demokrat Frankl wird von Stelzhamer immer wieder schwer enttäuscht, wie seine Notizen in der Handschriftensammlung der Wienbibliothek erläutern. Dringend erwartete Frankl zum Beispiel einmal einen von ihm zugesagten Beitrag für sein Blatt, im letzten Moment erschien Stelzhamer auch, *brachte nichts, verlangte aber Geld*. Als Frankl sich bitter beklagte *über den Ausfall des Artikels u. ihn bat mir ihn jetzt in m. Zimmer zu schreiben, setzte er sich hin*. Nebenan jedoch wurde Klavier gespielt, worauf Stelzhamer alsbald wieder aufstand und meinte: *„Es stimmt mir nicht d. Musik zu m. Gedanken.“ Nahm d. Geld und ging*.

Trotz solcher Erfahrungen schreibt Frankl über Stelzhamer als Mundartdichter wahre Elogen, wie in Wurzbachs Biographischem Lexikon des Kaiserthums Österreich nachzulesen ist: *Die originelle Lebensanschauung, die naive Gemüthsentwicklung neben ätzender Ironie, die blitzende Welterkenntniß seines Verstandes und die Weltvergessenheit seines Herzens machen Stelzhamer zum echten Dichter. Was ihm an Umblick bei einem begränzteren Horizonte seiner Gedanken fehlen mag, ersetzt er reich durch die originelle Individualität in seinem Kreise und durch das Frappante der Wendung, der Bezeichnung in seinem durch ihn zur Sprache geschaffenen Dialekte*.

Der solcherart differenziert Gewürdigte dankt Frankl wie anderen jüdischen Sympathisanten mit Unverlässlichkeit, unverfrorenem Ausnutzen und vor allem mit seinen gräßlichen antisemitischen Tiraden.

#### IV

Künstler wie Franz Stelzhamer und Richard Wagner haben sich als Menschen unauslöschbar disqualifiziert. Die zu ihrer Entlastung häufig vorgebrachten Verweise auf eine angeblich allgemein fehlende Sensibilität für grobe antisemitische Ausritte im neunzehnten Jahrhundert gehen an der Realität vorbei, immerhin war gut fünfzig Jahre zuvor Lessings Nathan erschienen, immerhin standen auch in Österreich zahlreiche prominente Namen wie jener von Anastasius Grün für unermüdliche Bewußtseinsbildung im Hinblick auf Toleranz, Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Mit wenigen Strichen nur sei hier angedeutet, wie beschämend sich der vulgäre, aggressive Antisemitismus der Stelzhamers und Wagners etwa gegenüber einem zeitgenössischen Kollegen wie Franz Schubert ausnimmt, bei dem primitive Vorurteile nicht verfinnen und der keinerlei Berührungängste kannte. So komponiert Schubert im Sommer seines Todesjahres 1828 nicht nur die Es-Dur-Messe, zur selben Zeit entstehen auch die in den postumen Zyklus „Schwanengesang“ integrierten berühmten sechs Heinrich-Heine-Vertonungen aus dem eben erschienenen „Buch der Lieder“.

Ebenfalls 1828 – ich habe kurz schon darauf hingewiesen – setzt Schubert den 92.

Psalm „Gut ist's dem Ewigen zu huldigen“ nach einer hebräischen Textvorlage für den damals 24jährigen Kantor Salomon Sulzer und gemischten Chor in Noten, während umgekehrt der in Wien hochgeschätzte Bariton Sulzer als Interpret der Freundeslieder wiederholt bei Original-Schubertiaden und später unter anderem mit niemand geringerem als Franz Liszt am Klavier in Erscheinung tritt.

Salomon Sulzers allenthalben hervorgehobene Verdienste um die Reform des traditionellen Synagogengesangs als Ausdruck jüdischer Emanzipation, die damit verbundene Hinwendung zur europäischen Musiktradition, etwa durch den Einsatz mehrstimmiger Chöre und der Orgel, finden bei einem Hetzer wie Richard Wagner selbstverständlich keine Gnade, *denn seiner Natur nach* sei derlei Streben beim Juden schon aus physiologischen Gründen *fruchtloses Bemühen: Wer hat nicht Gelegenheit gehabt, von der Fratze des gottesdienstlichen Gesanges in einer eigentlichen Volks-Synagoge sich zu überzeugen? Wer ist nicht von der widerwärtigsten Empfindung, gemischt von Grauenhaftigkeit und Lächerlichkeit, ergriffen worden beim Anhören jenes Sinn und Geist verwirrenden Gegurgels, Gejodels und Geplappers, das keine absichtliche Karikatur widerlicher zu entstellen vermag, als es sich hier mit vollem, naiven Ernste darbietet?*

Nein, Wagner, der den Juden vorhält, das Wesen deutscher Kunst ihrer Natur wegen niemals ergründen zu können, fällt es nicht im Traum ein, sich umgekehrt darauf zu beschränken, ihm persönlich, soll sein als Deutschem, sei es schlichtweg unmöglich, derlei fremde Kulturtraditionen nachzuvollziehen, weswegen sie ihm eben mißfallen würden. Er muß mit rhetorischen Schlammpackungen werfen, sich lustig machen, niedrige Instinkte bedienen, Emotionen schüren.

Franz Stelzhamer steht Richard Wagner da in nichts nach, ja er übertrifft ihn noch, wenn er völlig außer Rand und Band über die Juden herzieht, *sie, die an Ungerechtigkeit, an Meineid und Treubruch, an Schandthaten aller Art kein anderes Volk unübertroffen lieben*. Und offensichtlich im Namen des großen, liebevollen Gottes der Christenheit, den er dem zornmüthigen, kleinlichen Judengott gegenüberstellt, wird er ein weiteres Mal überdeutlich: *Der Jude nämlich und ganz allein e r vor allen Völkern des weiten Erdkreises hält und erklärt sich für das „auserwählte Volk Gottes.“ Kann es um's Himmelswillen eine größere Vermessenheit, eine eklatantere Blasphemie geben, als diesen Dünkel! – Ist nicht dieser Dünkel allein werth, daß den davon Erfüllten jedes Volk unter seine Füße tritt!* Rufzeichen als zusätzliche Drohgebärden statt der zu erwartenden Fragezeichen unterstreichen unmißverständlich den Aufforderungscharakter seines scheinbaren Resümees. Und das mit aller verschlagenen Berechnung. Denn in den unveröffentlichten handschriftlichen Notizen zum Judenessay (*ad: Juden*), wohl aus der ersten Jahreshälfte 1851, steht zum Beispiel der bezeichnende Satz: *Und endlich finden die Geistlichen dieselbe Verachtung wie die Juden, weil sie sich gleich jenen einbilden von Gott bevorzugt zu sein*. Stelzhamer, dem Bruno Bauer ein Begriff war, war sich also sehr wohl bewußt, daß, was er den Juden als Mühlstein umhängt, eigentlich alle intoleranten Religionskünder angeht, und damit einen fanatischen katholischen Geistlichen viel mehr als einen agnostischen

Juden. Nur: So viel Differenzierung hätte Stelzhamer um die Möglichkeit gebracht, DEN Juden als alleinigen Sündenbock für alles und jedes verbal auf den Scheiterhaufen, unter die Stiefeltritte deutscher Kulturmenschen zu zwingen. Der Öffentlichkeit gegenüber bleibt er darum, wenn er Christen und Juden in Beziehung setzt, klar bei der simplen Rollenverteilung Christen hui, Juden pfui, nach dem kernigen Motto: *Kain christlige Seel / Sollt dá Jud mehr einscháchern!*

Auf demselben Blatt Papier, das die unveröffentlichten Notizen zum Judenessay enthält, findet sich auch die Erstfassung eines weiteren einschlägigen Aphorismus: *An dem Tage, wo das Judenvolk den Wahn – entstanden aus dem gröbsten Betrug eines Menschen! – den Wahn seiner Gottauserwähltheit abwirft und Angesichts der ganzen Welt für alle Zukunft förmlich und feierlich abschwört, an demselbigen Tage noch würde es das herrschende Volk über die Welt; aber seine Eitelkeit, sein heimlicher Stolz und Dunkel läßt es zum Heile der Welt niemals zu.*

Seinem bekannten Räsonieren über die bestrafenswürdige jüdische Anmaßung der Gottauserwähltheit fügt Franz Stelzhamer in diesem kurzen Text eine weitere besonders perfide Überlegung bei, die dem „Judenvolk“ jeden Ausweg aus seiner mißlichen Lage versperrt. Quasi in einer Doppelmühle verfangen, ist ihm nach Stelzhamers Logik das Kopfab schlagen gleichsam vorgezeichnet. Denn beharrt es darauf, Gottes Lieblingsvolk zu sein, gehört es, wie andernorts drastisch abgehandelt, zertreten. Könnte es, rein theoretisch, hingegen seine Eitelkeit überwinden und dieser Hybris entsagen, fiel ihm laut Stelzhamer offenbar postwendend die Weltherrschaft in den Schoß, wodurch er zwar indirekt die von ihm befürchtete und heftig bekämpfte Überlegenheit DES Juden anerkennt. Eine solche Demütigung anderer Völker, zuvorderst natürlich der Germanen, müßte aber, so die Botschaft, zum Heile der Welt mit allen Mitteln verhindert werden, weswegen sich der letale Präventivschlag diesfalls als Akt der Notwehr statt der Strafe anbietet.

## V

Hans Commenda junior, den ich wegen seines besonders leidenschaftlichen Engagements für die Apotheose Stelzhamers zum Landesheiligen unmittelbar nach Hitlers Exzessen schon hervorgehoben habe, ist natürlich nur einer unter etlichen Stelzhamer-Verehrnern, die in genauer Kenntnis wohl jedes einzelnen der hier thematisierten Texte nicht müde werden, Loblieder auf den wackeren Mann zu singen, in welchem das genuin Oberösterreichische sich unvergleichlich Bahn breche. Mindestens so erschreckend und aufschlußreich wie die vielen Entgleisungen des Dichterfürsten ist die Rezeption seiner Unsäglichkeiten vom neunzehnten bis herein ins einundzwanzigste Jahrhundert, also bis in die unmittelbare Gegenwart.

Nicht von ungefähr meint ein anderer radikaler Antisemit, Georg Ritter von Schönerer, der bekanntlich Adolf Hitler wesentlich beeinflußt hat, Stelzhamers armer fünfzehnjähriger

Tochter Rosalia 1886 mit einem Poem im Poesiealbum Freude bereiten zu müssen, das mit folgenden kindgerechten Versen beginnt: *Heil Bismark, heil ihm der durch Blut und Eisen / dem deutschen Volk ein mächtig Reich erschuf, / Heil ihm, den auch die Feinde fürchtend preisen!* und so weiter und so fort.

Es ist dies ungefähr die Zeit, da die Freunde Hans Commenda senior, Anton Matosch und Hans Zötl, alle drei Mitglieder des akademischen Vereins Germania, ihre Bemühungen um die Verbreitung der Werke des Verblichenen und die Mundartliteratur an sich mit einem informellen Bund, eben dem Stelzhamer-Bund, besiegelten. Deutschnationales Gedankengut, wie es damals durchaus üblich war, durchzieht ihre Publikationen bis hin zum Tod von Zötl Ende der 30er Jahre. Für die Gründerväter des Stelzhamerbundes war es augenscheinlich, im Gegensatz zur Stelzhamer-Aneignung der Nationalsozialisten, kein wirkliches Problem, Regionalismus und Großdeutsches Reich, zupackende, sinnliche Mundartlyrik und pathetisches Germanien-Geraune zu verbinden.

Nach Hans Zötls Worten im „Matosch-Gedenkbuch“ 1918 verdiente es etwa Anton Matoschs „Heimatslied“, in allen Schulen des Landes eingeführt zu werden. Darin heißt es unter anderem: *Im Osten steht ein uralt Schloß / Mit tausend hohen Zinnen; / Ein Strom durchbraust es, mächtig groß / Mit breiten Silberrinnen / Drin liegt ein hoher Schatz verwahrt, / Das Erbe alter Zeiten: / Von deutscher Zung; von deutscher Art / Viel herrlich Kostbarkeiten. / (...) Mein Herz ist dein und dein mein Blut; / Es schützen deine Söhne, / Lieb Heimatland, dich und dein Gut: / die deutsche Art, die schöne.* Und Zötl ist es auch, der 1928 in einem Werk mit dem schönen Titel „Franz Stelzhamer unser Heimatführer“ – mir liegt, auf daß niemand meine, all dies sei unter Ausschluß der Öffentlichkeit geschehen, die Auflage 68. bis 71. Tausend vor – enthusiastisch festhält: *So wird der Dichter zum bewährtesten, allergetreuesten Wegweiser seines Volkes hin zur altangestammten deutschen Art und Sitte von altväterischer Schlichtheit in Handel und Wandel aus der e i g e n e n H ä u s - l i c h k e i t heraus, im Sonnenscheine der heimatlichen Gemütspflege. Also ganz im Geiste unseres Turnvaters J a h n, nach dessen Fundamentallehrsätze: „Denn immer geht vom Hauswesen die wahre, ständige, echte Volksgröße aus, im Familienglücke lebt die Heimat- und Vaterlandsliebe und der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit.“*

Den unsteten Heimatführer Franz Stelzhamer im Jahnschen Tempel der Häuslichkeit zu verorten, ist jenseits aller ideologischen Implikationen natürlich eine grobe, vorsätzliche Fehldeutung. Denn seine in unzähligen voneinander abgeschriebenen Lebensdarstellungen herausgekehrte sentimentale Anhänglichkeit, was Mutter und Heimat anlangt, steht in scharfem Gegensatz zur Lebenspraxis des permanenten Unterwegsseins, der ausgeprägten Rücksichts- und Verantwortungslosigkeit (nicht nur) seiner Familie gegenüber. Noch kurz vor dem Anschluß beschwört Hans Zötl dagegen ganz auf der Höhe der Zeit den idealen pater familias in Stelzhamer, der selbst mit einem Seitenhieb auf den älteren Bruder dazu Bezeichnendes anmerkt: *Der Pater-familias unserer Familie ist Franz. Peter ist ein Wasserschoß und trägt keine Frucht. Wir Fruchtbare dürfen uns nie beugen vor*

den Unfruchtbaren. In seinem „Heimatspiegel“ honoriert Zötl 1937 – das von mir eingesehene Exemplar stammt aus der Auflage 80. bis 84. Tausend – derlei markige Worte so: *Der Ahnenkult war ihm heilig; vom Hausstamm aus die engere und weitere Heimat und darüber hinaus sein geliebtes deutsches Volk standen im Brennpunkte seines Lebens und Schaffens. Sein ganzes Wesen und damit seine Dichtung wurzelt in der Häuslichkeit, in der Familie, also in der Grundfeste unseres sozialen Gemeinwesens, das sie durchblutet mit seiner überragenden Herzenskraft und mit seinem Seherblicke hinanleitet.*

Mit dem Verweis auf den Seherblick wären wir nun wieder bei den politischen Essays in „Das bunte Buch“ angelangt, auf welche sich die Gründerväter des Stelzhamerbundes auffallend oft beziehen. Hans Zötl etwa meint, Stelzhamer habe darin *eine bunte Gesellschaft aus dem Bereiche seiner Musenkinder vereint zu einem sinnigen Reigen zu Ehren des Jugendgespielen und Landsmannes, des königl.bayer. Staatsministers Dr.Ludwig v.d. Pfordten.* In „Aus dá Hoamát“, der Buchreihe des Stelzhamerbundes, druckt man denn über die Jahrzehnte auch einige Aufsätze aus „Sybillinisches“ in riesigen Auflagen nach, nicht allerdings „Jude“ und „Antichrist“, wenn ich entsprechende Publikationen nicht übersehen habe. In verschiedenen Würdigungen, die „Das bunte Buch“ in „Aus dá Hoamát“ erfährt, werden die Essays zwar als besonders bedeutend hervorgehoben, einige thematisiert, über die antisemitischen Ausritte verliert man freilich kein Wort. Grund dafür mag Stelzhamers Unentschlossenheit sein, sich bei seiner Judenverteufelung konsequent auf die christlich-konservative oder auf die nationale Seite zu schlagen.

Meine Überlegungen zu Franz Stelzhamer verstehen sich als nötige Ergänzung zur vorliegenden Literatur über ihn, weswegen das scheinbare Übergewicht seines standardsprachlichen Werkes, seines Deutschnationalismus und vor allem seines Antisemitismus in meiner Auseinandersetzung mit ihm stets vor dem bloß mitgedachten Hintergrund der beiden gängigen, im wesentlichen stereotypen, gelegentlich vermischten Rezeptionsmodelle zu verstehen ist, deren eines ihn bis auf den heutigen Tag, gleichsam amtlich wiedergekäu, als vorbildlichen, sinnenfrohen Dialektdichter verkauft, gelehrt, jedoch apolitisch, deren anderes ihn als seltenes Beispiel eines konsequenten heimischen Bohèmeins, Querlebers und -denkers romantisiert, dem gegenüber sich biedere Fragen der Moral von selbst verbieten würden. Jene, die – wenn auch zumeist aus anderen Motiven als ich – gegen diese Sichtweisen Einspruch erhoben, mußten sich zu allen Zeiten, sieht man einmal von 1938 bis 1945 ab, erst einmal Gehör verschaffen.

1902 zum Beispiel bricht Richard Plattensteiner in seinem Stelzhamer-Buch zum hundertsten Geburtstag für den homo politicus in ihm eine Lanze: *Gerade über den politischen Dichter Stelzhamer ist man immer gerne mit einem mitleidigen Lächeln zur Tagesordnung übergegangen, man traute ihm kein richtiges Verständnis für die damaligen politischen Zeitfragen zu. Dem ist aber gar nicht so, an den verschiedensten Stellen seiner Werke spricht der Dichter Anschauungen aus, die uns ein ganz anderes Bild des politischen Dichters Stelzhamer aufrollen. Stelzhamer war ein t r e u e r D e u t s c h e r, der wärmstens für die Vereinigung aller deutschen Stämme, nicht nur*

durch die Grammatik, wie er sagte, eintrat. Das ist, für sich genommen, im neunzehnten Jahrhundert auch keine Sünde, weswegen es im einundzwanzigsten nicht ausgeblendet bleiben müßte, wäre da nicht Stelzhamers blindwütiger Antisemitismus mitzureflektieren, der selbst unter den damaligen Bedingungen unentschuldig bleibt.

## VI

Ohne Zweifel eignen sich Stelzhamers Leben und Werk, wie die Rezeption bewiesen hat, zumindest bei oberflächlicher Betrachtung für äußerst unterschiedliche Zugänge und eine daraus resultierende Indienstnahme. Der alte Stelzhamermännerbund etwa nahm sich unter dem Banner des Namensgebers etwa der Mädchen an, wie ein Text aus 1936 illustriert: *Die von den Vorfahren ererbte Keimzelle, die Seele des Kindes, entwickelt sich im Getriebe seiner Umwelt unter den erlebten Eindrücken zu seinem Geschicke. Daß es sich je nach der individuellen Veranlagung des Kindes doch zum Guten wenden möge, das hat die Erziehungsweise zu erzielen im Zusammenwirken von Schule und Elternhaus. Zweckentsprechend die angebahnte „Stelzhamer=Mädchenspielrunde“: (...) So zügelt sich frohgemut aufbauende Stimmung in den Familien und wirkt sich aus sozialmaßgebend im Volksleben. Grundlegend hierfür die heimatliche Gemütspflege in und von der Häuslichkeit aus mit den geborenen Hauspflegerinnen, den Mädchen.*

Schriftsteller unterschiedlichster Weltanschauung beeindruckte, um ein krasses Gegenbeispiel anzuführen, im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert vor allem der Bohémien, der Aussteiger mit mehr als bloß einem Hauch Anarchie, an Stelzhamer und seinem Werk. Walter Pilar beschäftigt sich selbst ausführlich mit diesem Aspekt und gibt 1991 einen erhellenden Überblick, der auch meine allerersten kurzen Bemerkungen zum Antisemiten Stelzhamer einschließt. Alois Brandstetter etwa sieht Stelzhamer als außerordentlichen Dichter und unordentlichen Menschen, Franz Kain nennt seine Poesie einen schäumenden, kräftigen Trunk, kein Zuckerwasser, Heimrad Bäcker zeigt sich von seiner Sprachmächtigkeit im Dialekt beeindruckt, H. C. Artmann zeichnet sogar für eine Stelzhamer-Gedichtauswahl als Herausgeber verantwortlich.

Erich Hackl allerdings meint in einem lyrischen Text mit Bezug auf die Landeshymne Oberösterreichs relativierend: *In seinem schlechtesten Lied / verglich er die Liebe zur Heimat / mit der Treue eines Hundes / zu seinem Herrn.* So sehr Hackl zustimmern ist, wenn er eine Zuneigung vehement ablehnt, die auf Abhängigkeit und Unterwerfung, auf der bedingungslosen Anerkennung eines Rudelführers beruht, so wenig kann ich Hackls Befund teilen, „s Haimatg’sang“ sei Stelzhamers schlechtestes Lied. Ich führe dieses Urteil wie viele andere über den Franz aus Piesenham darauf zurück, daß auch Erich Hackl ihn nur auszugsweise rezipiert hat.

Für die Nationalsozialisten bedeutete Franz Stelzhamer trotz hündischer Heimatanhänglichkeit im Lied, trotz strammer antisemitischer und völkischer Bekenntnisse eine große Herausforderung. Denn der extreme Individualist verhielt sich in der Praxis nicht unbedingt nach seinen eigenen Vorgaben. Sich einem größeren Ganzen bedingungslos

unterzuordnen, kam für ihn, Hündlerl hin, Hündlerl her, schon gar nicht in Frage, wie er mehr als einmal lauthals verkündete. Auch stand das Hochhalten von Regionalismus und Dialektvarianten in offenem Gegensatz zur ameisenartigen Vereinheitlichungspraxis nationalsozialistischer Gleichschaltung.

Entsprechend tastend, unentschlossen und schwammig fallen die NS-Lobgesänge aus: *Ein wahrer Jungbrunnen der Volkheit* sei Stelzhamer, heißt es im Bildband „Oberdonau die Heimat des Führers“ 1939, der *durch die urwüchsige Kraft und gemütvoll Innerlichkeit seiner Sprache den Urgründen aller Deutschheit nur um so näher steht*. In der Zeitschrift „Oberdonau. Querschnitt durch Kultur und Schaffen im Heimatgau des Führers“ versucht Max Bauböck zum 140. Geburtstag Stelzhamers 1942 den Befreiungsschlag, indem er als Autorität ein Hitler-Zitat bemüht, das freilich nur sehr bedingt als Begründung für seine Überlegung taugt: *Ob nicht im Sinne eines geschlossenen Auftretens des Deutschtums und der deutschen Sprache gegenüber der Welt jene mundartlichen und stammesmäßigen Unterschiede besser verdeckt, verwischt und schließlich ganz aufgehoben werden sollten? Wenn aber nach dem Führerwort das deutsche Volk ein Bauernvolk oder überhaupt nicht sein wird, so kann es an Stelzhamers Mundartdichtungen auf die Dauer nicht vorübergehen.*

Seine Prosaschriften abseits der Dorfgeschichten geißelt Bauböck in dem großen Aufsatz allerdings pflichtgemäß, indem er ihnen übersteigerten Subjektivismus zuordnet und die Leser davor warnt. Denn der für die NS-Machthaber sicherlich unproblematische Judenessay steht in einer Reihe von Texten, deren einer etwa die Frage, ob es bereits Indizien für Antichrists Ankunft gebe, so beantwortet: *Und fast möcht' ich Ja sagen, indem ich die Vorgänge der jüngsten Vergangenheit mit dem an's Licht getretenen Zerstörungsgelüst recht in's Auge fasse. Bejahen muß ich es fast, wenn ich da und dort die einzelnen Aufflackerungen von exemplarischer Verruchtheit und Diabolität in Betracht ziehe. Wenn ich aber gar das rastlose, systematische Streben und Arbeiten einer ganzen, bereits großen und mächtigen, und fast zum Losschlag reifen Partei einer genauen Beobachtung würdige – ihr direktes Arbeiten gegen Christlichkeit und Gottesfurcht, (...) so rufe ich ja, ja, ja! das Knäblein Antichrist hat allbereits das Licht der Welt erblickt! Sein Mutterschooß ist eben d i e s e P a r t e i.* Zwar bezieht sich Stelzhamer eindeutig auf das Revolutionsjahr 1848 und den *C o m m u n i s m u s, hervorgegangen aus dem Schooße des Socialismus*, aber solche Äußerungen gehörten angesichts der NS-Kirchenpolitik und der quasi-religiösen, die Vorsehung bemühenden Überhöhung gewalttätiger politischer Umwälzungen im Großdeutschen Reich besser in den Giftschränk.

Die Leitung des Kulturstamts der Stadt Linz setzte dennoch, während die Schlacht um Stalingrad tobte, im Spätherbst 1942 erste Schritte in Richtung Stelzhamer-Gesamtausgabe, aber nur wenige NS-Kulturfunktionäre dürften es bedauert haben, daß ihnen der Gang der Ereignisse einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, Stelzhamers *hochgezüchteten Subjektivismus* (Max Bauböck) historisch-kritisch nach Naziart bändigen zu sollen.

Mit derlei Feinheiten halten sich die Neonazis unserer Tage nicht auf. So berichten die Oberösterreichischen Nachrichten etwa 2006: *Vorausgesetzt, die Behörde findet keinen Grund, die Kundgebung zu verhindern, wird am Samstag, 27. Mai, das Stelzhamer-Denkmal am Rieder Stelzhamerplatz zum Aufmarschgebiet werden. Die Bezirkshauptmannschaft wurde von Organisator Ludwig Reinthaler bereits telefonisch vorinformiert. „Wir werden vor dem Stelzhamer-Denkmal ein paar Ansprachen halten, Flugblätter verteilen und mit den Menschen diskutieren“, sagt er und beantwortet eine gar nicht gestellte Frage gleich freiwillig: „Ob ich politisch rechtsaußen angesiedelt bin, ist Anschauungssache.“ Reinthaler hofft, dass genügend Polizeibeamte da sein werden. Er hat 60 Aktivisten angekündigt. Beim März-Protestmarsch waren es doppelt so viele. Damals musste Mundartdichter Franz Stelzhamer mit seinem Namen herhalten. Die seinerzeitige Demonstration lief, wie berichtet, unter dem Motto „Hoamatland, i hab di so gern“ und war auf die „Zukunft der weißen Europäer“ zugespitzt. „Wir wollen im eigenen Land nicht zu Fremden werden“, so Ludwig Reinthaler, der auch damals die Fäden zog.*

Ja, es stimmt, Franz Stelzhamer muß für Neonazi-Aufmärsche mit seinem Namen herhalten. Nur: Verantwortlich dafür sind allein sein Denken und sein Schreiben. Und es ist allerhöchste Zeit, das zum selbstverständlichen Teil seiner öffentlichen Wahrnehmung zu machen.

## VII

Zu Beginn des neuen Jahrtausends jährte sich Franz Stelzhamers Geburtstag zum zweihundertsten Male. 2002 stellte sich das Land Oberösterreich unter anderem mit einer Ausstellung und einer von der Stelzhamer-Spezialistin Silvia Bengesser herausgegebenen, informativen und reich illustrierten Buchpublikation als Gratulant ein, die gleichzeitig als Katalog zur Schau im Linzer Stifterhaus diente. Nach meinen ersten knappen öffentlichen Hinweisen zu Stelzhamers anderer Seite zehn Jahre zuvor und im Vertrauen auf eine historisch wie germanistisch redliche Auseinandersetzung mit seiner Person und seinem Werk ging ich davon aus, nun würde die längst fällige breite Debatte einsetzen. Umso enttäuschender war es, feststellen zu müssen, daß auch in den bislang avanciertesten Publikationen zu Stelzhamer ein großer Bogen um seinen Antisemitismus gemacht, die Mauer des Schweigens gar frisch getüncht wurde. Und erneut gilt die Ausrede nicht, man hätte des Dichters einschlägigste Veröffentlichung dazu schlicht übersehen. Zum wiederholten Mal seit seinem Erscheinen war nämlich „Das bunte Buch“ wegen der darin abgedruckten Essays ausführliches Thema der Sekundärliteratur, sein Umschlag findet sich in Bengessers „Wanderer zwischen den Welten“ sogar abgebildet, ging es der Autorin doch nach eigenem Bekunden darum, die zu sehr auf den Dialektdichter bezogene Rezeption zu erweitern. Nicht daß es im einzelnen an kritischer Distanzierung fehlen würde, meines Wissens zum ersten Mal in der Stelzhamer-Forschung wird etwa ein klarer Trennstrich zu seiner antidemokratischen Polemik gezogen: *Unverständlich radikal bleibt jedoch seine 1852 im Münchener „Exil“ publizierte Verteufelung der bürgerlich-*



*republikanischen Ideale „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ in dem gleichlautenden politischen Essay, hält Bengesser dazu fest und druckt als Beweis den gesamten Text ab. Mit keinem Wort erwähnt wird freilich der ungleich aktuellere, für Linz und ganz Oberösterreich mit seiner spezifischen Geschichte wesentlich bedeutsamere Judenessay aus demselben Buch nur ein paar Seiten weiter, keines von Stelzhamers antisemitischen Mundartgedichten, kein judenfeindlicher Aphorismus kommt zur Sprache, weswegen ich mich entschloß, kurz vor Ende des Jubeljahres in verschiedenen großen Medien des Landes etwas ausführlicher über den unbekanntenen Stelzhamer zu berichten.*

In persönlichen Schreiben an mich und in Leserbriefen taten zwar Einzelpersonen wie der frühere Linzer Bürgermeister, Autor und Stelzhamer-Medallienträger Hugo Schanovsky ihre Bestürzung kund, die offiziellen Stellen des Landes Oberösterreich und der Stadt Linz schienen jedoch unbeeindruckt. Selbst in jener Zeitung, die mir viel Platz für meine Anmerkungen einräumte, blieb der Umgang mit Stelzhamer alten Mustern verhaftet.

2005 zum Beispiel veranstalteten die Oberösterreichischen Nachrichten, dem Zeitgeist gehorchend, ein Ranking der größten Oberöreicher der Geschichte. Gemeint waren damit natürlich in erster Linie Lichtgestalten, *außerordentlich nicht nur im geistigen, sondern auch im moralischen Sinn.* Dennoch scheute man sich nicht, auch eine Worst-of-Liste zu präsentieren, die erwartungsgemäß Adolf Hitler vor Ernst Kaltenbrunner und Franz Stangl anführte. *Entscheidend für unsere Best-of-Liste war letztlich ein Wort des Soziologen Max Weber: „In einer Zeit, in der wir der Jugend die Haltung eingepflicht haben, vor keinem Amt mehr Respekt zu haben, bleibt immer noch der Respekt, der sich mit der Demokratie am besten vereinbaren lässt – der Respekt vor der persönlichen Leistung einzelner Menschen“.*

Was Kultur und Wissenschaft anlangt, siegte Anton Bruckner vor Adalbert Stifter, Thomas Schwanthaler, Johann Michael Prunner und Franz Stelzhamer. *Zu den zeitlosen Repräsentanten Oberösterreichs zählt Landtagspräsidentin Angela Orthner u. a. Franz Stelzhamer, Marlen Haushofer, Alfred Kubin, Johannes Kepler, Enrica von Handel-Mazzetti* heißt es etwa über die Rangliste einer prominenten Rankerin. Diese Einschätzung kann sich, bin ich überzeugt, freilich nur auf jenes vom Land Oberösterreich 2002 erneut nachdrücklich verbreitete, wohl vorsätzlich mit weißen Flecken versehene Stelzhamer-Bild beziehen, das, aus welchen Gründen auch immer, beharrlich nicht ergänzt wurde.

Einige weitere Beispiele: Staatsbürgerschaftswerber, die seit 2005 schriftliche Prüfungen abzulegen haben, müssen in Oberösterreich laut aktuellem Fragenkatalog ausgerechnet zum xenophoben, deutschnationalen Antisemiten Franz Stelzhamer Auskunft geben. Der wird ihnen im vom Land Oberösterreich edierten Prüfungsleitfaden apodiktisch und traditionsgemäß als *größter Mundartdichter des Landes* serviert. *Er studierte Rechtswissenschaft und Theologie und besuchte auch die Malerakademie.* Jeweils kurz und erfolglos, wie man hinzuzufügen leider vergessen hat. Auch daß ihm *wendisch-kroatische Gesichter und Figuren nicht zum längeren Genuße und Anblick* zu dienen vermögen, Juden leider unumbringbar sind und ihm deutsche Sprachunreinigkeit ein furchtbares

Greuel ist, brauchen die neuen Oberösterreicher aus aller Herren Länder nicht zu wissen wie die alten, hier geborenen auch.

„Kulturhauptstadt des Führers – Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich“ hieß eine große Schau im Linzer Schloß, die im Herbst 2008, also schon vor dem eigentlichen Beginn des Europäischen Kulturhauptstadt-Jahres eröffnet wurde. Sie war als nötige Vorleistung gedacht, verbrachte Hitler doch noch zuletzt im Berliner Führerbunker viel Zeit vor dem Architekturmodell seines Lieblingsprojektes, eines gigantischen NS-Kulturhauptquartieres Linz, für das er in ganz Europa auf Beutezug gehen ließ.

In jenem großen Ausstellungsraum, der das literarische Schaffen Oberdonaus zum Gegenstand hatte, stand in großen Lettern an der Wand: *Die Literatur und die Schriftsteller waren wesentliche Instrumente zur Verbreitung und Durchsetzung der NS Ideologie im Rahmen der Kulturpolitik. Im Heimatgau des „Führers“ sollten die Literaturschaffenden sich besonders verpflichtet fühlen, dichterisch im Sinne des Nationalsozialismus zu wirken. Als große Vorbilder galten Adalbert Stifter und Franz Stelzhamer, die politisch entsprechend der Blut-und-Boden-Lehre vereinnahmt wurden.* Und im Katalog heißt es ebenso irreführend: *Diese Bemühungen gingen einher mit Versuchen, Stelzhamer im völkischen Sinne neu zu bewerten. (...) Johannes Würtz sah sogar Parallelen zwischen Stelzhamers „kämpferische[r] Lebenshaltung“ und der kriegerischen Aggression des Dritten Reiches unter Hitler.*

Franz Stelzhamer mußte von den NS-Ideologen im Gegensatz zu Adalbert Stifter leider nicht extra vereinnahmt werden, allenfalls galt es, wie geschildert, seinen übersteigerten, hochgezüchteten Subjektivismus zurechtzustutzen. Und so weit der Vergleich des Johannes Würtz auch hergeholt sein mag, kämpferisch und zu Zeiten aggressiv war des Dichters Lebenshaltung allemal.

## VIII

*Kennt ihr unsere Landeshymne? Macht einfach mit beim Wettbewerb „Unser HoamatXang – Jugendliche singen ihre Landeshymne!“ Mit einer gezielten, umfassend beworbenen bunten Aktion wendet sich das Land Oberösterreich 2008 an junge Menschen. Gesucht werden Kinder und Jugendliche im Alter von 8 bis 18 Jahren bzw. 19 und 26 Jahren, die die Oö. Landeshymne völlig neu interpretieren. Lasst eurer Kreativität einfach freien Lauf. Ob Jazz, Rap, Soul, Techno oder Pop – schickt uns einfach ein Video oder ein MP3 mit eurer Version des HoamatXangs. Es warten tolle Preise auf euch! Und: Den Text lass aber gleich!*

Bearbeiten ließen sich meiner Ansicht nach freilich auch die Worte der Hymne, vor allem jenes von der hündischen Liebe zum Herrn, die Franz Stelzhamer als ideale Form von Heimatliebe anbietet. Warum scheut man sich, Verbundenheit mit dem Zuhause durch junge Menschen textlich zeitgemäß errappen zu lassen? Ist Inhalt per se uncool, Stelzhamers Text sakrosankt, die Botschaft des Liedes nicht wert, neu erzählt zu werden?

Die allen Oberösterreichern so vertraute Melodie hatte übrigens schon einmal einen an-

deren Text. Hans Schnopfhagen komponierte sie nämlich gar nicht für „'s Haimatg'sang“, sondern unterlegte sie 1884 einem Gedicht Stelzhamers, das – wieder einmal – DEN Juden thematisiert, in diesem Fall die zumindest seit dem frühen siebzehnten Jahrhundert weitverbreitete Legende vom Ewigen Juden, dem Schuhmacher Ahasver aus Jerusalem, der Jesus auf dem schweren Weg nach Golgatha eine Rast an seiner Haustür verweigert haben soll, worauf er zur Strafe vom Heiland mit den Worten *Ich will stehen und ruhen, aber du wirst gehen* auf eine ewige Wanderschaft durch die Zeiten geschickt wurde, ohne je sterben zu dürfen. 1599 sei man ihm zum vorerst letzten Mal in Danzig begegnet, berichtet 1602 das „Volksbuch vom Ewigen Juden“. Früh schon wurde der Ewige Jude zur Metapher für das schuldhaft über alle Lande verstreute, nirgendwo zur Ruhe kommende Judentum und damit auch zum beliebten Requisit des Antisemitismus. Hier, weil das Gedicht wenig bekannt ist, der vollständige Text:

*Dá gehát Schuestá*  
(Ahasver)

I rais hi, i rais he,  
I rais a, i rais zue:

Und i bi hald 'n gehendn  
Schuestá sein Bue.

Dá geháde Schuestá  
Findt á nu sein Rue,  
Föllt áf d'Nacht ámol hi,  
Und bleibt lögn in dá Frue.

Seine Gscháftár und Gáng  
Übágöbn s' aften mir,  
Und drum rais i schan ietzt,  
Dáß igs gwehnlígá wir.

Lege ich diese Originalworte der getragenen, ja schwermütigen Weise Schnopfhagens zugrunde, will mir scheinen, daß sich diese dem Hörer besser erschließt. Die drückende Last eines ohne Hoffnung beschwert sich Dahinschleppenden steht ihr, meine ich, besser als Zufriedenheit, Ausgeglichenheit und die ungetrübte Liebe zur Heimat, deren Sonne dem vom Regen Erwischten fürsorglich die Kleider trocknet.

Auf der Ebene der Symbolkraft, unmittelbar nach dem Desaster der NS-Zeit nicht nur einen Text des bekennenden und radikalen Antisemiten Franz Stelzhamer zur Hymne des Landes ob der Enns mit seinem Worst-of-Star Adolf Hitler ausgerufen zu haben, son-

dem dazu überdies eine Melodie zu intonieren, welche zur Illustration einer Variante der Geschichte vom Ewigen Juden geschaffen wurde, die 1940 durch den gleichnamigen NS-Propagandafilm in den Mittelpunkt der Bemühungen gestellt wurde, Judentum zu schüren, stellen sich für das Land Oberösterreich zweifellos zusätzliche Anforderungen an einen angemessenen und differenzierten Umgang mit der Materie.

So seltsam es klingen mag, ausgerechnet „Dá gehát Schuestá (Ahasver)“ selbst weist einen möglichen Weg aus dem scheinbaren Dilemma. Wer sich nämlich von diesem Gedicht weitere primitive Untergriffe Stelzhamers erwartet hat, wird enttäuscht, nichts davon ist zu spüren. Es tritt uns vielmehr der sentimentale, der innehaltende Franz Stelzhamer entgegen, der in dieser meiner Annäherung an seine weißen Rezeptionsflecken eine Nebenrolle spielen muß, zu aggressiv oder dozierend gebärdet er sich nun einmal in den meisten seiner auf Juden bezogenen Äußerungen.

Ausschließen läßt sich von vornherein, daß Stelzhamer womöglich die spezifische Kodierung der Ahasver-Legende unbekannt gewesen sei. Wie bereits an Richard Wagners zynischem Ratschlag für die Juden gezeigt (*Aber bedenkt, daß nur Eines eure Erlösung von dem auf Euch lastenden Fluche sein kann: die Erlösung Ahasvers – der Untergang!*), war sie (nicht nur) unter Gebildeten Allgemeingut, von dem Franz Stelzhamer an anderer Stelle selbst unverantwortlichen Gebrauch macht, wenn er seinen die Vernichtung propagierenden Essay „Jude“ mit einem Motto aus Christian Friedrich Daniel Schubarts lyrischer Rhapsodie „Der ewige Jude“ einleitet, die Stelzhamer sogar als „Ahasver“ zitiert: *Nicht sterben können, nicht sterben können, / Nicht ruhen nach des Staubleibs Mühen!* Sein eigenes Gedicht nun führt ein Ich ein, das davon ausgeht, Ahasver werde irgendwann doch noch das Zeitliche segnen. Ihm selbst werde die Nachfolge übertragen werden, weswegen es schon jetzt zum Eingewöhnen rastlos unterwegs sei. So einfach sich der Text nacherzählen läßt, so schwierig ist seine Deutung. Wenig wahrscheinlich ist die simple Annahme, bei dem Ich handle es sich um einen tatsächlichen, also jüdischen Sohn Ahasvers. Ein solcher Staffellauf halbewiger Juden ergäbe keinen vernünftigen Sinn.

Einiges spricht dafür, daß Stelzhamer wie so oft von sich selbst Mitteilung macht, wenn er *Ich* schreibt. Ob er dabei den (gewaltsamen?) Untergang des ganzen jüdischen Volkes oder der individuellen Gestalt Ahasvers im Auge hat oder überhaupt nur von ihr Gebrauch macht, um wie so oft auf seine Bildung zu verweisen, bleibt dahingestellt, wesentlich ist jedenfalls die Gleichsetzung, *'n gehendn Schuestá sein Bue* könne ebenso wenig zur Ruhe kommen, müsse ohne Unterlaß wandern wie der Ewige Jude selbst.

Unbefangen verknüpft Stelzhamer in seiner Mundartdichtung gern verschiedene eigentlich unvereinbare gesellschaftliche Sphären, weil ihm – auch hierin bleibt er Außen-seiter – darum zu tun ist, den ländlichen Dialekt im wahrsten Wortsinne salonfähig zu machen. Dafür schlägt ihm von beiden Seiten meist Unverständnis entgegen. So ist das im zweiten Teil der „Gedichte in oberdenens'scher Volksmundart“ unmittelbar auf den

„Ahasver“ folgende launige Lehrgedicht mit einer lateinischen Wendung ohne deutsche Entsprechung übertitelt. Und was verbirgt sich hinter dem geschwellenen „In medio salus“ („In der Mitte das Heil“)? *Dár Erst macht 'n Gadern – / Áí, und dá Löst – zue*, der in der Mitte aber hat es immer am besten, erfahren wir anhand von zünftigen Beispielen bäuerlicher Lebenswelt. Eine höchst schräge, für Stelzhamer typische Sprachkombination, die er, ich habe darauf hingewiesen, gleichzeitig heftig bekämpft: *Dort Basilika – da Arkaden – / „Kirch“ und „Laubn“ – wann s' heißen tháden – / Wár ma lieber – meine Herrn – / I hör deutsch – gar so gern!*

Ebenso unbefangen stellt Stelzhamer sich in die Fußstapfen des bald schon toten Ahasver. Die zentrale Botschaft, nimmt man die dunklen Strophen ernst, lautet zweifellos, gegen seinen Willen sei das Ich heimatlos, unstet, getrieben. Und so mag Stelzhamer seine persönliche Existenz an gewissen Tagen auch tatsächlich empfunden haben, denn das Bohèmeleben voller Fragezeichen kostet Kraft und erklärt abrupte Stimmungsschwankungen. Inwieweit Stelzhamers eigenes Außenseitertum, seine lebenslange Selbstwahrnehmung als Zu-kurz-Gekommener, Zu-wenig-Geliebter, seine Existenzängste ihn im Verein mit seinem leidenschaftlichen Temperament für die kruden Irrationalismen antisemitischer Sündenbocklehren so empfänglich machten, ihn dermaßen anspringen ließen, daß er sich zu Entsetzlichkeiten wie dem Judenessay verstieg, das wäre zumindest ein Ansatz für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dieser schillernden Gestalt.

1893 schreibt der Schriftsteller Hermann Bahr, Oberösterreicher wie Stelzhamer, Wahlsalzbürger wie er, selbst temporärer Antisemit, am Ende einer großen Interviewreihe über den Antisemitismus: *Meine Vermutung wurde bestätigt, daß er vielmehr aus einer besonderen Disposition der Nerven kommt, als eine hysterische Begierde. Ergriffenheit durch eine Leidenschaft, Sturm und Rausch der Seele begehren viele. Weil sie in dieser verlassenen Zeit keine große Liebe finden, schlürfen sie die Narkosen des Hasses. Man müßte nur ein Ideal für sie suchen.*

## IX

Ich habe mir die Mühe gemacht, an verschiedenen Orten in Linz nachzufragen. Beim Stelzhamerbund mit seinen zirka 1450 Mitgliedern zuvorderst, in dessen Mitteilungsblatt ich über Jahrzehnte hinweg vergeblich nach einem Hinweis auf die und einer Distanzierung von der problematischen Geisteshaltung des Namenspatrons Ausschau hielt. Den Vorstand allgemein ersuchte ich um ein grundsätzliches Statement, die einzelnen Vorstände um persönliche Gedanken.

*Der Vorstand bedauert die Haltung Stelzhamers, ausgedrückt im Essay „Jude“, zutiefst. (...) Der Stelzhamerbund distanziert sich von jeglicher Form des Antisemitismus, jetzt und in der Geschichte. Unter meinen Vorgängern ist eine Auseinandersetzung mit dieser Thematik meines Wissens nicht erfolgt.* Obmann Karlheinz Sandner fand im September 2008 im Namen des gesamten Vorstandes erfreulich deutliche Worte. Es macht mich allerdings nachdenklich, daß sich diese ohne Zweifel verdienstvolle und allein schon ihrer

außerordentlichen Mitgliederzahl wegen imposante Vereinigung von Mundartschreibern bis zu meiner Erkundigung öffentlich völlig bedeckt hielt.

Aus den prominenten Reihen des Stelzhamerbundes erreichte mich indes schon Ende 2002 nach meinen Enthüllungen in Rundfunk und Zeitung ein Schreiben, in dem ich eindringlich darauf hingewiesen wurde, daß Ihre „Anklage“ doch bei vielen Menschen die Frage nach dem WARUM aufwirft. Und vielleicht ist dieser Effekt für das Judentum eher nachteilig, daher meine ich – lassen Sie es ruhen (sic!). Und: Das Los der heimatlos gemachten, geschundenen, gemarterten, verkrüppelten, entrechteten, verarmten, verhöhnten, gedemütigten, ehemaligen Bewohner des Landstriches Palästina, rührt Sie das?

Es rührt mich. Es empört mich, wie mich dieser offen antisemitische Rülpsler empört, denn getreu seinem Idol Stelzhamer kommt der Briefschreiber nicht auf den Gedanken, der Staat Israel, eine dort mit Mehrheit, beileibe nicht von allen gewählte Regierung sei bis zu einem gewissen Grad für das traurige Schicksal des palästinensischen Volkes mitverantwortlich. Nein, das Judentum als solches, DER Jude eben wird mit der Dauerkrise im Nahen Osten in Verbindung gebracht, und Franz Stelzhamer hat die Frage nach dem WARUM offenbar über die Zeiten hinweg einst schlüssig beantwortet.

Im Sommer 2008 dann erfahre ich aus den Vorstands-Reihen des Stelzhamerbundes, einer der Herren würde es sich versagen, in der von Ihnen geäußerten Tiefe als Rezensent an jahrhunderte alten und anders gelagerter Autoren und Schriftstellern in derart asymmetrischer Form zu bewerten (sic!). Daß der Stelzhamerbund seit 125 Jahren seinen Namenspatron derart asymmetrisch bewertet hat, daß er erst 2008 auf Anfrage eine eindeutige Distanzierung von dessen Antisemitismus formuliert, wird nicht bemängelt, jedenfalls nicht mir gegenüber.

Nach meinen Maßstäben, muß ich mir weiters sagen lassen, stellt sich die Frage, ob Sie alle Bayreut-Besucher einer Wagner-Oper, unter Neo-Nazi's einordnen (sic!)? Nein, das tue ich natürlich nicht, wie ich mir auch nicht unterstellen lasse, meinerseits dem Stelzhamerbund als Organisation auch nur die geringsten Sympathien für rechtsradikales Gedankengut zu unterstellen. Es ist wunderbar, daß sich so viele Menschen in ihrer Freizeit mit Mundartdichtung beschäftigen, daß sie einander treffen und Texte vorlesen, daß sie Veranstaltungen ausrichten und einem Publikum Freude bereiten, daß besonders die Gruppe „neue mundart“ des Stelzhamerbundes formal und thematisch versucht, sich den Herausforderungen der Gegenwart zu stellen.

Daß aber einzelne prominente Mitglieder auch im einundzwanzigsten Jahrhundert mit einer befremdlichen Verteidigungsstrategie Stelzhamer das antisemitische Wort reden, und das keineswegs nur im stillen Kämmerlein, macht deutlich, wie bitter nötig eine offene Diskussion ist. Es wisse die Vergangenheit div. Führungspersönlichkeiten des Stelzhamerbundes richtig einzuordnen, versichert mir ein Vorstandsmitglied. Das ist schön, aber vielleicht nicht genug.

Trotz allem, einem privaten Verein wie dem Stelzhamerbund muß es letztlich unbenommen bleiben, selbst zu erwägen, ob und wie man an ehemalige und gegenwärtige Funktionäre den Maßstab jener unzweideutigen Erklärung vom September 2008 anlegt. Das Land Oberösterreich hingegen hat zweifellos die moralische Verpflichtung, das veröffentlichte Bild seiner Landeshymnen-Dichterikone dem Erkenntnisstand anzupassen.

Petra-Maria Dallinger, die Direktorin des Adalbert-Stifter-Institutes in Linz, wo auch Stelzhamers Nachlaß betreut wird, hält dazu fest: *stelzhamers antisemitische äußerungen sind natürlich bekannt und bedürfen einer seriösen und intensiven wissenschaftlichen aufarbeitung, die seitens des stifterhauses anfang 2006 als größeres forschungsprojekt auch angeregt wurde. die kapazitäten der auf dem gebiet ausgewiesenen spezialistInnen sind durch andere tätigkeiten aktuell soweit gebunden, daß noch keine ergebnisse vorgelegt werden können.* Meine Nachfrage bei der ersten Präsidentin des oberösterreichischen Landtages Angela Orthner von der Volkspartei, die sich wie der sozialdemokratische Landesrat Josef Ackerl zu Stelzhamers Antisemitismus mir gegenüber persönlich nicht geäußert hat, ergab immerhin, daß dieses Forschungsvorhaben zumindest nicht am Geld scheitern und so bald wie möglich in Angriff genommen werden sollte.

So eine hochoffizielle wissenschaftliche Untersuchung wird allerdings bestenfalls zu einer Verbreiterung des Datenmaterials führen können, insbesondere, was die kulturpolitischen Implikationen des Falles im zwanzigsten Jahrhundert anlangt. Schon jetzt aber, meine ich, besteht akuter Handlungsbedarf jenseits der Studierstuben und ihrer langsam mahelnden Mühlen.

Petra-Maria Dallinger ist ohne Einschränkung zuzustimmen, wenn sie meint: *daß ein autor kulturpolitisch als „integrationsfigur“ inszeniert wird, kommt so selten nicht vor, man projiziert in ein bild, das aus – meist ohnedies eher vager – kenntnis von leben und werk gebastelt wird, ideale, hoffnungen oder vorstellungen, die sich beim näheren hinsehen nicht mit dem tatsächlichen vereinbaren lassen.* Ihre Einschätzung, *daß nach der menscheitskatastrophe der vernichtung von juden, roma, homosexuellen usw. in der ns-zeit zumindest in unserer generation gott sei dank eine viel sensiblere haltung gegenüber auch „nur“ verbaler vernichtung entstanden ist,* läßt sich tatsächlich vielfach belegen, der Nachholbedarf bei Stelzhamer wird dadurch freilich nur noch unterstrichen.

Persönlich und differenziert nähert sich auch der langjährige grüne Landtagsklubobmann und Menschenrechtsaktivist Gunther Trübswasser dem Thema: *Beim Singen der Landeshymne, und das kommt bei mir berufsbedingt relativ häufig vor, warte ich stets auf die zweite Strophe, wenn es heißt, Duri's Tal bin i gläffen, / Áf'n Höchel bin i glögn, / Und dei Sunn had mi trickert, / Wenn mi gnötzt had dein Rögn. Niemals könnte ich Vertrautheit und Zuhausesein so knapp, präzise und doch so poetisch ausdrücken. Also dieser Franz Stelzhamer!*

Trübswasser erzählt von einer Diskussion in einer Bezirkshauptstadt Oberösterreichs, Integration Zugewanderter war das Thema, und einem Vorschlag einer Dame aus dem

Publikum, man solle doch das „typisch Oberösterreichische“ im Alltagsverhalten, den Sitten und Gebräuchen formulieren und zusammenfassend niederschreiben. So hätte man einen Kodex, so ihr Vorschlag weiter, den man jenen vermitteln könne, denen vieles hierzulande fremd sei und an dem sie sich orientieren könnten. Es war wohlwollend und nicht diktatorisch gemeint, nicht im Sinn jener unseligen „Leitkulturidee“. Nein, die Sammlung des „typisch Oberösterreichischen“ sollte für Fremde ein Hinweis, ein Anhaltspunkt sein, was „bei uns“ im Alltag gebräuchlich, üblich, schlichtweg „normal“ sei. Doch schon an der – übrigens sehr stelzhamerischen – Frage, wie „der Oberösterreicher“ am liebsten die Nacht verbringe, ob lieber in einem ungeheizten Schlafzimmer, möglichst ohne Lichteinfall und bei offenem Fenster oder doch bei höherer Raumtemperatur, entzündeten sich stark divergierende Meinungen.

Ein Mensch gewordenes Oberösterreich, wie ich meinte, fand Trübswasser immerhin im Linzer Volksgarten als Denkmal aufgestellt, jenen Dichter, dem im Gegensatz zu ihm, dem Flüchtlingskind, mit dem Innviertler Dialekt eine selbstverständliche Muttersprache zu Gebote stand, deren zarte Schattierungen er für sich zu nutzen wußte. Jetzt sinniert Gunther Trübswasser: Was würde Franz Stelzhamer verfügt haben, wenn er gewusst hätte, dass ihm einst der 1870 nahe Pize/Pilsen geborene Franz Metzner ein Denkmal schaffen würde? Für einen Stelzhamer, dem schon die wendisch-kroatischen Gesichter und Figuren in Graz ein Gräuel waren, einen böhmischen Steinmetz zu beauftragen? Und sein Resümee: Mein Instinkt rät mir seit je, Denkmälern, ob aus Erz oder Mensch geworden, zu misstrauen. Sie eignen sich bei Gesamtbetrachtung weder als Vorbilder, noch repräsentieren sie meine Ideale oder Sehnsüchte nach „Heimat“. Damit habe ich bis jetzt gute Erfahrungen gemacht.

Auch Alfred Pittertschatscher, zuständig für Literatur im Landesstudio Oberösterreich des ORF, hat etwas gegen Denkmäler, ich komme gut ohne sie aus. Aber er hat auch etwas gegen Bilderstürmerei, vielmehr geht er davon aus, daß die offizielle Stelzhamer-Biografie alles einzubeziehen hat, was zur Kommentierung von Stelzhamers Literatur nötig ist. Damit auch kritische Anmerkungen zu Stelzhamer publiziert (und gelesen) werden können. Es sollte ganz einfach nichts verheimlicht werden. Stichwort: Transparenz statt Mythen- und Legendenbildung. Als Denk-Mal sollte Stelzhamer nicht verbannt werden, sondern zur Reflexion dienen. Ihm höchste moralische Autorität zuzubilligen ist falsch. Aber seine Relativität aufzuzeigen, das ist nützlich. Literarische Wertung sollte immer relativ bleiben. Statt Dämonisierung also kritische Differenzierung.

Das ist prägnant formuliert, eine präzise, einfache Botschaft. Aber bekanntlich ist das Einfache oft nur mit Mühe ins Werk zu setzen. Erst durch meine Publikationen, so Pittertschatscher, wurde er auf Stelzhamers antisemitische Äußerungen hingewiesen. Autoren auch zeitgeschichtlich abzuklopfen, kann nie von Nachteil sein. Lahers Kritik hat mein Stelzhamer-Bild vervollständigt. Nicht mehr und nicht weniger will ich mit meinen Anmerkungen dazu auf persönlicher wie auf offizieller Ebene erreichen. Diese kleine Auswahl von mir erbetener Diskussionsbeiträge kann kein Symposium zum Thema ersetzen und



keine breitere Auseinandersetzung, aber sie weist in die richtige Richtung: Tuchent weg. Wiewohl der Ton des Essayisten gepaart mit exakter Recherche meinem Geschmack nach die tauglichste Kombination darstellt, dem Phänomen Stelzhamer so beizukommen, daß sich mehr Leute dafür interessieren als bloß eine kleine Gruppe Insider, für Wissenschaftler gälte es allemal, mit Stelzhamer sine ira et studio umzugehen. Eigentlich eine ziemlich triviale Feststellung. Wenn aber noch 2002 eine ausgezeichnete, über jeden Verdacht zweifelhafter Gesinnung erhabene Fachgermanistin wie Silvia Bengeser ihre Einleitung zum Stelzhamer-Band „Wanderer zwischen den Welten“ mit dem befremdlichen Satz *Und ich verneige mich vor Franz Stelzhamer* abschließt, darf einem die Überlegung nicht verübelt werden, daß einschlägige Lücken ihres Buches mit jener Befangenheit in Zusammenhang stehen könnten, die einen nur allzu leicht Abgründe verehrter Nahestehender ausblenden läßt, um sich nicht selbst einer großen Enttäuschung aussetzen zu müssen.

## X

Man wächst an dem, was man vorfindet, an seiner Einordnung und Nutzanwendung genauso wie am Kiefeln und schließlich Doch-nicht-damit-Zurechtkommen. Ich bin mir absolut nicht sicher, wie man mit der Aphrodite am Linzer Bauernberg bestmöglich umgehen hätte sollen. Wichtig ist für mich, das weiß ich allerdings mit Sicherheit, um ihre Herkunft und Geschichte zu wissen.

Die simple Einteilung in Gute und Böse funktioniert meist nur in schlechten Filmen und Romanen. Leider erliegen auch viele Gutwillige der Versuchung, dieses schiefe Prinzip aufs wirkliche Leben zu beziehen. Die Bösen kommen dabei am besten von weit her. Seine Heimatstadt Plau am See hat 1994 ihrem Ehrenbürger, dem Schöpfer der abmontierten Linzer Aphrodite, das „Bildhauermuseum Prof. Wandschneider“ errichtet. An einem mecklenburgischen Künstler mit NS-Parteibuch läßt sich in Linz an der Donau jedenfalls genauso leicht ein Exempel statuieren, wie es Plau leicht fiele, Stelzhamer zu verbannen, hätte der dort am Rande des Ortes sichtbare Spuren hinterlassen. Wirklicher Nutzen durch den genauen Blick auf menschliche Abgründe läßt sich aber nur dort ziehen, wo es wirklich weh tut.

Franz Stelzhamer, schon zu Lebzeiten als Ehrenpensionist des oberösterreichischen Landtages sowie des österreichischen Kultus- und Unterrichtsministeriums eine Institution, ist wie kaum ein Dichter von den politischen Autoritäten in praktischen Gebrauch genommen worden, im Grunde bis heute. Um Teile seines Werkes und seiner Persönlichkeit machte man dabei zumeist einen weiten Bogen. Doch seine ungewöhnlich aggressiven rhetorischen Muster der Ausgrenzung, der Emotionalisierung, ja der Verhöhnung sind alles andere als ein historisches Phänomen. Gerade Oberösterreich sollte sich das in Erinnerung rufen und damit den ganzen Stelzhamer.

Wenn ich heute an seinem Denkmal in Linz vorbeikomme, in dessen unmittelbarer Nähe jetzt die moderne Niederflurstraßenbahn stehenbleibt und geschäftiges Treiben herrscht,

fällt mein erster Blick auf die seltsamen Frauengestalten an der Peripherie des Monuments. Ihre Ge-, ihre Bedrücktheit, bilde ich mir ein, steht in direkter Wechselwirkung mit dem Trutz des kolossalen Stelzhamer und seiner abgründigen Persönlichkeit, die Linz, die Oberösterreich als nichtvernarbte Wunde immer noch Schmerzen zufügt, auch wenn kaum jemand Notiz davon nimmt.

- 1 Dieser Text wurde unter dem Titel *Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmfledermausmaushamster. Von den ausgeblendeten Abgründen einer Ikone* erstveröffentlicht in: Alfred Pittertschatscher (Hg.): Linz. Randgeschichten. Wien, Picus 2009, S. 239–287; für die Tagung am Adalbert-Stifter-Institut wurde die Einleitung verfasst.





## Zur Stellung der Juden im mitteleuropäischen Raum 1848 bis 1867

In Mitteleuropa wurde die rechtliche Gleichstellung der Juden über einen längeren Zeitraum und in diversen Einzelschritten verwirklicht.<sup>1</sup> Kaiser Joseph II. spielte dabei eine zentrale Rolle, ab 1781 wurden Toleranzedikte erlassen. In Ungarn führte man 1783 ein fast unbegrenztes Niederlassungsrecht für Juden ein. In Preußen wurde Juden mit dem Judenedikt von 1812 der Status von Staatsbürgern verliehen. Im Vormärz stagnierte die sog. „Emanzipation“ in Österreich. In Ungarn erhielt die jüdische Bevölkerung jedoch nahezu alle Rechte der Nichtadeligen. In den 1840er-Jahren wurde nun auch im süd-deutschen Raum die jüdische Gleichstellung intensiver diskutiert. Insgesamt war in den 1830er- und 1840er-Jahren in Deutschland, insbesondere in Stuttgart, München, Frankfurt, Leipzig und Hamburg die Haltung gegenüber Juden liberaler als in den österreichischen Ländern. In Baden und im Rheinland hat man knapp vor 1848 in den Landtagen die völlige rechtliche Gleichstellung angeregt.<sup>2</sup> Unter „jüdischer Emanzipation“ versteht man die Aufhebung rechtlicher und politischer Benachteiligungen der Juden, es handelte sich um einen längeren Prozess.<sup>3</sup>

### **Gleichstellung, Revolution 1848 und die Politik der Folgejahre**

Der österreichische, jüdische Publizist Ignaz Kuranda gründete 1842 im Ausland das Magazin *Der Grenzbote*. Eine Reihe jüdischer Autoren veröffentlichten darin ihre Artikel. In der Zeitschrift wurde mehr Demokratie und Gleichberechtigung im deutschsprachigen Raum gefordert. Zuerst erschien das Blatt in Brüssel, dann in Leipzig. In Österreich war die Verbreitung des *Grenzboten* offiziell verboten, er wurde allerdings in diversen Zirkeln gelesen und diskutiert.<sup>4</sup> Debattiert wurde auch über die 1842 erschienene Schrift *Die Juden in Österreich*, die ebenfalls nicht zufällig in Leipzig veröffentlicht wurde. In Österreich wäre dies zu diesem Zeitpunkt nicht möglich gewesen. Die Publikation war jedoch bekannt geworden, sie wurde in den gebildeten Kreisen besprochen.<sup>5</sup>

Joseph von Wertheim kombinierte in dieser Schrift eine klare Bestandsaufnahme mit menschenrechtlichen Forderungen. Er gab darin eine „Übersicht des Beschwerdestandes der österreichischen, böhmischen, mährischen, schlesischen und galizischen Unterthanen israelitischer Confession in seinen wesentlichsten Momenten“. Es hieß einleitend:

Die Übelstände stellen sich vor allem in folgenden Punkten dar, nämlich I. der Entbehrung wesentlicher Staatsbürgerrechte. Diese Rubrik zerfällt uns in die wesentlichsten Beschränkungen: 1) Des Ansiedlungs- und Aus-

wanderungsrechtes und des heimatlichen Niederlassungsrechtes. 2) Des Rechtes auf physische Existenz, Religionsübung, Unterricht und Bildung. 3) Des dinglichen Sachenrechtes und der Widmung zum Land- und Bergbau. 4) Der Ortsbürger-, Gewerb- und Handelsrechte. 5) Des Rechts der Ausübung der eine höhere Bildung voraussetzenden Beschäftigungen und der Zuziehung zu öffentlichen und städtischen Anstellungen [...]. II. der Beschwerung mit außerordentlichen Lasten über die gewöhnlichen Staatsbürgerpflichten, III. der Schmach und die psychische Belastung, die dem Vorurtheil entwachsen [...].<sup>6</sup>

Den Durchbruch erlebten die Emanzipationsbestrebungen, die sich als Teil einer breiteren gesamteuropäischen Umsturz- und Demokratiebewegung verstanden, in den Pariser Februarunruhen 1848 und den darauf folgenden Aufständen in den deutschen Staaten, in Österreich, Ungarn, Polen und Italien. Das Jahr 1848 markierte einen Wendepunkt in der Geschichte der Juden Österreichs. Von demokratischer Seite wurde im Zuge der Revolution die volle rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung gefordert. In der begeisterten Stimmung der Märztage hatte dies eine fundamentale Forderung dargestellt. Juden, die sich bildungsbürgerlich-humanistischen Idealen verpflichtet sahen, engagierten sich für die revolutionären Ziele, wie etwa der Journalist Hermann Jellinek, der Bruder des bekannten jüdischen Predigers Adolf Jellinek.<sup>7</sup> In diesem Zusammenhang zu benennen sind auch die beiden Ärzte Joseph Goldmark und Adolf Fischhof, die zu Revolutionsführern wurden, ebenso wie der Rabbiner und Abgeordnete Isaac Noah Mannheimer.<sup>8</sup>

Die Forderung nach Gleichstellung führte zu heftigen Auseinandersetzungen über das gesamte Jahr 1848. Der Versuch einer Petition um Gleichberechtigung rief etwa im Frühjahr eine Flut antisemitischer Pamphlete auf den Plan. Zu Ostern ereigneten sich in Pressburg (heute Bratislava) gewalttätige Judenpogrome, zu Pfingsten in Prag. Vorerst war der Antisemitismus in erster Linie verknüpft mit antirevolutionärer Gesinnung.<sup>9</sup> Dann tauchten jedoch auch auf revolutionärer Seite antisemitische Flugschriften auf, die Juden als Polizeispitzel verdächtigten, diese in der Nationalgarde verspotteten und den jüdischen Bankier Rothschild angriffen. Es stellte sich heraus, dass auch auf demokratischer Seite Vorbehalte gegen die volle Gleichberechtigung bestanden.<sup>10</sup> Schließlich erschreckte das brutale Vorgehen auf Seiten der Revolutionäre, wie der Lynchmord an Kriegsminister Graf Theodor Baillet-Latour, auch liberal gesinnte Juden.<sup>11</sup> Eine Folge war, dass die Juden Österreichs in der Frage der Revolution selbst ambivalent waren, obwohl sich viele als Demokraten exponiert hatten. Der Dichter Ludwig August Frankl verkörperte diesen Widerspruch in einer Person. Mit seiner Verehrung für das Kaiserhaus ging in seinem literarischen Schaffen ein schwärmerischer Kult der Revolution und ihrer Errungenschaften Hand in Hand.<sup>12</sup> Unter den ersten Glückwunschartikeln, die Kaiser Franz Joseph anlässlich seiner Thronbesteigung erhielt, befand sich ein Schreiben, worin die israelitischen Gemeinden Galiziens eine Danksagung und Glückwunschartikeln ankündigten.<sup>13</sup>

In rechtlicher Hinsicht hatte sich die Stellung der jüdischen Bevölkerung während der Revolution erheblich verbessert. Die Verfassungsurkunde vom 26. April 1848 (Pillersdorff'sche Verfassung) gewährte die Glaubens- und Gewissensfreiheit, den prinzipiellen Erwerb von Grundbesitz, jeden gesetzlich erlaubten Erwerbszweig und die Erlangung aller Ämter und Würden für jeden Staatsbürger sowie die Gleichheit vor dem Gesetz. Sie sicherte ferner den „israelitischen“ Religionsangehörigen die freie Ausübung des Gottesdienstes und stellte die Beseitigung der noch bestehenden rechtlichen Unterschiede zwischen den Konfessionen sowie die Aufhebung der bestehenden Beschränkungen des Erwerbs von Grundbesitz in Aussicht. Im Zusammenhang mit der Ausstrahlung der revolutionären Ereignisse ist das kaiserliche Patent vom 20. Oktober 1848 zu sehen, das die Judensteuern sowie alle auf den Juden lastenden Pass- und sonstigen Ortspolizeisteuern aufhob und die Juden zur gleichen Steuerleistung verpflichtete wie Christen. Gleiches galt für die Verfassung von 1849: Juden wurden den christlichen Staatsangehörigen in staats- und privatrechtlicher Hinsicht völlig gleichgestellt, die Verfassung war weitergehend als jene von 1848. Die oktroyierte Verfassung wurde am 4. März von Kaiser Franz Joseph unterzeichnet. Der Reichstag wurde unmittelbar danach jedoch gewaltsam aufgelöst.<sup>14</sup>

Die neoabsolutistische Politik der 1850er-Jahre brachte eine Entwicklung, die auf eine Einschränkung der gleichstellenden Verordnungen hinauslief. Durch das kaiserliche Patent vom 31. Dezember 1851 wurden die Verfassungsbestimmungen von 1849 außer Kraft gesetzt. Am 2. Oktober 1853 schließlich wurde eine kaiserliche Verordnung erlassen, die – bis zur definitiven Regelung der staatsbürgerlichen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung – in jedem Kronland die vor und bis 1. Jänner 1848 bestehenden, die Besitzfähigkeit der Juden beschränkenden Vorschriften provisorisch wieder in Kraft setzte. Auch in Hinblick auf den Zutritt zu Staatsämtern und bestimmten Berufen wurden teilweise die alten Verhältnisse wiederhergestellt.<sup>15</sup> Die rechtliche Stellung der Juden war damit bis zum Inkrafttreten des Staatsgrundgesetzes von 1867 von Unschärfen geprägt.<sup>16</sup>

Die Revolutionsjahre 1848/49 hatten unzweifelhaft Fortschritte hinsichtlich der Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung gebracht. Bereits 1848/49 konnte man jedoch auch eine heftige Gegenbewegung wahrnehmen, die großteils von Antisemitismus und Judenfeindschaft geprägt war. Zwischen 1849 und 1851 wurden in den österreichischen Erbländern ebenso wie in einer Reihe deutscher Staaten Errungenschaften der Revolution teilweise rückgängig gemacht. Eine vollständige Restauration war allerdings nicht eingetreten. Traditionell orientierte Eliten aus den Bereichen Kunst, Kultur, Politik, Verwaltung setzten sich jedoch für eine gänzliche Rücknahme der bereits eingeführten Schritte in Richtung Emanzipation ein. Dieser Prozess verlief regional unterschiedlich. Angesichts seiner antisemitischen Äußerungen und eines spezifisch antisemitischen Textes ist auch der oberösterreichische Schriftsteller Franz Stelzhamer als einer jener Kulturschaffenden anzusehen, die den Neuerungen der Jahre 1848/49 negativ gegenüberstanden.

Die Reichshauptstadt Wien kann in diesem Zusammenhang als österreichischer Sonderfall angesehen werden. Hier waren die restaurativen Entwicklungen ab 1849 am wenigsten erfolgreich. Es lebten in Wien im Jahre 1848 mehr als 4.000 Juden; während etwa die zeitgenössischen Aufzeichnungen in anderen Kronländern null Juden auswiesen.<sup>17</sup> Die Größe der Reichshauptstadt, die historische Bedeutung für die Juden und die speziellen Strategien zur Umgehung der bürokratischen Hindernisse durch die jüdischen Zuwanderer führten dazu, dass sich Wien damals bereits als das ökonomische und kulturelle Zentrum der jüdischen Bevölkerung der Monarchie herauszubilden begann. Um 1850 war die Situation der jüdischen Bevölkerung in Wien zwar von Unsicherheit und Umbruch geprägt, dennoch schien sich zu diesem Zeitpunkt auch ein gestärktes Selbstbewusstsein zu manifestieren. „Die neuere Zeit hat die alten Nationalgewohnheiten der mit der Civilisation in Verbindung kommenden Völker mächtig erschüttert“, hielt der Journalist Benjamin Kewall in seinem Tagebuch 1848 fest:

Gerade jetzt, wo die Nationalitätengehässigkeit sich in ihren Werken zeigt, fühlt man lebhafter als je dieß Bedürfnis der Annäherung zu den Stammesgenossen. Wir Juden haben gewiss Ursache [...]. Nationalstolz zu empfinden, denn die Kunst und die Literatur der modernen Zeit zählt Juden zu ihren Koryphäen.<sup>18</sup>

Von den Restaurationstendenzen blieb Wien zwar nicht unberührt und es mutmaßte das Polizeiministerium im Jahre 1853, es könnte bald der Fall eintreten, dass der Aufenthalt der Juden in Wien wieder beschränkt werde, dennoch stieg die Zahl der jüdischen Bevölkerung in den 50er-Jahren weiter an.<sup>19</sup> Eine reale Beschränkung des Aufenthalts der jüdischen Bevölkerung wurde in Wien – entgegen bestehenden Befürchtungen – jedoch nicht betrieben. Der Kaufmann Sigmund Mayer beschrieb ausführlich die Möglichkeiten, die jüdischen Zuwanderern Ende der 1840er- und in den 1850er-Jahren in Wien zur Verfügung standen.<sup>20</sup> Über 80 Prozent der Juden, die in jenen Kronländern beheimatet waren, die später die Republik Österreich bildeten, hatten ihren Wohnsitz in Wien. 1857 lebten in dieser Stadt schließlich 15.116 Juden.<sup>21</sup> Zu diesem Zeitpunkt wurde auch bereits ganz offiziell von einer jüdischen „Kultusgemeinde“ gesprochen. In einer Ansprache am 3. April 1849 verwendete der neu inthronisierte Kaiser Franz Joseph erstmals die Worte: „Israelitische Gemeinde von Wien“, 1852 wurde ein provisorisches Statut genehmigt. Dieses Jahr wird als das Gründungsjahr der Wiener Kultusgemeinde angesehen.<sup>22</sup> In anderen österreichischen Städten und Kronländern sollte es wesentlich länger dauern, bis sich jüdische Gemeinden organisatorisch etablieren konnten. Als Ausnahme ist das Gebiet der heutigen Region Burgenland anzusehen. Das Gebiet gehörte damals zu Ungarn. Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert konnten sich Juden dort ansiedeln und eine eigenständige Kultur entwickeln.<sup>23</sup>



## **In Oberösterreich und Bayern**

Franz Stelzhamer hielt sich im Vormärz einige Zeit in Wien auf. Nach der Revolution suchte er Wien selten und ungerne auf, er lebte im Zeitraum 1849 bis 1855 in erster Linie in Oberösterreich sowie in München, später auch in Stuttgart. Aus diesem Grund wird in der Folge die Lage der jüdischen Bevölkerung und die Problematik des Antisemitismus im Kronland ob der Enns und in München bzw. Bayern etwas detaillierter dargestellt.

Nach der Verfassung von 1849 hatte in Österreich eine kräftige jüdische Binnenwanderung eingesetzt, die von den alten, überwiegend im Osten Böhmens gelegenen Jüdensiedlungen nach den stärker industrialisierten deutschsprachigen Regionen im Westen und im Donauraum verlief. Diese Bewegungen wurden durch die restriktiven gesetzlichen Bedingungen bald erneut eingeschränkt. Zwar besuchten Juden seit Jahrhunderten auch oberösterreichische Märkte, eine dauernde Ansiedlung wurde jedoch nicht gestattet. Das Land ob der Enns war ein Kronland mit einer sogenannten „Judensperre“. Es durften sich Juden in Linz lediglich während der großen Märkte länger aufhalten, ansonsten konnten sie nur 24 Stunden in der Stadt bleiben und mussten Oberösterreich im Normalfall binnen drei Tagen wieder verlassen. Die neue Verfassung von 1849 sorgte somit sowohl bei den Juden als auch bei der einheimischen Bevölkerung sowie bei den Lokalbehörden für Unruhe. Letztere versuchten vorerst die neuen Freiheiten nicht zur Kenntnis zu nehmen. Gerhart Marckhgott hat die im Oberösterreichischen Landesarchiv vorhandenen, einschlägigen Akten ab 1849 untersucht.<sup>24</sup>

Die Akten weisen aus, dass am 27. April 1849, mehr als sechs Wochen nach der Kundmachung der neuen Verfassung, zwei jüdische Händler nach Linz zur k.k. Statthalterei reisten, um gegen die Verweigerung eines „Aufenthaltsscheines“ für die Stadt Steyr Beschwerde zu führen:

Da [...] nach der octroyierten Verfassung vom 4. März von nun an alle Confessionen gleichgestellt und den Juden wie Christen gleiche staatsbürgerliche Rechte eingeräumt worden sind, da ferners das Recht des Staatsbürgers, sich nach Belieben wo immer aufzuhalten, ein anerkanntes verfassungsmäßiges Recht ist, so sind wir überzeugt, dass jenes uralte und rohe Gesetz, an welches sich die Polizei in Steyr noch immer hartnäckig anklammert, zu den heutigen Tagen keine Geltung mehr haben könne [...].<sup>25</sup>

Die Statthalterei bekräftigte sofort, dass die früheren Bestimmungen nicht mehr anzuwenden seien: Es könne die „besondere Aufenthaltsbehandlung der dem Volksstamme und Religionsbekenntnis der Israeliten angehörenden österreichischen Reichsbürger nicht länger stattfinden“<sup>26</sup>. Im Mai 1849 wurde ein Hausierer von der Polizei aus Linz „abgeschafft“, einen Geschäftsmann hat man mit Ausweisung bedroht. Die Statthalterei wandte sich direkt gegen die Praxis der Polizei und der lokalen Behörden: „Es kann und darf einer ausnahmsweisen Behandlung der Juden nicht stattgegeben werden“, heißt es in der Er-

klärung des k.k. Präsidialamts.<sup>27</sup> Schließlich zeigte ein Vorfall aus dem Jahre 1850, dass es auch zu gewalttätigen Übergriffen kam. Als jüdische Händler im Mühlviertel, am Marktplatz in Zwettl, ihre Buden aufstellten, wurden die Verkaufsstände von anderen Händlern mutwillig zerstört.<sup>28</sup>

Die ausgrenzende Praxis im lokalen Raum setzte sich weiter fort. Als im März 1854 die k.k. Statthalterei einen Fragebogen bezüglich des „Judenproblems“ an die Bezirkshauptmänner versandte, charakterisierte der zuständige Bezirkshauptmann für Linz und den Mühlkreis Bancalari die jüdischen Einwohner

durch die lästige Zudringlichkeit, durch Hinterlist, durch den Hang zur Übervorteilung des Publikums, durch Unreinlichkeit [...]. Diese Schattenseiten der Israeliten bestimmt mich, meine Ansicht dahin auszusprechen, dass ihnen in Hinkunft die Niederlassung im Kronlande Österreich ob der Enns untersagt sein soll [...]. Die Erfahrung lehrte, daß die Zulassung der Juden im Lande den allgemeinen Widerwillen erregte.<sup>29</sup>

Es war in Oberösterreich eben auch zu körperlichen Übergriffen gekommen. Bancalari setzte sich für die Abschiebung der bereits ansässigen Juden in ihre früheren Wohnorte außerhalb Oberösterreichs ein. Die alten Gesetze von 1848 sollten seiner Meinung nach zur Gänze wieder in Kraft treten. Wenn sie schon im Lande bleiben könnten, so sollten sie sich zur Erleichterung der „strengsten polizeilichen Vorschriften und Kontrolle“ nur an bestimmten Orten aufhalten dürfen.<sup>30</sup> Bei den wenigen Juden, die in Oberösterreich zwischen 1850 und 1853 lebten, handelte es sich vorwiegend um Hausierer, Produkthändler, Kaufleute sowie um Spirituosen-, Spiritus- und Likörhersteller. Das „Oktober-Provisorium“ von 1853 und die Haltung der Lokalbehörden sollten die unternehmerischen Aktivitäten der Juden in Oberösterreich in den nächsten Jahren merkbar behindern.<sup>31</sup>

Nicht atypisch war der folgende Vorgang im Jahre 1853: Knapp bevor das „Oktober-Provisorium“ verlautbart worden war, hatte Moses Feigl aus Miskowitz in Böhmen den Neubau Urfahr Nr. 199 erworben, um hier eine Spirituserzeugung unterzubringen. Nach einer langen bürokratischen Auseinandersetzung bestätigte das Ministerium des Innern erst im Jahre 1859 den rechtmäßigen Erwerb und verfügte zugleich die Erteilung der Landesfabriksbefugnis für die Spiritusfabrikation. Moses Feigl hatte sich mit Zähigkeit in einem jahrelangen Rechtsstreit durchgesetzt.<sup>32</sup> Nur ein gewisses Durchhaltevermögen führte zum Erfolg gegen die traditionalistischen Lokalbehörden. In erster Instanz wurde immer gegen jüdische Unternehmensgründungen oder Erwerbsinteressen entschieden. Die k.k. Statthalterei oder das Ministerium der Reichshauptstadt entschieden in der Folge dann gesetzeskonform. Ähnlich verhielt es sich im Fall des Salomon Spitz, einem Branntwein- und Spiritushändler aus B(P)uchers in Böhmen. Er versuchte 1855, eine Filiale zum Branntweinverschleiß in Freistadt zu errichten, was ihm vom dortigen Bezirksamt nicht gestattet wurde.<sup>33</sup> Das Verhalten der Lokalbehörde führte dazu, dass Spitz

schließlich Freistadt wieder verließ und sich 1858 in Linz ansiedelte, wo er einen Betrieb gründete.<sup>34</sup> Es zeigte sich an einigen Beispielen, dass eine permissive Gesetzesauslegung am ehesten in Linz, nicht aber in kleineren Gemeinden gegeben war.<sup>35</sup>

Franz Stelzhamer hielt sich von 1851 bis 1854 in München auf, die bayerische Hauptstadt war sein Hauptwohnsitz.<sup>36</sup> *Das bunte Buch*, erschienen 1852, das den antisemitischen Text *Jude* enthält, widmete Stelzhamer seinem „Landsmann“ Ludwig von der Pfordten, dem damaligen bayerischen Ministerpräsidenten (Vorsitzender des Ministerrats), an den er sich in finanziellen Notfällen persönlich wandte. Der Jurist von der Pfordten wurde 1811 in Ried geboren, zu einem Zeitpunkt als das Innviertel nochmals für einige Jahre Bayern angegliedert worden war. Von der Pfordten machte binnen kurzer Zeit Karriere, war für die Liberalen Minister in Sachsen, 1849 wurde er Ministerpräsident des Königreichs Bayern. Unter seiner Führung wurden sowohl das Emanzipationsgesetz von 1849 als auch die Einschränkungen der Gleichberechtigung der Juden 1851 beschlossen. Von der Pfordten setzte sich für ein verstärktes politisches Gewicht der deutschen Mittelstaaten ein.<sup>37</sup> In Bayern ebenso wie in Österreich gewann zu diesem Zeitpunkt die sogenannte „Reaktion“ politisch die Überhand, die Ziele der Revolution von 1848 waren damit in Frage gestellt.

1848 hatten Juden in Bayern das aktive und passive Wahlrecht erhalten. Im Herbst des Revolutionsjahrs beinhaltete ein Gesetzesentwurf der Regierung in München die vollständige Gleichstellung. König Maximilian II. und der Staatsrat stimmten dafür.<sup>38</sup> Im Dezember 1849 verabschiedete die Abgeordnetenversammlung mit 90 zu 41 Stimmen ein Gesetz, das die vollständige Emanzipation vorsah. Ab 1850 konnten sich Juden in Nürnberg wieder ansiedeln, sie waren dort 1499 vertrieben worden – ein sehr lange dauernder Judenbann. Nach den Forschungen Michael Brenners hatten in Bayern nach der Gleichstellung der Juden von 1848/49 insgesamt 1.753 Gemeinden dagegen protestiert, drei davon (aus Mittel- und Unterfranken) entwickelten eine Semantik, die derjenigen von Franz Stelzhamer im *Bunten Buch* mit dem Text *Jude* ähnelte: Juden als „Vampire“, als „asiatische Cholera“.<sup>39</sup> Es handelte sich bei den Fällen einer derart radikalen Wortwahl um eine sehr kleine Gruppe. Die Unterschriftenaktion der Gemeinden hatte insgesamt Erfolg.<sup>40</sup> Auch im süddeutschen Großherzogtum Baden stand der generellen staatsbürgerlichen Emanzipation, beschlossen im Jahre 1849, eine starke Opposition zur Erteilung der lokalbürgerlichen Rechte gegenüber.<sup>41</sup>

Die Residenzstadt München unterschied sich deutlich von den Landgemeinden, insbesondere von den fränkischen Gemeinden. Das kulturelle Klima war jedenfalls liberaler. Ungeachtet dessen wurde 1851 unter der Führung von der Pfordten ein die Rechte der Juden einschränkendes Gesetz erlassen. Zwar wurden zivilrechtliche Benachteiligungen der Juden beseitigt, Versuche, den sog. „Matrikelparagraphen“ zu beseitigen, schlugen

fehl. Dieser Paragraph blieb über die 1850er-Jahre in Kraft und beschränkte die Freizügigkeit, da für jeden Ort eine Höchstzahl jüdischer Familien festgelegt wurde.<sup>42</sup> Der Matrikelparagraph hatte zu einer spezifischen Ansiedlungspolitik geführt, die den Aufenthalt in Landgemeinden festschrieb, damit war auch eine Berufswahl verbunden, die von vielen Juden im Zeitalter beginnender Industrialisierung als perspektivlos empfunden wurde. Zwischen 1830 und 1855 emigrierten rund 11.000 Juden und Jüdinnen aus Bayern.<sup>43</sup> Einer von ihnen wurde zur Berühmtheit: Löb alias Levi Strauss, geboren in einem Dorf in der Nähe von Bamberg, wanderte mit seiner Mutter und Geschwistern nach Amerika aus und brachte dort die ersten Jeans auf den Markt.<sup>44</sup>

### **Frühantisemitisches Schrifttum**

Wegen seiner Teilnahme am Dresdner Aufstand im Zuge der Revolution von 1848/49 wurde der Komponist Richard Wagner steckbrieflich gesucht und floh in die Schweiz. Richard Wagner hat sich – als ehemaliger Revolutionär – ein Jahr später von der Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung distanziert.<sup>45</sup> Bei Wagner liest sich die Ablehnung „der Juden“ folgendermaßen:

Als wir für die Emanzipation der Juden stritten, waren wir aber doch eigentlich mehr Kämpfer für ein abstraktes Prinzip, als für einen konkreten Fall, wie all unser Liberalismus ein luxuriöses Geistespiel war, indem wir für die Freiheit des Volkes disputierten, ohne Kenntnis dieses Volkes, ja mit Abneigung gegen jede wirkliche Berührung mit ihm, so entsprang auch unser Eifer der Gleichberechtigung der Juden viel mehr aus der Anregung des bloßen Gedankens, als aus einer realen Sympathie [...].<sup>46</sup>

In dem 1850 unter dem Pseudonym K. Freigedank erschienenen Aufsatz *Das Judentum in der Musik* verglich Richard Wagner Juden mit Würmern<sup>47</sup> und sah als nur eine einzige wirkliche Perspektive für „den Juden“, nämlich den „Untergang“.<sup>48</sup> Der Komponist hatte der Reaktion, die in Richtung einer teilweisen Rücknahme der Gesetze von 1848/49 aktiv wurde, mit seiner Schrift Munition geliefert.

Textpassagen, in denen Juden mit Tieren verglichen werden, die dem Image nach einen niedrigen Status haben, wie Insekten oder wirbellose Kleintiere: „Läuse“, „Parasiten“, „Würmer“ (Richard Wagner, Franz Stelzhamer) stellten um 1850 nicht die Regel dar. Der Jude als Schädling, als Parasit, den man durchaus „den Kopf [...] abtreiben“ (Stelzhamer), also eliminieren könne, dies ist eine Formel, auf die wir in den Texten von Wagner und Stelzhamer treffen, die aber damals, in der Zeit des sog. „Frühantisemitismus“ selten auftrat. Den Innviertler Schriftsteller und den bekannten Komponisten trennte wohl einiges, in einem Atemzug können sie deswegen genannt werden, da sie sich ähnlicher antijüdischer Metaphern bedienten. Unter frühantisemitischen, deutschsprachigen Schriften versteht man jene, die vor der ersten konkreten Verwendung, also der Einführung des Begriffs „Antisemitismus“ in den politischen Sprachgebrauch im Jahre 1879, oder aber auch vor

der deutschen Reichsgründung im Jahre 1871, erschienen. Diese waren nicht mehr nur in den länger zurückreichenden traditionellen Kontext der religiösen Judenfeindschaft einzuordnen, sondern wiesen zunehmend andere Inhalte auf.<sup>49</sup>

In den frühantisemitischen Texten wurde bereits von einer „wesensmäßigen Unveränderlichkeit des Juden“ ausgegangen. Die Autoren dieser Texte gingen von einem unwandelbaren biologisch begründeten Charakter der Juden aus. Es wurden Bilder des „wuchernden Juden“ mit seiner angeblichen Neigung zur Kriminalität verbreitet, Bilder des „schmutzigen Juden“ mit einem Hang zur „Unsittlichkeit“ ebenso wie eine angebliche Unfähigkeit zum Militärdienst. Es wurde das Bild des herumirrenden Juden verbunden mit nationaler Fremdheit entworfen. Juden wurden als „Eindringlinge“, als „Wühler“ und Verschwörer dargestellt.<sup>50</sup> Folgt man den Ausführungen von Henning Albrecht, der sich mit frühen Formen antisemitischer Politik auseinandergesetzt hat, lässt sich zusammenfassen: „In toto behaupteten diese Schriften die Gemeenschädlichkeit der Juden, auf religiös-sittlicher wie volkswirtschaftlicher Ebene.“<sup>51</sup> Die Revolution von 1848 hatte der Politisierung der Judenfeindschaft und der Veröffentlichung antisemitischen Schrifttums zweifellos einen Impuls gegeben.

Eher selten war, wie bereits erwähnt, die Verbreitung radikal-antisemitischer Formulierungen in Richtung Dehumanisierung („Halbthiere“, „Ungeziefer“, „Säue“) mit nicht-menschlichem Charakter, der entsprechende Maßnahmen der „Wirtsvölker“ gegenüber Juden rechtfertigte. Hier sind die Schriften des pathologisch anmutenden Hartwig Hundt-Radowsky anzuführen (1821, 1823). Der Schriftsteller ist als „Vordenker des Holocaust“ bezeichnet worden.<sup>52</sup> Nicoline Hertzitz hat in ihrer aufwändigen Untersuchung *„Früh-Antisemitismus“ in Deutschland (1789–1871/72)* insgesamt 34 einschlägige Texte in Hinblick auf Wortschatz und Argumentation analysiert. Dabei unterschied sie 21 Wort- und Bedeutungsgruppen, die sie als „Lexeme“ auswies. Eines davon wurde mit der Bedeutung „nicht menschengemäß“ ausgestattet, in weiterer Folge als „böse“ und „parasitär“.<sup>53</sup> Die Ausprägung dieses „Lexems“ lag im Wesentlichen bei 2,9 Prozent, 5,9 Prozent oder 8,8 Prozent (vorgefunden in ein, zwei oder drei Texten).<sup>54</sup> Konkret wurde der Begriff „Wurm“, den Stelzhamer verwendete, von drei Autoren herangezogen, „Gewürm“ von zwei Autoren. Dabei handelt es sich um C.W.F. Grattenauer (1803), Jakob Friedrich Fries (1816) und K. (Karl) Freigedank alias Richard Wagner (1850).<sup>55</sup> Jene Variante, die die Zuschreibung „nicht menschengemäß“, also Dehumanisierung mit dem, wenn auch nur andeutungsweisen Denkansatz der Eliminierung, der Auslöschung, des Untergangs, kombiniert, ist lediglich Hundt-Radowsky, Richard Wagner sowie, wenn man Franz Stelzhamers Text mit den anderen Texten vergleicht, eben jenem des Innviertler Schriftstellers zuzuordnen. In ihrer Radikalität sind diese Texte atypische Zeitzeugnisse, die angesichts ihres frühen Auftretens als „Vorformen“ zu bezeichnen sind. Massentauglich sollten diese Formulierungen erst Jahrzehnte später werden.<sup>56</sup>

## Auf dem Weg zur vollen Emanzipation

In der öffentlichen Debatte, etwa im Wien der späten 1850er-Jahre, stieß man auf derartige Formulierungen nicht. Zu diesem Zeitpunkt entstanden in der Leopoldstadt ebenso wie in dem Viertel zwischen Hohem Markt und Salzgries im ersten Bezirk neue jüdische Bevölkerungsagglomerationen. Der Besitzerwerb beschränkte sich auf die Möglichkeiten, die die gesetzlichen Regelungen offen ließen. Es bildeten sich in den 50er-Jahren diese Wohnviertel zu den Zentren der Textilbranche sowie des Getreidehandels heraus. 1859 fiel die alte Gewerbeordnung, die mit ihrer teilweisen Bindung an das christliche Glaubensbekenntnis und ihren Zulassungsbeschränkungen das Geschäftsleben der Juden erheblich behindert hatte. In den 60er-Jahren fielen weitere gesetzliche Schranken. Am 18. Februar 1860 wurde mit kaiserlichen Verordnungen für den größten Teil der Monarchie die Berechtigung der Juden zum Besitz und Erwerb unbeweglicher Güter ausgesprochen. 1861 zogen drei jüdische Abgeordnete in den Wiener Gemeinderat ein, Anselm Rothschild wurde zum Mitglied des Herrenhauses ernannt.<sup>57</sup> In Bayern hat man schließlich 1861 den Matrikelparagraphen abgeschafft. Dies stellte eine entscheidende Zäsur dar: bis zur Aufhebung des Ediktes waren die jüdischen Gemeinden Bestimmungen unterworfen, die „in ihrer Strenge gleichsam mittelalterliche Züge trugen“, eine Modernisierung erfolgte dann verhältnismäßig rasch.<sup>58</sup>

In Oberösterreich, Salzburg und der Steiermark dauert der Prozess der Gleichstellung relativ lange. Im Jahre 1855 veröffentlichte Franz Stelzhamer ein Gedicht, in dem er Juden zwar despektierlich ansprach, von massiver antisemitischer Formulierung kann man in diesem Zusammenhang aber kaum sprechen.<sup>59</sup> Obgleich sicherlich bereits vorher verfasst, entsprach das Gedicht dem Zeitgeist im Lande ob der Enns. Juden waren geduldet, streng kontrolliert, sie waren aber nicht mehr von konkreten Angriffen bedroht wie um 1850 oder 1851. Im Zusammenhang mit einer Anzeige, wobei es um die Gründung einer „Israelitischen Cultusgenossenschaft oder -gemeinde“ in Linz ging, stellte der Linzer Polizeidirektor 1858 fest, dass sich rund 50 jüdische Familien in Linz aufhielten:

Die meisten derselben sind als Rohprodukthändler hier gemeldet, während sie mit den Hausierern und Trödeln, und zwar vornehmlich auf dem Lande sich befassen. Hier pflegen sie wenig Geschäfte zu mache [...]. Solange [...] den jüdischen Familien der hiesige Aufenthalt nicht beanständet wird, dürfte ihnen eine eigene Gottesdienstübung wohl kaum zu verweigern sein.<sup>60</sup>

Die polizeiliche Überwachung des Gottesdienstes sei zu empfehlen. Mit dem Bescheid vom 17. April 1858 wurde den Juden in Linz die Abhaltung von Gottesdiensten schließlich bewilligt.<sup>61</sup>

Die kaiserliche Verordnung von 1860 „betreffend die Berechtigung der Israeliten zum Besitze unbeweglicher Güter“ war in Linz und Oberösterreich im Übrigen nicht in Kraft

getreten. Mit legislativen Manövern wurde dies verhindert. Entsprechende Anträge hat man im Linzer Landhaus 1863 und 1864 gestellt, die Thematik wurde jeweils erneut vertagt. Dennoch hatte die kaiserliche Verordnung Folgen: die jüdische Friedhofsstiftung konnte ein Grundstück erwerben, das ab 1863 als Friedhof genutzt wurde. Damit war eine wichtige Veränderung eingetreten: seit Jahrhunderten konnten in Linz verstorbene Juden hier nicht beerdigt werden. Sie wurden in den jüdischen Friedhof im südböhmischen Rosenberg/Rožmberk verbracht. Aufgrund des Aufenthaltsverbots für Juden bis 1850, von dem nur Geschäftsreisende ausgenommen waren, wurden während solcher Reisen Verstorbene nach Rosenberg überführt und dort bestattet. Nach der Revolution wurde die Maßnahme zur reinen Schikane – Juden durften sich ja nunmehr ganz offiziell in Oberösterreich ansiedeln. Bezirkshauptleute und Lokalpolitiker nutzten das Beibehalten der alten Bestimmung zur nicht nur symbolischen Diskriminierung, es handelte sich um ein deutliches Kennzeichen von Ausgrenzung.<sup>62</sup>

1865 wurden seitens der Juden in Linz, repräsentiert von Moses Feigl, die Zulassung einer „Israelitischen Kultusgemeinde“ in Linz beantragt. Bürgermeister Körner und der Polizeidirektor äußerten sich nicht zustimmend. Das Konstrukt einer „Israelitischen Kultusgenossenschaft“ schien eine Alternative darzustellen und wurde von der k.k. Statthalterei im Dezember 1867 bewilligt.<sup>63</sup> In Linz lag man zeitlich etwas hinter Graz in der Gewährung diverser Rechte für die jüdische Bevölkerung: Ab 1862 wurde es in Graz erlaubt zu schächten, 1863 konstituierte sich die „Israelitische Corporation“, eine Vorform der Grazer Kultusgemeinde. 1865 wurden die Gottesdienste von ehemaligen privaten Beträumen in eine eigens angemietete Synagoge verlegt. 1869 wurde eine kleine jüdische Volksschule eröffnet. Die Statthalterei hatte die Statuten der Grazer Israelitischen Kultusgemeinde 1869 genehmigt.<sup>64</sup>

Die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit wurde in Österreich mit dem Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 eingeführt.<sup>65</sup> Das interkonfessionelle Gesetz vom Mai 1868 schloss die Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung in Österreich ab.<sup>66</sup> Als Einzelstaatsbürger waren sie ab diesem Zeitpunkt – sieht man von einigen kleineren Benachteiligungen ab – voll emanzipiert. Infolge der abwehrenden und ablehnenden Haltung der Regional- und Lokalbehörden dauerte der Etablierungsprozess der Juden im Land ob der Enns, aber auch in Salzburg, länger als in anderen Kronländern. Mit dem Staatsgrundgesetz konnte die Stadt Salzburg juristisch dazu gezwungen werden, eine Bestimmung zurückzunehmen, die Juden untersagte, sich länger als eine Stunde im Stadtgebiet aufzuhalten.<sup>67</sup> In Linz wurde erst am 28. Juni 1870 mit gültigem Bescheid eine Israelitische Kultusgemeinde zugelassen.<sup>68</sup>

Die Volkszählung vom 31. Dezember 1869 zeigte, dass in Wien im Zuge der Freizügigkeit nunmehr 40.230 Juden lebten. In Oberösterreich stieg die Zahl der Juden von null

im Jahre 1850 auf 690 im Jahre 1869.<sup>69</sup> Die Volkszählung von 1871 wies 50.662 Juden in ganz Bayern auf, in München lebten damals 2.884 Personen jüdischen Glaubens.<sup>70</sup> Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs im Jahre 1871 wurden Juden in allen bürgerlichen und politischen Rechten christlichen Staatsangehörigen gleichgestellt. Mit der nationalen Einigung wurde die jüdische Emanzipation damit auch in Bayern vollendet.<sup>71</sup>

- 1 Vgl. dazu Ulrich Wyrwa: Die Emanzipation der Juden in Europa. In: Elke-Vera Kotowski/Julius H. Schoeps/Hiltrud Wallenborn (Hg.): Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa. Bd. 2. Darmstadt, WBG 2001, S. 339–352.
- 2 Zur Situation in den deutschen Staaten vgl. u.a. Michael Brenner: Zwischen Revolution und rechtlicher Gleichstellung. In: Michael Brenner/Stefi Jersch-Wenzel/Michael A. Meyer: Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit 1780–1871. Bd. 2. München, Beck 2000, S. 287ff. – Nicoline Hartzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland 1789–1871/72. Strukturelle Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation. Tübingen, Niemeyer 1988, S. 26f.
- 3 Vgl. Jacob Toury: Deutschlands Stiefkinder. Ausgewählte Aufsätze zur deutschen und deutsch-jüdischen Geschichte. Gerlingen, Bleicher 1997, S. 127–130.
- 4 Christoph Lind: Juden in den habsburgischen Ländern 1670–1848. In: Eveline Brugger [u.a.]: Geschichte der Juden in Österreich. Wien, Ueberreuter 2006, S. 446.
- 5 Joseph von Wertheim: Die Juden in Österreich. Vom Standpunkte der Geschichte, des Rechts und des Staatsvortheils. Leipzig, Mayer und Wigand 1842.
- 6 Ebd., S. 267f., 310.
- 7 Der junge Journalist war nach dem Scheitern des Oktoberaufstands von einem Militärtribunal hingerichtet worden.
- 8 Vgl. Wolfgang Gasser: Erlebte Revolution 1848/49. Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall. Wien, Böhlau 2010, S. 73.
- 9 Zur Stellung des Judentums in der Revolution von 1848 vgl. Wolfgang Häusler: Demokratie und Emanzipation 1848. In: Das Judentum im Revolutionsjahr 1848. Eisenstadt, Österr. jüd. Museum 1974, S. 92–111 (= Studia Judaica Austriaca I).
- 10 Vgl. Albert Lichtblau: Juden in Österreich – Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn. Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart. In: Geschichte der Juden in Österreich, S. 451.
- 11 Vgl. Michael John: Zur wirtschaftlichen Bedeutung des Judentums in Österreich 1848–1938. In: Österreichisch-jüdisches Geistes- und Kulturleben. Bd. 3. Wien, Literas 1990, S. 39. – Vgl. Gasser: Erlebte Revolution 1848/49, S. 200, 527.
- 12 Vgl. ebd., S. 81f., 521.
- 13 Vgl. Gustav Otruba: Wiener Flugschriften zur Sozialen Frage 1848. Bd. II. Wien, Europa-Verlag 1980, S. XLIf.
- 14 Vgl. dazu Lichtblau: Juden in Österreich, S. 455.
- 15 Vgl. Dieter Bihl: Die Juden. In: Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch (Hg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. III, 2. Teilband. Wien, Verlag der österr. Akademie der Wiss. 1980, S. 892f.
- 16 Vgl. Ernst Mischler/Josef Ulbrich: Österreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesamten österreichischen öffentlichen Rechts. Bd. 2. Wien, Hölder 1906, S. 971.
- 17 Tafeln zur Statistik. Neue Folge Bd. 1 (1849–1851). Theil 1, Heft 1, Tafel 2, S. 4. – Akos Löw: Die soziale



- Zusammensetzung der Wiener Juden nach den Trauungs- und Geburtsmatrikeln 1784–1848 (unveröff. Diss.). Wien 1952, S. 159f.
- 18 Gasser: Erlebte Revolution 1848/49, S. 474 (Tagebuch Benjamin Kewall vom 27. Februar 1850).
- 19 Gerson Wolf: Geschichte der Juden in Wien (1156–1876). Wien, Geyer 1974, S. 159.
- 20 Vgl. Sigmund Mayer: Die Wiener Juden. Kommerz, Kultur, Politik 1700–1900. Wien/Berlin, Löwit 1918, S. 109ff.
- 21 Statistik der Stadt Wien. Wien 1857, Probeheft, S. 44f.
- 22 Felix Czeike: Historisches Lexikon Wien. Bd. 3. Wien, Kremayr & Scheriau/Orac 1994, S. 634.
- 23 Vgl. dazu Viktor Karady: Juden in Ungarn. Historische Identitätsmuster und Identitätsstrategien. Baalsdorf, UniMedia 1998. – Ebenso Johannes Reiss: Geschichte der Juden und jüdische Geschichte im Burgenland. In: Fritz Mayrhofer/Ferdinand Opll (Hg.): Juden in der Stadt. Linz, Österr. Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung 1999, S. 1ff.
- 24 Gerhart Marckhgott: Fremde Mitbürger. Die Anfänge der israelitischen Kultusgemeinde Linz-Urfahr 1849–1877. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1984. Linz 1985, S. 285–309.
- 25 Oberösterreichisches Landesarchiv, Statthalterei, Präsidium, Sch. 243. Zit. nach Marckhgott: Fremde Mitbürger, S. 286.
- 26 Ebd.
- 27 Zit. nach ebd., S. 287.
- 28 Vgl. Linzer Zeitung vom 22. Juli 1850, S. 724.
- 29 Zit. nach Marckhgott: Fremde Mitbürger, S. 287.
- 30 Zit. nach ebd., S. 287; vgl. dazu auch Verena Wagner: Jüdisches Leben in Linz 1849–1943. Institutionen. Linz, Wagner 2008, S. 42.
- 31 Vgl. Michael John: Bevölkerung in der Stadt. ‚Einheimische‘ und ‚Fremde‘ in Linz (19. und 20. Jahrhundert). Linz, Archiv d. Stadt Linz 2000, S. 133.
- 32 Oberösterreichisches Landesarchiv, Statthalterei, Allgemeine Reihe, Sch. 238: Bezirksamt Urfahr an Kreisbehörde, 30. Juni 1858; Kreisbehörde Linz, Sch. 40: Fasz. 8514/1858 – Linz, 13. August 1858; Fasz. 10928/1858 – Linz, 4. November 1858; Fasz. 5713/1859 – Linz, 30. April 1859.
- 33 Oberösterreichisches Landesarchiv, Kreisbehörde Linz, Sch. 38: Fasz. 12429/1856 – Linz, 21. 11. 1856 (Salomon Spitz, Akt über die Verleihung des Branntweinverschleißes für die Filiale Freistadt).
- 34 Vgl. Helmut Lackner/Gerhard A. Stadler: Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz. Linz, Archiv d. Stadt Linz 1990, S. 304f.
- 35 Ebd., S. 293ff.
- 36 Silvia Bengesser (Hg.): Franz Stelzhamer. Wanderer zwischen den Welten. Dokumentation eines Lebens in Bruchstücken. Linz 2002, S. 14 (= Literatur im StifterHaus 15).
- 37 Wolfgang Schmierer: Ludwig von der Pfordten. In: Gerhard Taddey (Hg.): Lexikon der deutschen Geschichte. Bd. 1. Stuttgart, Kröner 1998, S. 974f.
- 38 Marcus Pyka: Das Werden einer großstädtischen Gemeinde (1848–1992). In: Richard Bauer/Michael Brenner (Hg.): Jüdisches München. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München, Beck 2006, S. 90.
- 39 Vgl. Brenner: Zwischen Revolution und rechtlicher Gleichstellung, S. 298.
- 40 Ebd.
- 41 Vgl. Toury: Deutschlands Stiefkinder, S. 149.
- 42 Pyka: Werden einer großstädtischen Gemeinde, S. 89.
- 43 Hortzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland, S. 32.
- 44 Vgl. Katja Doubek: Blue Jeans – Levi Strauss und die Geschichte einer Legende. München, Piper 2003.
- 45 Vgl. Brenner: Zwischen Revolution und rechtlicher Gleichstellung, S. 299.

- 46 K[arl] Freidank [d.i. Richard Wagner]: Das Judenthum in der Musik. In: Neue Zeitschrift für Musik (Leipzig). 17. Jg. 33. Bd. Nr. 19, 3. September 1850, S. 101f.
- 47 [Wagner]: Das Judenthum in der Musik, S. 111.
- 48 Ebd., S. 112.
- 49 Hartzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland, S. 1f.
- 50 Vgl. Henning Albrecht: Antiliberalismus und Antisemitismus. Hermann Wagener und die preußischen Sozialkonservativen 1855–1873. Paderborn [u.a.], Schöningh 2010, S. 136.
- 51 Ebd.
- 52 Peter Fasel: Vordenker des Holocaust. In: Die Zeit vom 22. Jänner 2004, Nr. 5. Zeit-Online <http://www.zeit.de/2004/05/A-Hundt-Text> (Download 20. November 2010).
- 53 Hartzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland, S. 177–181.
- 54 Ebd.
- 55 Ebd., S. 179f.
- 56 Vgl. Lichtblau: Juden in Österreich, S. 465ff.
- 57 Vgl. Michael John: Zur wirtschaftlichen Bedeutung des Judentums, S. 41f.
- 58 Vgl. Pyka: Werden einer großstädtischen Gemeinde, S. 95.
- 59 Vgl. Ludwig Laher: Vom Aussaugen und Kopfab schlagen. Ergänzende Bemerkungen zu Franz Stelzhamer. In: Literatur und Kritik Nr. 381/382, März 2004, S. 38.
- 60 Oberösterreichisches Landesarchiv, Statthaltereiregister, Präsidium. Sch. 431, Polizeidirektor Joseph Strobach an die Statthaltereiregister vom 6. April 1858.
- 61 Vgl. Marckhgott: Fremde Mitbürger, S. 291.
- 62 Vgl. ebd., S. 292.
- 63 Vgl. Wagner: Jüdisches Leben in Linz 1849–1943. Institutionen, S. 46.
- 64 Lichtblau: Juden in Österreich, S. 457.
- 65 Mischler/Ulrich: Österreichisches Staatswörterbuch. Bd. 2, S. 971.
- 66 In der ungarischen Reichshälfte erfolgte die völlige rechtliche Gleichstellung mit dem Emanzipationsgesetz vom 17. Dezember 1867. Vgl. Lichtblau: Juden in Österreich, S. 455.
- 67 Vgl. Helga Embacher: Die Salzburger jüdische Gemeinde von ihrer Neugründung im Liberalismus bis zur Gegenwart. In: Helga Embacher (Hg.): Juden in Salzburg. History, Culture, Fates. Salzburg, Pustet 2002, S. 38.
- 68 Vgl. Wagner: Jüdisches Leben in Linz 1849–1943. Institutionen, S. 48.
- 69 Vgl. Bevölkerung und Viehstand der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder nach der Zählung vom 31. December 1869. Bd. 1. Heft 1. Wien 1871, S. 2f., 23f.
- 70 Hartzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland, S. 32. – Baruch Ophir/Falk Wiesemann: Die jüdischen Gemeinden in Bayern 1918–1945. München, Oldenbourg 1979, S. 33.
- 71 Hartzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland, S. 30.

Hans-Joachim Hahn

## Literarischer Antisemitismus im 19. Jahrhundert. Eine kulturwissenschaftliche Skizze

Texte der schönen Literatur haben wesentlich zur Entstehung und Verbreitung des modernen Antisemitismus beigetragen. Für unsere heutige, vom Holocaust bestimmte Perspektive auf den Antisemitismus erscheint dabei die Frage, ob sich dessen Ideologie „seit dem späten 18. Jahrhundert kontinuierlich oder aber in ‚konjunkturellen‘ Auf- und Abschwüngen“ entwickelt habe,<sup>1</sup> kaum eindeutig zu beantworten. Narrative Kollektivkonstruktionen über ‚die Juden‘, wie sie in Erzählungen, Romanen, Gedichten und Theaterstücken große Verbreitung fanden, bildeten langfristig den Imaginationsraum einer judenfeindlichen Mentalität in den Bevölkerungen verschiedener europäischer Länder aus. Dieser Befund stieß innerhalb der Literatur- und Kulturwissenschaften jedoch lange nur auf ein begrenztes Forschungsinteresse.<sup>2</sup> Noch vor wenigen Jahren wies etwa Klaus Holz darauf hin, dass die spezifisch kulturwissenschaftliche Kompetenz der Interpretation, Entschlüsselung und Dekonstruktion von Texten bislang noch viel zu wenig zur Analyse des Literarischen Antisemitismus eingesetzt würde, was sich auch auf „eine literaturwissenschaftlich informierte Lektüre nicht-literarischer Texte“ bezog.<sup>3</sup> Literarischer Antisemitismus galt noch bis vor Kurzem als ein „wenig etabliertes Feld im Bereich von Literaturwissenschaft und Antisemitismusforschung“<sup>4</sup>. Diese Situation beginnt sich im deutschsprachigen Raum langsam zu wandeln, wo unter den Vorzeichen einer auch die Textwissenschaften erreichenden Emotionsforschung, aber auch in post-kolonialer Perspektive, im Rahmen von Geschlechterforschung, im Zuge neuerer Nationalismusforschung, der Wissenschaftsgeschichte, einer kulturwissenschaftlich orientierten Historiografie oder auch innerhalb der Forschung zum Bürgerlichen Realismus auch der Literarische Antisemitismus verstärkt in den Blick gerät.<sup>5</sup> Zweifel an der Methode der Motivgeschichte ebenso wie an der Etablierung eines übergeordneten Merkmalskatalogs zum Literarischen Antisemitismus, wie er vor allem von Martin Gubser in seiner grundlegenden Studie *Literarischer Antisemitismus* (1998) aufgestellt worden war,<sup>6</sup> führten sowohl zur Forderung nach genaueren Lektüren als auch zur Einbeziehung diskursanalytischer Ansätze.<sup>7</sup> Schon vor einem Jahrzehnt postulierte Franka Marquardt auf Grund der von ihr beobachteten, häufigen Vernachlässigung „andere[r] Dimensionen erzählender Texte“ zu Gunsten der Bildebene: „Für die literaturwissenschaftliche Antisemitismusforschung steht eine kritische Reflexion des eigenen Instrumentariums an.“<sup>8</sup> Innerhalb seines Forschungsüberblicks zur Frage von ‚Judenbildern‘ und Literarischem Antisemitismus kommt Torben Fischer fünf Jahre später zu dem Ergebnis, literaturwissenschaftliche Antisemitismusforschung hätte vor allem „den Blick zu schärfen für die spezifisch litera-

rischen Reflexions- und Ausschlussprozesse, die mit den ‚Figurationen des Jüdischen‘ einhergehen<sup>9</sup>. Damit rückt Fischer die besondere Literarizität des erzählenden Antisemitismus ebenso ins Zentrum wie die politische Frage nach den Ausschlüssen. Und erst kürzlich befand Andrea Geier in ähnlichem Sinne, allein entscheidend für den Literarischen Antisemitismus seien „die Funktionen, die einzelne Figuren beziehungsweise die durch sie verkörperten Zuschreibungen in einem Text für Identitäts- und Alteritätsdiskurse erfüllen, in erster Linie also für die Idee einer ethnisch homogenen Nation“<sup>10</sup>.

Bereits diese kursorische Durchsicht der Forschungsliteratur zum Literarischen Antisemitismus lässt eine Pluralität von Ansätzen erkennen und zeigt eine transdisziplinäre wissenschaftliche Debatte in Bewegung, bei der gerade in den letzten Jahren auch die politische Wirksamkeit antisemitischer Narrative stärkere Beachtung fand, wie es Geier und Fischer andeuten. Eine fruchtbare Tendenz innerhalb der Antisemitismusforschung richtet sich daher auf die Frage des Transfers von antisemitischen Figuren und Narrativen von einem Diskursfeld in ein anderes; durch Analysen von Sprache und Begriffsbildung werden Spezifika antisemitischer Semantik etwa im Diskurs der Nationalökonomie untersucht.<sup>11</sup> Dass sich der Antisemitismus gerade auch in wissenschaftliche Felder wie die Geschichtsschreibung, die Theologie oder die Wirtschaftswissenschaften einschreiben konnte,<sup>12</sup> bzw. auch umgekehrt, aus diesen Diskursen Begründungsfiguren aufnahm, belegt einmal mehr dessen semantische Wandlungsfähigkeit und ideologische Wirkmächtigkeit. Schwerpunkte bei der Analyse des Literarischen Antisemitismus liegen allerdings weiterhin vor allem auf Arbeiten zu einzelnen Texten oder Werken, während größere vergleichende Studien eher selten sind.

Dabei erscheint vor allem eine Forschungslücke augenfällig, die mit einer Forschungskontroverse verbunden ist. So wurde die Bedeutung der deutschsprachigen Literatur im ‚langen‘ neunzehnten Jahrhundert im Hinblick auf die Transformation von christlichem Antijudaismus in den ‚modernen‘ Antisemitismus von der Antisemitismusforschung bislang nur unzureichend herausgearbeitet. Für die Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gilt, dass sie noch immer kaum herangezogen und mit späteren antisemitischen Texten ab den 1870er-Jahren verglichen wird. Schon während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts entstanden aber vor allem im Zusammenhang mit der deutschen Nationalbewegung gegen Napoleon antisemitische Texte, die nicht mehr nur den christlichen Antijudaismus fortschrieben, sondern ihn vor dem Hintergrund des zentralen Paradigmas der Nation transformieren und ihn politisch kodieren. Bereits im ‚frühmodernen‘ Antisemitismus, der sich im 18. Jahrhundert herausbildete, wurde mit rationalistischen Argumenten eine dauerhafte soziale Ausgrenzung der Juden als eines fremden Volkes begründet.<sup>13</sup>

Uneinigkeit und Forschungsbedarf besteht also über die Anfänge des Literarischen Antisemitismus in der deutschsprachigen Literatur ebenso wie nach wie vor auch über dessen Kriterien. Noch immer gilt als *opinio communis* der Antisemitismusforschung, dass erst mit dem politischen Antisemitismus der 1870er-Jahre der moderne, ‚nationale‘ Anti-

semitismus entstand.<sup>14</sup> Im Lichte neuerer Forschungsergebnisse erscheint diese These allerdings nicht mehr haltbar; zugleich bleibt sie aber weiterhin Vergleichsmaßstab. So bemerkt etwa Christine Achinger im Hinblick auf Gustav Freytags *Soll und Haben* (1855): „Die Identifizierung der Juden im Roman mit den abstrakten, negativen Seiten der Moderne nimmt überdies zwei Jahrzehnte früher Motive vorweg, die im allgemeinen erst mit dem politischen Antisemitismus der 1870er in Verbindung gebracht werden.“<sup>15</sup> Achinger stellt zu Recht die Annahme in Frage, die semantische Bestimmung des modernen Antisemitismus, „seine rassenideologische Rationalisierung und seine parteiförmige Institutionalisierung seien notwendig aneinander gebunden oder gar, erst das Rassedenken sei sein eigentlicher Ursprung“<sup>16</sup>. Diese Überlegungen, die Peter Fasel in ähnlicher Weise formuliert,<sup>17</sup> sind auch im Hinblick auf noch frühere antisemitische Texte hilfreich.

Daran anknüpfend sollen im Folgenden an nur wenigen Texten exemplarisch Stationen des Literarischen Antisemitismus im 19. Jahrhundert, beschränkt auf die Zeit vor den 1870er-Jahren, aufgesucht werden, die zur Ausbildung einer weit verbreiteten antijüdischen Mentalität beitrugen. Die Vorstellung einer klaren Trennlinie zwischen traditioneller christlicher Judenfeindschaft und modernem Antisemitismus wird für das 19. Jahrhundert aufgegeben und zugleich im Anschluss an Shulamit Volkov und andere von der Kontinuität eines politischen Antisemitismus im weiteren Sinn ausgegangen.<sup>18</sup> Gemeint ist damit ein Antisemitismus, der die postulierte Ausgrenzung von Juden bis hin zur Vernichtungsandrohung als Lösungen einer konstruierten „Judenfrage“ in die Gesellschaft trägt. Dieser erlebt eine frühe Konjunktur zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der antinapoleonischen Befreiungskriege. In dieser Perspektive rücken daher die langen mentalitätsgeschichtlichen Entwicklungslinien in den Blick, für die Textanalysen bedeutende Hinweise liefern können.

I

Es ist der jüdische Aufklärer und Journalist Saul Ascher (1767–1822), der schon 1794 auf die Existenz eines politischen Antisemitismus hinwies, als er in seiner Streitschrift *Eisenmenger der Zweite* die europäischen Judenfeinde in „zwei Klassen“ teilte, „in religiöse und politische“<sup>19</sup>. Ascher schreibt in den kommenden drei Jahrzehnten noch weitere Flugschriften gegen den Antisemitismus, den er freilich noch nicht so bezeichnet, neben der *Germanomanie* (1815) auch eine Analyse des Wartburgfestes, auf dem von nationalistischen Akademikern auch seine Schriften verbrannt wurden. Mit dem Wartburgfest, das von der 1815 gegründeten Jenaer Burschenschaft und „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) angeregt am 18. Oktober 1817 stattfand, sollte die 300. Jahrfeyer der Reformation mit einer Feier der nur wenige Jahre zuvor erfolgten sog. Völkerschlacht bei Leipzig verbunden und als Fest nationalen Bewusstseins zelebriert werden. Klar benennt Ascher in seiner Schrift das Amalgam von exkludierendem Nationalismus, Protestantismus und totalitärem Einheitsdenken, das nicht zuletzt in der gegen seine Veröffentlichungen gerichteten Aggression eine antijüdische Stoßrichtung besaß:

Der Ideenkreis der Deutschtumsverehrer dreht sich um den Punkt, das ganze Deutschland in Hinsicht des Glaubens unter einen Hut zu bringen, um mit Nachdruck ihre politischen Ideen endlich geltend machen zu können, welche [...] den Zweck haben, Deutschland in Oppositionsstand mit allen Staaten, Nationen und Sprachen zu setzen.<sup>20</sup>

Ideengeschichtlich bildete vor allem die ‚politische Romantik‘ einen völkischen Nationalismus aus, der bei u.a. Ernst Moritz Arndt, Achim von Arnim und Clemens Brentano antisemitisch konstruiert und begründet wurde. Insbesondere von Marco Puschner wurde dies ausführlich dargelegt.<sup>21</sup> Im Umfeld von Turnbewegung und Burschenschaften bewegte sich auch Hartwig von Hundt-Radowsky (1780–1835), der hier näher betrachtet werden soll, weil er heute als Vordenker eines bereits eliminatorischen Antisemitismus und als „Rassenantisemit“ ohne „wissenschaftlichen“ Rassenbegriff gilt.<sup>22</sup> Diesen lieferte die biologische Evolutionstheorie erst um die Mitte des Jahrhunderts. Das sollte allerdings nicht zu dem Fehlschluss führen, denunziatorische Tiervergleiche seien erst zu diesem Zeitpunkt in antisemitischen Texten anzutreffen. Erhellend ist dazu Peter Fasels spätere Studie zu Hundt-Radowskys antisemitischer Agitation: „Für seine Attacken, die inhaltlich überwiegend rassistisch sind, benötigt Hundt überhaupt keine entwickelte Rassenlehre. Er muß im Grunde nur die seit der Kindheit eintrainierte Judenfeindschaft mit dem Ethnozentrismus der germanomanen ‚Altdeutschen‘ verknüpfen.“<sup>23</sup> Das Resentiment artikuliert sich im Rahmen der zeitgenössischen Diskurse; die antisemitische Verschwörungstheorie bedarf nicht erst des Diskurses der Evolutionsbiologie, wohl aber der ethnischen Nation als positivem Bezugspunkt.

Vor dem Hintergrund der Hep-Hep-Krawalle und der Karlsbader Beschlüsse veröffentlichte Hundt-Radowsky im Herbst 1819 sein „berühmtes ‚Hauptwerk‘“ *Judenspiegel – ein Schand- und Sittengemälde alter und neuer Zeit*.<sup>24</sup> Dieses Pamphlet erlebte innerhalb von nur drei Wochen zwei Auflagen und erzielte dabei eine Auflage von insgesamt 10.000 Exemplaren.<sup>25</sup> Zwei Monate zuvor erschien im selben Jahr auch sein erster antisemitischer Roman *Truthähnchen. Ein satyrisch-komischer Roman*.<sup>26</sup> Darin gerät der tumbe Titelheld Truthähnchen aus der fiktiven Ortschaft Kuckucksau von einer tödlichen Bedrohung in die nächste. Zu Beginn der Satire wird sein Vater, der Dorfbarbier, bei einem Handgemenge von aufgebrachten Turnern getötet, die sich nicht mehr zu einem festgesetzten Entgelt wöchentlich den Bart schneiden lassen wollen. Erkennbar soll der Protagonist in Anlehnung an die Till-Eulenspiegel-Figur aus dem Volksbuch den gesellschaftlichen Verhältnissen den Spiegel vorhalten. Zugleich ist er als üble Karikatur von Friedrich August Kuhn (1784–1829) angelegt, der von 1808 an bis zu seinem Tod die von Kotzebue begründete Zeitschrift *Der Freimüthige* herausgab.<sup>27</sup> Als Truthähnchen das einzige vom Vater vermachte Erbstück, ein Löschpapier mit einer Zeichnung des Humanisten Ulrich von Hutten (1488–1523), zum „hochfürstlich Schildburgschen Hofagenten“, dem jüdischen Geldverleiher Samson Ruben, trägt, wird er von diesem für den vermeintlichen Mörder seines Sohnes gehalten.<sup>28</sup> Dem Todesurteil entgeht er nur knapp, weil später Rubens Sohn wieder auftaucht.

Ulrich von Hutten ist doppelt kodiert: Zum einen gilt er als Begründer des nationalen Hermann-Kultes, der in seiner Zeit mehr für die Entstehung des „Germanenwahns“ getan habe als jeder andere; zum anderen trug die Zeitschrift *Der Freimüthige* über dem Titelschriftzug ein Bildnis Ulrich von Huttens.<sup>29</sup> Der Roman ist ein von persönlichen Rachegehlüsten erfülltes Pamphlet, das zugleich den antisemitischen Topos der „Verjudung“ einführt, um verschiedene gesellschaftliche Institutionen wie Gerichte und Zeitschriften als von „den Juden“ abhängig zu konstruieren, deren einzige Motivation im materiellen Erwerb liegt. Truthähnchens zwangsweise Konversion zum Judentum gerät zur drastischen Illustration dieses Topos:

Um mich in jeder Rücksicht zu judäisiciren oder zu Deutsch, mich zu *verjuden*, ward ich mit Knoblauch, Zwiebeln und altem verdorbenen Käse, nicht bloß gefüttert, sondern auch geräuchert und einbalsamirt, und daher rieche ich noch heutiges [sic] Tages[,] wie ein leibhaftiger Jude.<sup>30</sup>

Wie sehr der Erzähler und Protagonist als *n e g a t i v e* Figur gemeint ist, zeigt sich besonders an einer Stelle des Textes, wo ein fiktiver Herr Roßkamm gegenüber Hamann, Grattenauer, Rühls und Fries noch als „ärgerer Judenfeind“ ausgewiesen wird,<sup>31</sup> der sich zur Legitimierung der denunziatorischen Vorstellung von „den Juden“ als Ungeziefer, das das Land verdirbt, nicht nur auf die Bibel – in Verzerrung der tatsächlichen Darstellung in 2. Mose 8, V. 24, sondern zugleich auf einige Passagen aus der Schrift *Pickenick für die Juden* von Hundt-Radowsky beruft.<sup>32</sup> Insbesondere hier nimmt Hundt-Radowsky eine biologistische Entmenschlichung der Juden vor, die zwar noch ohne einen ‚wissenschaftlichen‘ Rassismus auskommt, bereits aber eine entsprechende Semantik vorbereitet. An anderer Stelle in der bizarren Handlung, die den Protagonisten auf den Mond führt, begegnen ihm in Schweine verwandelte Juden. Einem Wortführer dieser Gruppe legt der Autor als Erklärung die bösertige Sentenz in den Mund, sie seien „sämmtlich gleichfalls vom Saamen Abrahams, weil sie aber so viele Dukaten [...] befeilt und verfälscht hätten, so wären ihre Nußknacker- und Auwaigesichter in Schweinsköpfe [...] verwandelt“ worden.<sup>33</sup> In der *Judenspiegel*, im November 1819 ausgeliefert, kompiliert Hundt-Radowsky dann schon kurz darauf „die seit Jahrhunderten durch zahllose Schriften verbreiteten und ‚im Volke‘ zirkulierenden Bruchstücke des älteren wie des neueren Judenhasses [...], woraus er folgert, dass es das Beste wäre, die Juden auszurotten“<sup>34</sup>. Vor dem Hintergrund der Hep-Hep-Krawalle in Würzburg und anderen deutschen Städten entwickelt Hundt-Radowsky einen verschwörungstheoretischen Antisemitismus, der zum Pogrom aufruft. Auch an Achim von Arnims (1781–1831) Erzählung *Die Majorats-Herren* (1822) kann gezeigt werden, wie Nationalismus, eine gesteigerte Kritik moderner Ökonomie und, wenn auch nur angedeutet, auch biologistische Herabsetzungen von Juden im Literarischen Antisemitismus des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts schon anzutreffen sind. Die Frage nach dem Stellenwert des Antisemitismus in der Romantik wird in der Forschung noch immer kontrovers diskutiert. Marco Puschners grundlegende Studie *An-*

*tisemitismus im Kontext der Politischen Romantik* (2008) bündelt die Diskussion und zeigt auf, dass sich bereits in den Schriften von Achim von Arnim, Clemens Brentano, Ernst Moritz Arndt oder Adam Heinrich Müller der Versuch findet, „die deutsche Nation im Schattenriß des jüdischen Feindes zu konstruieren“.<sup>35</sup> Puschner zeigt in seinem Forschungsüberblick wissenschaftshistorisch, wie zunächst unter den Vorzeichen der werkimmanenten Methode, die in den 1950er-Jahren gegen die politische Mobilisierung der Germanistik im Nationalsozialismus gesetzt wurde, und später dann ab etwa den 1980er-Jahren unter poststrukturalistischen Vorzeichen die lange vor allem wegen des Goetheschen Verdikts abgelehnte Literatur von Arnims entdeckt und rezipiert wurde, ohne den politisch-didaktischen Anspruch des Autors zu berücksichtigen. Deshalb wurden etwa die durchaus bekannten Texte für die *Christlich-Teutsche Tischgesellschaft* nicht auf Arnims sonstige Prosa, Dramen und Lyrik bezogen. In der neueren Arnim-Forschung platziert etwa noch Ritchie Robertson den Antisemitismus im literarischen Werk Arnims am Beispiel der *Majoratsherren* an der „Wasserscheide“ zwischen christlichem Antijudaismus und (modernem) ökonomischem Antisemitismus.<sup>36</sup> Wegen der nicht ausschließlich diffamierenden Darstellung jüdischer Religion und ihrer Praktiken in der Erzählung gelangt Robertson zu dem Schluss, den Text auf antisemitische Positionen zu reduzieren, werde vom Textbefund vereitelt.<sup>37</sup> Tatsächlich aber lässt sich zeigen, dass in der Erzählung Juden nicht mehr nur wegen der angeblichen Fremdheit ihrer Religion vom christlichen Kollektiv unterschieden werden, sondern als Bedrohung der Nation und damit der naturalisierten Ordnung der Welt imaginiert sind. Im Text werden alle jüdischen Figuren, wenn auch differenziert, negativ gezeichnet. Dem Untergang des Majorats als einer gesellschaftlichen Ordnungsinanz, der „Bastion einer von Umwälzungen geprägten Zeit und Gesellschaftsordnung“,<sup>38</sup> korrespondiert die Emanzipation der Juden; es geht um Macht, Geld und Herrschaftsverhältnisse: „Bald darauf kam die Stadt unter die Herrschaft der Fremden; die Lehnsmajorate wurden aufgehoben, die Juden aus der Gasse *befreit*, der Kontinent aber wie ein überwiesener Verbrecher eingesperrt.“<sup>39</sup> Im Schlussbild erscheint die von Aufklärung und Emanzipation angestoßene Befreiung der Juden aus den „Judengassen“, den Ghettos, in die sie zur Absonderung von der christlichen Bevölkerung gesperrt worden waren, als Versklavung Europas. Nike Thurn kommt in ihrer aktuellen, luziden Interpretation der *Majoratsherren* vor dem Hintergrund dieser Passage zu dem Urteil, dass Arnims Antisemitismus *v o r r a n g i g* ökonomisch begründet sei; wenn dabei nicht nur die Juden schlecht wegkommen, sondern auch die beiden letzten Generationen der Majoratsherren, seien diese „hierin als ‚verjudet‘ dargestellt“.<sup>40</sup> Thurn weist zugleich auf eine Stelle in der Erzählung, an der die Differenz zwischen der *S c h e i n j ü d i n*, eigentlich aber nicht-jüdischen Heldin Esther und ihrem jüdischen Verlobten über dessen körperliche Devianz konstruiert wird, der als „tierisch“, genauer: insektenhaft“ dargestellt wird:<sup>41</sup>



Zuletzt sprang er [= der jüdische Verlobte; H.J.H.] in einem leichten weißen Anzuge, doch wieder maskiert, wie eine Seele aus dem schmutzigen Maskenmantel heraus, und versicherte, mit seinem Körper seltsame Kunststücke machen zu wollen, legte sich auf den Bauch und drehte sich wie ein angestochener Käfer umher.<sup>42</sup>

Literarisch anspruchsvoller als Hundt-Radowsky konstruiert jedoch auch Achim von Arnim die Juden als ein die richtige Ordnung der Welt bedrohendes materialistisches Prinzip. Ebenso wie Hundt-Radowsky zieht aber auch von Arnim die Legitimierung seines antikapitalistischen Antisemitismus aus dem Szenario einer jüdischen Bedrohung, gegen die politische Gegenwehr zu mobilisieren ist. Hier liegen allerdings deutliche Unterschiede zwischen dem expliziten Pogrom-Aufruf bei Hundt-Radowsky und von Arnims Unbestimmtheit der ‚Lösungsperspektive‘.

## II

Mit der Ausdifferenzierung der bürgerlichen Opposition in der k.u.k. Monarchie und in den deutschen Staaten im Zuge der Französischen Julirevolution 1830 erlebte die deutschsprachige Literatur eine erneute Phase der Politisierung. Diese endete mit dem Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848/49. Eine der Tendenzen innerhalb des bürgerlichen Lagers richtete sich gegen die vermeintliche Vaterlandslosigkeit und den Kosmopolitismus einer Reihe von Autoren. So speiste sich Wolfgang Menzels (1798–1873) folgenreicher Angriff auf Autoren des sog. Jungen Deutschland, die er als „Jung Palästina“ diffamierte, im Jahr 1835 aus den selben Traditionen wie der radikalere Antisemitismus von Hundt-Radowsky: Menzel war 1817 Mitglied der deutschen Turner geworden und von den ‚Altdeutschen‘ geprägt, die aus dem Widerstand gegen Napoleon hervorgingen; und 1818 schrieb er sich an der Universität Jena ein, von wo aus im Jahr zuvor das Wartburgfest vorbereitet worden war.<sup>43</sup> Drei Jahre nach Menzels Angriff erschien ein heute weitgehend vergessener Roman, der für die Frage des Literarischen Antisemitismus im 19. Jahrhundert jedoch von Interesse ist, weil darin ein bipolares Amerikabild mit dem antikapitalistischen Ökonomiediskurs und antijüdischen Bildern verknüpft erscheint. Die Rede ist von den *Europamüden* (1838) von Ernst Willkomm (1810–1886). An dieser Stelle müssen einige Stichworte genügen.<sup>44</sup> Der Roman verbindet antijüdische Vorstellungen und Affekte gegen eine als Verfallsgeschichte entworfene Moderne mit einer Ablehnung der von Adam Smith in seinem einflussreichen *Wealth of Nations* (1776) wenn nicht geprägten, so doch popularisierten Eigennützigkeits-Hypothese. Letztere bezieht sich auf die Vorstellung, alle menschlichen Handlungen seien primär von Eigennutz geprägt. Fritz Breithaupt vertritt die These einer umfassenden Übertragung ökonomischen Denkens auf die Literatur im Zusammenhang mit der ‚Epochenschwelle‘ 1848, wobei die von ihm als Muster in verschiedenen deutschsprachigen Texten vor und nach dem Schwellenjahr aufgezeigte Entlarvung des ökonomischen Vorteilsdenkens zugleich zur Ausbreitung des ökonomischen Paradigmas beigetragen habe.<sup>45</sup> Breithaupt geht zwar auf die Identifizierung von ‚Juden‘ mit der Geldsphäre generell im Kaufmannsroman

ein, ohne sich dabei allerdings auf den von ihm ansonsten durchaus angeführten Roman *Die Europamüden* zu beziehen. Tatsächlich legt eine Analyse des Romans nahe, dass auch hier die von Breithaupt zu Recht herausgestellte Delegitimierung des ‚Selbst-Interesses‘ über die Personifizierung der Geld- und Warenzirkulation mit ‚den Juden‘ funktioniert. Willkomm differenziert den Bereich der Ökonomie in ein positives Bild „regen Gewerbes“, das er von einem negativen Gegenbild abgrenzt: „Geschrei, wildes, hastiges Durcheinanderrennen, Eigennutz und Geldgier tobten, schlugen, schimpften vom Quai in buntem, unterhaltenden Gemisch.“<sup>46</sup> Für diese negative Sphäre steht der Jude Mardochai, der ein Komplott gegen die Katholische Kirche plant und als materialistischer Verführer erscheint: „Der Verachtete zeigte kaum die Hostien aus der Monstranz des Gottes der Welt, so sanken auch schon die Herzen der Versammlung auf die Knie, und die civilisierte Menschheit betete an vor der Majestät moderner Weltheiligkeit.“<sup>47</sup> Willkomm personifiziert bereits die als zivilisationszerstörend gekennzeichnete Geldwirtschaft mit „dem Juden“; zugleich übernimmt er Vokabeln aus dem Bereich des Religiösen in die Zirkulationssphäre. Ebenso wenig wie bei Hunst-Radowsky oder von Arnim lässt sich hier noch eine plausible Trennung zwischen christlichem Antijudaismus auf der einen und modernem (rassistischen, biologistischen, nationalen) Antisemitismus auf der anderen Seite vollziehen. Als Roman über ‚Europamüdigkeit‘, einer Verfallserscheinung, die wiederum antisemitisch kodiert ist, kommt der Text jedoch ohne Aufruf zum Pogrom aus. Dafür vollzieht das Narrativ selbst eine ‚Lösung‘: Die beiden zentralen Negativhelden, Mardochai und Bardeloh, der Neffe eines vom Judentum zum Katholizismus Konvertierten, sterben beide am Ende der Geschichte, während der Erzähler Sigismund und einige andere zur Ausreise nach Amerika aufbrechen.

Einen anderen Stellenwert hat in dieser Hinsicht Richard Wagners 1850 zunächst anonym veröffentlichtes Pamphlet *Das Judentum in der Musik*, das ebenso wie Franz Stelzhamers Text *Jude* (1852) in Reaktion auf die bürgerliche Revolution 1848/49 entstand. Es kann hier nicht der Ort sein, auf die Entwicklung und Veränderung von Wagners Antisemitismus weiter einzugehen, der immer wieder Anlass zu Debatten gab und gibt.<sup>48</sup> Jan Süselbeck hat kürzlich noch einmal gezeigt, dass Wagner in seiner nicht zufällig zweimal veröffentlichten Hetzschrift (1869 erschien sie unter seinem Namen) eine ökonomische Verschwörungstheorie nicht nur mit der gängigen Vorstellung, die Juden beherrschten die Presse, verband, sondern zugleich mit Bildern biologischen Verfalls kombinierte. Im folgenden Zitat kommt der deutsche ‚Volkkörper‘ einem Leichnam gleich, der durch die mit ‚wühlenden Würmern‘ verglichenen Juden ‚zersetzt‘ wird: „Erst wenn der innere Tod eines Körpers offenbar ist, gewinnen die außerhalb liegenden Elemente die Kraft, sich seiner zu bemächtigen, aber nur um ihn zu zersetzen; dann löst sich das Fleisch dieses Körpers in wimmelnde Vielbebigkeit von Würmern auf.“<sup>49</sup> Der Unterschied zu Willkommns Roman liegt sowohl in der Bildlichkeit als auch in der *Form* der Intervention. Während Wagners Schrift eine problematische ‚Judenfrage‘ konstruiert, die mit derartigen biologistisch aufgeladenen Bildern eine tödliche Bedrohung der ethno-nationalen Wir-Gruppe

suggeriert und zumindest implizit zum Handeln auffordert, fehlt Willkommens Briefroman diese unmittelbare Agitation.

Dagegen weist auch Franz Stelzhamers Text *Jude* ein solches, auf politische Wirksamkeit abzielendes Moment auf.<sup>50</sup> Am Anfang wird die globale Sonderstellung des jüdischen Volks durch seinen Fortbestand noch „nach seinem politischen Ableben“ im Wort von der „völligen Unumbringbarkeit“ als *l e b e n d i g - u n t o t e* Gestalt entworfen, worin die schon im Motto aufgerufene Ahasver-Figur erneut aufgenommen ist.<sup>51</sup> In dem zentralen und erschreckenden Bild vom „Riesenbandwurm“, der sich „um die Ernährungsorgane eines jeden kultivierten Staatskörpers“ schlinge, wird die Figur des Parasiten eingeführt.<sup>52</sup> Am legitimen Wettstreit der Völker „um Vorrang und Macht“, „Kunst und Wissenschaft“ oder „Entdeckung und Erfindung“ ist „der Jude“ als eine Figur des Dritten *p a r e x c e l l e n c e* ausgeschlossener Zuschauer und ewiger Gewinner:<sup>53</sup> „zufrieden, daß er heut oder morgen, da oder dort seinen Bandwurmrüssel, gleichviel, an die offene Wunde, oder an die Errungenschaft anlegen kann und – *saugen*.“<sup>54</sup> Was ist vor diesem Hintergrund einer durch den gesamten Text hindurch aufgebauten Bedrohung der Völker durch den gewissermaßen illegitim, nach seinem „Ableben“ immer wieder neu entstehenden jüdischen Riesenbandwurm von einem Schluss zu halten, in dem der Autor für sich reklamiert, keine „Lehre“ anbieten zu haben? Die Schlussfolgerung zum Pogrom blieb den Adressaten überlassen; der Text endet bei der Suggestion, einer Latenz, die mit dem Bild des bedrohlichen Parasiten eine Aufstachelung der Leser/-innen zur ‚legitimen‘ Gegenwehr bezweckt.

### III

Ebenfalls im mentalitätsgeschichtlichen und zeithistorischen Kontext der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848/49 erschien Gustav Freytags Bestseller *Soll und Haben* (1855), ein Roman, dessen Judendarstellung schon in zeitgenössischen Besprechungen als ein problematischer Aspekt dargestellt wurde und der nicht erst seit Gubbers Studie<sup>55</sup> (1998) zu einem Kristallisationspunkt für Forschungen zum Literarischen Antisemitismus im 19. Jahrhundert avancierte.<sup>56</sup> Hans Mayer vertrat schon 1975 die These, dass insbesondere bekannte literarische Judengestalten aus Romanen des Bürgerlichen Realismus zu einer problematischen Vorstellung des Jüdischen beitragen, die „aktivierende Kraft“ besaß: „Nicht jeder hatte deutsche oder ‚undeutsche‘ Juden jemals kennengelernt; aber man kannte sich aus mit den Moses Freudenstein und Veitel Itzig und Jochem. Diese Art von Überbau erwies eine aktivierende Kraft.“<sup>57</sup> Mit den negativen jüdischen Figuren aus den drei Erfolgsromanen *Soll und Haben*, *Der Hungerpastor* (1864; Wilhelm Raabe) sowie *Ein Kampf um Rom* (1859–1876; Felix Dahn) sieht Mayer ein zur politischen Judenfeindschaft aktivierendes Vorstellungsfeld aufgerufen. Weil zugleich zu bedenken bleibt, dass es sich bei Freytags Roman um ein Beispiel „eines sehr nuancierten literarischen Antisemitismus“ handelt,<sup>58</sup> wo Autorintention und Rezeptionsgeschichte ebenso auseinanderfallen wie *r e l a t i v* positive

jüdische Figuren neben völlig negativen Figuren erscheinen und andere relativierende Textstrategien eingesetzt werden, müssen komplexere Analysen den antisemitischen Gehalt des Textes erweisen. Antisemitismus entfalte sich immer in einer historisch spezifischen Situation, „welche das Gestaltungsinteresse des Verfassers wie das Verständnis seines Lesers“ festlege, gibt Florian Krobb zu bedenken, so dass die jeweils „zeitgenössischen Verständnishorizonte“ ebenso zu berücksichtigen seien wie „die eindeutige Unterordnung literarischer Judengestalten unter antisemitische Wirkabsichten oft als problematisch“ erscheint.<sup>59</sup> Allerdings muss nicht unbedingt eine antisemitische Wirkung nachweisbar sein, wie gerade *Soll und Haben* anschaulich belegt, um eine solche Wirkung zu entfalten; zudem greift eine Einschränkung der Analyse ausschließlich auf die Judengestalten zur Bestimmung des Literarischen Antisemitismus zu kurz. Auch wenn Krobb zu Recht zwischen den Judendarstellungen bei Franz Grillparzer, Gustav Freytag und Wilhelm Raabe auf der einen Seite und denen in Wilhelm von Polenz' *Der Büttnerbauer* (1895) sowie in Arthur Dinters *Die Sünde wider das Blut* (1919) unterscheidet, führt dies nicht zu einer „unkontroverse[n] Anwendung“ des Begriffs Literarischer Antisemitismus.<sup>60</sup> Diese wäre dann nur für die späteren eindeutig rassenantisemitischen Texte von Polenz und Dinter zu haben, während bei den Texten von Freytag, Raabe und Grillparzer die Frage nach einem möglichen Vorläufertum genauso in Betracht gezogen werden könnte wie die Überlegung, ob „es die größere Komplexität, Ambivalenz und damit Deutungs Offenheit von Grillparzer, Freytag und Raabe“ erlaube, „auch den Antisemitismusvorwurf gegenüber diesen Texten zu differenzieren und zu modifizieren“.<sup>61</sup>

Freytags Erfolgsroman bezog seine Wirkung beim bürgerlichen Lesepublikum aus dem in ihm artikulierten Projekt einer Begründung des deutschen Nationalliberalismus. Entsprechend reflektiert Christine Achinger die Frage nach dem Literarischen Antisemitismus von *Soll und Haben* (und seiner antisemitischen Wirkmächtigkeit) aus einer anderen Perspektive. Der Roman dürfte wohl zu Recht als „der in seiner Zeit herausragende Versuch einer literarischen Neudefinition nationaler und bürgerlicher Identität nach dem Scheitern der emanzipatorischen Hoffnungen des Bürgertums 1848/49“ gelten.<sup>62</sup> Deutsche Bürgerlichkeit wird darin, wie verschiedentlich in der Forschung dargestellt, durch ihre Abgrenzung insbesondere von drei Gruppen innerhalb der preußischen Gesellschaft definiert, dem Adel, Polen und Juden. Entscheidend ist nun, dass das im Roman entwickelte Judenbild, das ganz zentral steht für den Entwurf einer annehmbaren ‚deutschen‘ Form kapitalistischer Moderne, sich zugleich aber erst vollständig „im Kontext dieses übergeordneten Bauprinzips“ erschließt, wie Achinger argumentiert.<sup>63</sup> In ihrer Perspektive erscheint der Antisemitismus des Textes trotz aller Kontinuitäten nicht als ein jahrhundertlang tradiertes Vorurteil, sondern „als eine spezifische historische und gesellschaftliche Erfahrung“, gewissermaßen als eine „Verarbeitungsform gesellschaftlich bedingter Veränderungen im Verhältnis von Subjekt und Welt“.<sup>64</sup> In ihren Analysen von *Soll und Haben* liefert Achinger so ein Verständnismodell des Literarischen Antisemitismus, das dessen

gesellschaftspolitische Relevanz auch bei komplexeren literarischen Strukturen im Blick behält.

#### IV

Allgemeine Aussagen über Literarischen Antisemitismus bleiben schwierig und müssen sich auf Textanalysen stützen. Ausgehend von einem kursorischen Überblick über die Forschungslage wurde eine Reihe unterschiedlicher Texte des Literarischen Antisemitismus aus dem 19. Jahrhundert herangezogen, um deren „aktivierende Kraft“ (Hans Mayer) im Kontext der bürgerlichen Opposition anhand einer Rekonstruktion ihrer Textstrukturen sichtbar werden zu lassen. Angesichts der entsprechenden Texte von Hundt-Radowsky, Richard Wagner oder Franz Stelzhamer, die alle trotz fehlender rassentheoretischer Begründung denunziatorische Tiervergleiche aufweisen und zumindest eine Latenz der Vernichtungsaufforderung enthalten, erscheinen die ebenfalls herangezogenen Texte *Die Majoratsherren* (1822) von Achim von Arnim, *Die Europamüden* (1838) von Ernst Willkomm oder Gustav Freytags *Soll und Haben* (1855) in Abstufung weniger aggressiv. Das stellt allerdings kaum einen Trost dar, wenn etwa die im Vergleich zu Stelzhamers wüster Tirade wesentlich größere Wirkmächtigkeit von Freytags Roman im Hinblick auf die Verfestigung der Vorstellung, ‚die Juden‘ gehörten nicht zum nationalen deutschen Kollektiv, berücksichtigt wird. Die mangelnde Verbreitung von Stelzhamers Text ändert nichts an seiner Aggressivität, ebenso wenig wie die Tatsache, dass er Letztere mit einigen anderen Texten von radikalen Antisemiten des 19. Jahrhunderts teilt. Zugleich zeigen die hier angeführten Beispiele, wie wenig plausibel eine Kategorisierung des Antisemitismus in diesen Texten als v o r m o d e r n e r oder christlicher ist. Unabhängig von ihrer religiösen Orientierung, die etwa den Protestanten Hundt-Radowsky vom Katholiken Stelzhamer unterscheidet, verwenden alle auch christlich-antijüdische Vorstellungen, die aber bereits vor dem Paradigma der Nation und auf der Grundlage einer Zurückweisung des Ökonomiediskurses arrangiert werden. Im 19. Jahrhundert formulieren einzelne Antisemiten bereits Vernichtungsvorstellungen, wie sie für den „Erlösungsantisemitismus“ (Saul Friedländer) charakteristisch sind.

- 1 Peter Fasel: *Revolte und Judenmord. Hartwig von Hundt-Radowsky (1780–1835)*. Berlin, Metropol 2010, S. 15.
- 2 Mark H. Gelber hat bereits vor über dreißig Jahren einige Arbeiten zum Literarischen Antisemitismus und dessen Analyse veröffentlicht, worin er sich auf eine vor allem textbasierte Analyse stützte: Mark H. Gelber: *Aspects of Literary Antisemitism*. Yale Univ. Diss. 1980 (University of Michigan Microfilm). – Ders.: *Teaching Literary Anti-Semitism. Dickens' *Oliver Twist* and Freytag's *Soll und Haben**. In: *Comparative Literature Studies* XVI (1979) 1, S. 1–11. – Ders.: *What is literary Antisemitism?* In: *Jewish Social Studies* XLVII (1985) 1, S. 1–20.
- 3 Klaus Holz: *Die Paradoxie der Normalisierung. Drei Gegensatzpaare des Antisemitismus vor und nach Auschwitz*. In: Klaus-Michael Bogdal/Klaus Holz/Matthias N. Lorenz (Hg.): *Literarischer Antisemitismus*

- nach Auschwitz. Stuttgart/Weimar, Metzler 2007, S. 37–57, hier S. 37. Der Soziologe Holz verbindet damit eine mehrfache Stärkung der Antisemitismusforschung: „Sich dem Literarischen Antisemitismus konzentriert zuzuwenden, könnte deshalb mehr erreichen, als ‚nur‘ dieses spezifische Feld zu bearbeiten. Es könnte dazu beitragen, die kulturwissenschaftlichen Kompetenzen in der Antisemitismusforschung zu stärken und insbesondere zu einer präziseren Lektüre antisemitischer Texte anzuregen.“ (ebd.).
- 4 Mona Körte: *Judaeus ex machina* und ‚*jüdisches perpetuum mobile*‘: Technik oder Demontage eines Literarischen Antisemitismus? In: Bogdal/Holz/Lorenz (Hg.): *Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz*, S. 59–73, hier S. 72.
  - 5 Stellvertretend nur einige Werke: Florian Krobb (Hg.): *150 Jahre Soll und Haben*. Studien zu Gustav Freytags kontroverser Roman. Würzburg, Königshausen & Neumann 2005. – Christine Achinger: *Gespaltene Moderne. Gustav Freytags Soll und Haben – Geschlecht, Nation und Judenbild*. Würzburg, Königshausen & Neumann 2007. – Marco Puschner: *Antisemitismus im Kontext der Politischen Romantik. Konstruktionen des ‚Deutschen‘ und des ‚Jüdischen‘ bei Arnim, Brentano und Saul Ascher*. Tübingen, Max Niemeyer 2008. – Franziska Schöbller: *Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola*. Bielefeld, Aisthesis 2009. – Nicolas Berg (Hg.): *Kapitalismusdebatten um 1900 – Über antisemitisierende Semantiken des Jüdischen*. Leipzig, Leipziger Universitätsverlag 2011.
  - 6 Martin Gubser: *Literarischer Antisemitismus. Untersuchungen zu Gustav Freytag und anderen bürgerlichen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts*. Göttingen, Wallstein 1998.
  - 7 Mona Körte etwa gelangt zu dem Schluss: „Literarischer Antisemitismus lässt sich in seinen subtilen Ausformungen nur von Werk zu Werk, als Ergebnis eines immer neuen *close reading* unter Berücksichtigung aller textuellen Komponenten bestimmen.“ Vgl. Körte: *Judaeus ex machina* und ‚*jüdisches perpetuum mobile*‘, S. 72. Franziska Schöbller weist in die gleiche Richtung, wenn sie fordert, die Imagologie diskursanalytisch zu transformieren. Vgl. Schöbller: *Börsenfieber und Kaufrausch*, S. 32.
  - 8 Franka Marquardt: *Erzählte Juden. Untersuchungen zu Thomas Manns Joseph und seine Brüder und Robert Musils Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg/London, Lit 2003, S. 8.
  - 9 Torben Fischer: *Judenbilder und ‚Literarischer Antisemitismus‘. Bemerkungen zur Forschungsgeschichte*. In: *text+kritik* 180 (2008), S. 115–124, hier S. 121.
  - 10 Andrea Geier: *Juden als innergesellschaftliche Fremde. Emotionalisierungsstrategien im literarischen Antisemitismus am Beispiel von Wilhelm Hauffs Jud Süß*. In: *literaturkritik.de* (2013) 6, URL: [www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=17984&ausgabe=201306](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=17984&ausgabe=201306) (Aufruf am 15. Juni 2013).
  - 11 Vgl. etwa Berg (Hg.): *Kapitalismusdebatten um 1900*. – Matthew Lange: *Antisemitic Elements in the Critique of Capitalism in German Culture, 1850–1933*. Oxford [u.a.], Lang 2007.
  - 12 Berg (Hg.): *Kapitalismusdebatten um 1900*, S. 9.
  - 13 Vgl. den entsprechenden Abschnitt bei Fasel: *Revolte und Judenmord*, S. 127–142.
  - 14 Natürlich gibt es Ausnahmen. Zu Recht hat etwa Helmut Berding, den auch Fasel zitiert, 1996 geschrieben: „Schon in den antijüdischen Schriften der Jahrzehnte um 1800 [...] nahm die Judenfeindschaft ‚moderne‘ Züge an.“ Vgl. Berding: *Antisemitismus in der modernen Gesellschaft: Kontinuität und Diskontinuität*. In: Manfred Hettling/Paul Nolte (Hg.): *Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays*. München, Beck 1996, S. 193.
  - 15 Christine Achinger: *Prosa der Verhältnisse und Poesie der Ware. Versöhnte Moderne und Realismus in Soll und Haben*. In: Krobb (Hg.): *150 Jahre Soll und Haben*, S. 67–86, hier S. 85.
  - 16 Achinger: *Prosa der Verhältnisse und Poesie der Ware*, S. 85.
  - 17 Fasel: *Revolte und Judenmord*, S. 8.
  - 18 Shulamit Volkov: *Das geschriebene und das gesprochene Wort. Über Kontinuität und Diskontinuität im*

- deutschen Antisemitismus. In: Dies.: Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zehn Essays. München: C. H. Beck 1990, S. 54–75, hier S. 59f.
- 19 Saul Ascher: Eisenmenger der Zweite. In: Ders.: 4 Flugschriften. Eisenmenger der Zweite, Napoleon, Die Germanomanie, Das Wartburgfest. Berlin/Weimar, Aufbau Verlag 1991, S. 41.
- 20 Saul Ascher: Das Wartburgfest. In: ders.: 4 Flugschriften, S. 233–276, hier S. 264.
- 21 Vgl. die Studie von Marco Puschner: Antisemitismus im Kontext der Politischen Romantik. Bei Puschner finden sich in den einzelnen Kapiteln ausführliche Hinweise zum jeweiligen Forschungsstand.
- 22 Peter Fasel: Vordenker des Holocaust. Schon hundert Jahre vor Hitler und Goebbels propagierte der nationalistische Agitator Hartwig Hundt-Radowsky die Vernichtung der Juden. In: Die Zeit, 22. Januar 2004, S. 78.
- 23 Fasel: Revolte und Judenmord, S. 8.
- 24 Fasel: Vordenker des Holocaust.
- 25 Ebd.
- 26 Hartwig von Hundt-Radowsky: Truthähnchen. Ein satyrisch-komischer Roman. Merseburg, Ernst Klein 1819.
- 27 Vgl. die ausführliche Lektüre von *Truthähnchen* bei Fasel: Revolte und Judenmord, S. 142–152.
- 28 Hundt-Radowsky: Truthähnchen, S. 43–45.
- 29 So Leon Poliakov: Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus. Hamburg 1993: Junius, S. 102. Hier zit. nach Fasel: Revolte und Judenmord, S. 54.
- 30 Hundt-Radowsky: Truthähnchen, S. 118.
- 31 Mit dieser Aufzählung stellt Hundt-Radowsky seinen fiktiven Antisemiten in eine Reihe mit dem biblischen Judenfeind Hamann sowie einigen Antisemiten seiner Gegenwart wie Carl Wilhelm Friedrich Grattenauer (1773–1838), dem Berliner Professor Friedrich Rühs (1781–1820) sowie dem Jenaer Professor Jakob Friedrich Fries (1773–1843), der Juden in seiner antisemitischen Schrift *Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden* (1816) als „Gewürm“ bezeichnete.
- 32 Hundt-Radowsky: Truthähnchen, S. 133.
- 33 Ebd., S. 112.
- 34 Fasel: Revolte und Judenmord, S. 155.
- 35 Puschner: Antisemitismus im Kontext der Politischen Romantik, S. 5.
- 36 Ritchie Robertson: Antisemitismus und Ambivalenz. Zu Achim von Arnims Erzählung „Die Majoratsherren“. In: Sheila Dickson und Walter Pape (Hg.): Romantische Identitätskonstruktionen. Nation, Geschichte und (Auto-)Biographie. Glasgower Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft. Tübingen, Niemeyer 2003, S. 51–63, hier S. 51.
- 37 Ebd., S. 51.
- 38 Nike Thurn: Antisemitisch „in herkömmlicher Weise“? Achim von Arnims „Die Majorats-Herren“. In: literaturkritik.de (2013) 6, URL: [www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=17991&ausgabe=201306](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=17991&ausgabe=201306) (Aufruf am 15. Juni 2013).
- 39 Achim von Arnim: Sämtliche Romane und Erzählungen. Auf Grund der Erstdrucke hg. von Walther Migge, Bd. 3. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2002, S. 31–67, hier S. 67.
- 40 Thurn: Antisemitisch „in herkömmlicher Weise“.
- 41 Ebd.
- 42 Arnim: Sämtliche Romane und Erzählungen, S. 57.
- 43 NDB 17 (1994), S. 92–94.

- 44 Ausführlicher zum Roman und dessen antisemitisierender Semantik: Hans-Joachim Hahn: „Judenland“ Amerika – Eine antisemitische Metapher in der Literatur. In: Berg (Hg.): Kapitalismusdebatten um 1900, S. 389–407.
- 45 Fritz Breithaupt: Homo Oeconomicus (Junges Deutschland, Psychologie, Keller und Freytag). In: Jürgen Fohrmann und Helmut J. Schneider (Hg.): 1848 und das Versprechen der Moderne. Würzburg, Königshausen & Neumann 2003, S. 85–112.
- 46 Ernst Willkomm: Die Europamüden. Modernes Lebensbild. Leipzig, Wunder 1838, Bd. 1, S. 34.
- 47 Willkomm: Die Europamüden, Bd. 1, S. 59.
- 48 Vgl. Jens Malte Fischer: Richard Wagners ‚Das Judentum in der Musik‘. Eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus. Frankfurt a. M.[ u.a.], Insel 2000. – Aktuell: Jan Süselbeck: Apocalypse Now: Der ewige Streit um Richard Wagners Pamphlet ‚Das Judentum in der Musik‘ (1850/1869). In: URL: [www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id\\_17822](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id_17822) (Aufruf am 22. Juni 2013).
- 49 Richard Wagner: Das Judentum in der Musik. In: Jens Malte Fischer: Richard Wagners ‚Das Judentum in der Musik‘, S. 171f.
- 50 Unterstützt wird dies auch durch den Kontext im *Bunten Buch*, wodurch die Widmung an den bayerischen Ministerpräsidenten Ludwig von der Pfordten, die Vorrede und Texte wie *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* oder der *Antichrist* eine Zurückweisung der bürgerlichen Ziele der Revolution von 1848 formuliert ist. In der Camouflage eines nach Amerika ausgewanderten Freundes, von dem angeblich die Texte aus dem Abschnitt *Sybillinisches* stammen, fällt zudem auch das Stichwort der Politik in signifikantem Zusammenhang: „Er hätte, vertraute er mir mit besagtem kläglichem Groll, da er sich mit der kleineren Politik nicht abgebe, sie daher auch wenig verstände, Aufsätze in größerem politischen Sinne geschrieben“. Vgl. Franz Stelzhamer: Das bunte Buch. München, Selbstverlag 1852, S. 214.
- 51 Franz Stelzhamer: Jude. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 255.
- 52 Ebd., S. 256.
- 53 Klaus Holz: Der Jude. Dritter der Nationen. In: Eva Esslinger/Tobias Schlechtriemen/Doris Schweitzer/Alexander Zons (Hg.): Die Figur des Dritten. Berlin, Suhrkamp 2010, S. 292–303.
- 54 Stelzhamer: Jude, S. 258.
- 55 Gubser: Literarischer Antisemitismus.
- 56 Mark H. Gelber: Antisemitismus, literarischer Antisemitismus und die Konstellation der bösen Juden in Gustav Freytags *Soll und Haben*. In: Krobb (Hg.): 150 Jahre *Soll und Haben*, S. 300.
- 57 Hans Mayer: Außenseiter [1975]. Frankfurt a. M., Suhrkamp, S. 391.
- 58 Gelber: Antisemitismus, literarischer Antisemitismus und die Konstellation der bösen Juden in Gustav Freytags *Soll und Haben*, S. 286.
- 59 Florian Krobb: Was bedeutet literarischer Antisemitismus im 19. Jahrhundert? Ein Problemaufriss. In: Bogdal/Holz/Lorenz (Hg.): Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz, S. 85–101, hier S. 85f.
- 60 Ebd., S. 99.
- 61 Ebd., S. 100.
- 62 Christine Achinger: Antisemitismus und „Deutsche Arbeit“ – Zur Selbsterstörung des Liberalismus bei Gustav Freytag. In: Berg (Hg.): Kapitalismusdebatten um 1900, S. 361–388, hier S. 366.
- 63 Ebd., S. 366.
- 64 Ebd., S. 362.



## Zur Frage von Literatur und Antisemitismus im 19. Jahrhundert, aus Anlass von Franz Stelzhamers Text *Jude* (1852)

Im 19. Jahrhundert sind es die Literaturen als wichtigste Reflexionsmedien ihrer Epoche, in denen die europäischen Gesellschaften Bilder und Topoi, ‚Geschichten‘: Erzählkerne, ‚Typen‘: Protagonisten und Antagonisten ‚darstellen‘, erproben, verhandeln. Sehr gering ist dabei die Distanz zwischen literarischen, philosophischen, fachwissenschaftlichen und journalistischen Diskursen, was auch immer von ihrer jeweiligen ‚Autonomie‘ behauptet worden sein mag. Im Gegenteil liegt ein Teil der Kraft, die literarische Entwürfe im 19. Jahrhundert haben, genau in dieser gesellschaftlichen Funktion.

Ebenso verhält es sich in der Frage nach ‚Literatur und Antisemitismus‘: Literatur nimmt auf, formt um, formuliert, was ihre Epoche umtreibt. Die Virulenz des jüdischen Themas seit der Aufklärung, vollends dann im 19. Jahrhundert liegt wesentlich in der Überzeugung der Epoche, im ‚Juden‘ eine exemplarische Figur vor sich zu haben, eine Figur, die mit dem Schicksal der Mehrheitsgesellschaft so eng verbunden ist, dass zu Zeiten keine andere Frage wichtiger scheint; und in der Überzeugung, dass diese Figur abgewehrt oder inkludiert werden muss, und wenn ja, wie: unter Aufgabe oder Bewahrung ihrer Besonderheit, Sichtbarkeit und Unterscheidbarkeit. Damit verband sich die bange Frage, in welchen Varianten diese Figur Religion oder Gesellschaft, Ökonomie oder Nation, Rasse oder Volk zu verkörpern imstande wäre, sowie der insgeheime Verdacht, ob sie nicht gar die Frage nach Universalismus und Individualismus in Aporien führt, die auch noch die Identitätskonstruktionen der Mehrheitsgesellschaft zu berühren imstande wären. Umgekehrt wird man sagen können, dass – neben allen realgeschichtlichen Agenden, die um das Revolutionsjahr 1848 langsam, schleppend, ungleichzeitig, regional verzerrt zu jüdischer ‚Emanzipation‘ und rechtlicher Gleichstellung führen – sich das 19. Jahrhundert seine Reflexionsfiguren eben genau als Judenfiguren schafft, an denen die Krisen der Moderne sichtbar gemacht und diskutiert oder aber umgangen und verdrängt werden können. Deshalb ist das Phänomen ‚Antisemitismus und Literatur‘ im 19. Jahrhundert so zentral, aber auch so schillernd, seine ‚Fälle‘ im Einzelnen oft so schwer klassifizierbar und ambivalent.

Die germanistische und historische Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten dieser Fragen intensiv angenommen. Ruth Klüger, um hier nur eine wichtige Stimme zu nennen, hat in ihrem Plenarvortrag am Internationalen Germanistenkongress in Göttin-

gen 1985 mit einer bedrückenden Kette von Beispielen die Kontinuität problematischer Judendarstellungen belegt<sup>1</sup>, mit großer Bandbreite von ambivalenten bis zu judenfeindlichen Motiven; sie reicht von den Brüdern Grimm (*Der Jude im Dorn*, 1815) über Achim v. Arnim und Clemens Brentano (*Gockel und Hinkel*), Georg Büchner (*Woyzeck*, 1836) und Wilhelm Hauff (*Abner, der Jude, der nichts gesehen hat*, 1826; *Jud Süß*, 1827) bis zu Franz Grillparzer (*Die Jüdin von Toledo*, 1851), Adalbert Stifter (*Abdias*, 1842<sup>2</sup>) und Theodor Fontane (*Unwiederbringlich*, 1891); und umfasst natürlich die ‚Bildungsromane‘ der Jahrhundertmitte, Gustav Freytags *Soll und Haben* (1855) und Wilhelm Raabes *Hungerpastor* (1864).

In die literarische Konstruktion von erkennbar Jüdischem können alle Ebenen des Textes involviert sein: die Bildlichkeit von der Metaphorik bis hin zur Allegorie, die (Figuren-) Rede (‚Mauscheln‘), die Charaktere (jüdische ‚Typen‘ und Archetypen, in Aussehen und Habitus, und in beider Dissimulation), schließlich die Plots – oder die ‚Intrigen‘, wie früher gesagt wurde: die berühmte Verschwörung der „Protokolle der Weisen von Zion“ geht auf einen Roman *Biarritz* (1868–1876) von ‚Sir John Retcliffe‘ (d.i. Herrmann Goedsche) zurück, woran zuletzt Umberto Eco's *Il cimitero di Praga* (2010) erinnert hat. Aus diesem Grund ist es auch nicht ganz leicht, literarischen Antisemitismus ‚nachzuweisen‘. Zwischen dem zugestandenen Autonomieanspruch von Kunst und der politisch-ethischen Notwendigkeit, aufgrund der politischen Triftigkeit von Literatur ethische Kategorien nicht in poetologischem Formalismus verschwinden zu lassen, hat die Literaturwissenschaft versucht, Kategorien zur Detektion von ‚literarischem Antisemitismus‘ zu entwickeln.<sup>3</sup>

Zunächst ist davon allerdings die Frage zu trennen, ob ein Autor ‚Antisemit‘ ‚gewesen‘ sei, eine Frage, zu deren Beantwortung, wenn sie überhaupt möglich sein sollte, jedenfalls Kategorien wie Kontext, Situation, Traditionswahl und strategisches Kalkül zu berücksichtigen sind, um nicht irreführenden Substantialismen der Person oder unhistorisch oberflächlichen Sprachregelungen aus Gegenwartsinteressen aufzusitzen; und dann wäre wohl zu fragen, was eine solche Diagnose zur Person bedeutet, anders gesagt: in welchem Interesse gefragt wird. Wie etwa am Fall Theodor Fontanes diskutiert<sup>4</sup>, gibt es nur sehr wenige unter den literarischen Autoren des 19. Jahrhunderts, denen hier ‚nichts nachzuweisen‘ ist; mit einem solchen ‚Nachweis‘ ist allerdings auch noch nicht viel geleistet.

Was die Texte betrifft, ist beispielsweise anhand von Freytags notorischem Nachmärzroman *Soll und Haben* – einem Programmroman des *Grenzboten*-Realismus (G. Freytag, J. Schmidt) – eine sechsteilige Punktation zur Detektion von ‚literarischem Antisemitismus‘ (Mark H. Gelber) entwickelt worden. Dieser liege vor, wenn (1) zur „Zeichnung einer jüdischen Figur jene Klischees verwendet“ werden, „die sich in der Geschichte des Antisemitismus herauskristallisiert haben und die für einen durchschnittlich gebildeten Leser auch als solche erkennbar sind“; (2) eine einschlägig bekannte Figurensprache verwendet wird, (3) bestimmte, zunächst neutrale Stilmittel (Metapher, Ironie, Hyperbel, Antonym, Epitheton ornans und Synekdoche, Figuren der Uneigentlichkeit und der Ge-

neralisierung also) eingesetzt werden, (4) ein dualistisch-„manichäisch“ angelegter konzeptueller Horizont des Textes erkennbar ist und schließlich (5) der Text das einschlägige Verständnis durch einen Erzählerkommentar sicherstellt. Wollen Texte hingegen Antisemitismus ‚aufzeigen‘, müssen sie (6) „durch geeignete Distanzierungsmittel den Unterschied zum *Aufweisen* hinreichend deutlich machen“<sup>5</sup>.

Die Schwierigkeiten eines solchen Detektionsverfahrens liegen andererseits auf der Hand: Wie ist mit jüdischen Figuren jüdischer Autoren umzugehen, und qualifiziert sich etwa Philip Roth zum Vertreter eines ‚literarischen Antisemitismus‘? Wie ist mit Werken, die als ‚literarisch antisemitisch‘ zu indizieren wären, zu verfahren – aus einem ‚Kanon‘, wo vorhanden, entfernen, nicht drucken, nicht lesen, nicht lehren oder nur ignorieren? Was im Fall Robert Hamerlings gegebenenfalls zu verschmerzen wäre, wird bei Stifter oder Shakespeare problematisch sein. (Eine ähnliche Debatte, aus dem Umfeld des Postkolonialismus, hat in ähnliche Aporien geführt. Dass es hier – einstweilen – vor allem um die Purgierung von Kinderliteratur geht, belegt den didaktischen Impetus der Frage.)

Unstrittig scheint in der einschlägigen Diskussion nur zu sein, Antisemitismus als Text-eigenschaft (bzw. als Eigenschaft von Figuren) von Antisemitismus als durch Aussagen und/oder Handlungen oder ähnliches belegter Eigenschaft oder (Wert-)Haltung einer Person zu unterscheiden. Bei Mark H. Gelber ist ‚literarischer Antisemitismus‘ noch vorsichtiger definiert als „potential or capacity of a text to encourage or positively evaluate antisemitic attitudes or behaviors“<sup>6</sup>, hebt also auf den Bezug eines (historischen) Textes auf eine (historische) Leserschaft ab; Gelber befreit damit den Antisemitismus vom Anschein, eine anthropologische Universalie zu sein, und eine solche wäre ja letztlich hinzunehmen. Denn auch wenn die scheinbare Ubiquität von Antisemitismus das Gegenteil nahelegt, wird das Phänomen selbst nur in möglichst scharfer historischer und situativer Konkretion analysierbar; es waren ja auch einmal konkrete Strategien, die zum jeweiligen Einsatz antisemitischer Stereotype verleitet haben, und sie konnten von der so erreichten augenzwinkernden Komplizenschaft mit dem Publikum bis hin zu einer expliziten exklusiven oder gar ‚eliminatorischen‘ bzw. ‚exterminatorischen‘ Agenda (wie das in der Debatte um Daniel Goldhagens *Willing Executioners*, 1996, genannt wurde) reichen.

Ebenso problematisch ist die saubere Scheidung in (traditionelle oder religiöse) Judenfeindschaft und (wissenschaftlich-‘rassisch angeleiteten) Antisemitismus ab den 1870er-Jahren, von der in der Forschung lange die Rede war. Eher hat man es mit einer Gemengelage von Motiven, Ideen und Phantasmen, von jeweils situativ verkoppelten Semantiken und Strategien zu tun, die das Phänomen ausmachen, jedenfalls in der breiten Übergangszeit der Mitte des 19. Jahrhunderts, in der jüdische Emanzipation, politischer Aufbruch und nationaler Konflikt in Mitteleuropa aufeinandertreffen.

## II

Wenn es eine der Leistungen von Literatur ist, verbindliche Figurationen gesellschaftlicher Fragen, Probleme und Phantasmen zu entwickeln, hat sie im Fall der ‚Judenfrage‘

wie das das 19. Jahrhundert zu nennen begonnen hat, ganze Arbeit geleistet. So stand eine reiche Topik literarisch konstruierter Judenfiguren bereit, vom jüdischen Wucherer – Typus Shylock (William Shakespeare) – über den jüdischen Kleinkriminellen – Typus Fagin (Charles Dickens) – bis zur manchmal polemisch, manchmal tragisch zugespitzten Figur des Ewigen Juden.<sup>7</sup> Gerade das 19. Jahrhundert hat solche Typologien weiter ausgebaut: ‚Ahasver‘ ist eines seiner Leitmotive, von Richard Wagners *Fliegendem Holländer* (1843) bis zu Robert Hamerlings kulturkritischem Epos *Ahasverus in Rom* (1865) und zu seiner zuzeiten offen antisemitischen Verssatire *Homunculus* (1888), in der Heine allenthalben grüßen lässt; Heines Lorelei ist zur Nixe Lurlei geworden, die auf den seelenlosen Homunculus getroffen ist, dies alles in den spanischen Trochäen von Heines *Atta Troll*.<sup>8</sup> Wenige Jahre vor Theodor Herzls *Judenstaat* (1896), wo als Triebkraft des zionistischen Projekts der Antisemitismus ausgemacht wird, ziehen bei Hamerling die Juden in ein neues Israel; anders als in Hugo Bettauers späterer *Stadt ohne Juden* (1922), wo die Juden zurückgerufen werden müssen, um das Funktionieren des Staates zu retten, scheitert Hamerlings *Judenstaat* gerade an den Juden selbst.

Die Konjunkturen der Judendarstellung folgen dem Stand der Beziehungen zwischen ‚christlicher‘ (oder ‚deutscher‘) Mehrheitsgesellschaft und der Minderheit. Biedermeier und Vormärz werden von der Problematik der Assimilation dominiert. Prototypisch steht hierfür ‚der Fall Heine‘, oder, mit Adorno: „Die Wunde Heine“, sei es in der binnenjüdischen Auseinandersetzung mit Ludwig Börne, sei es im Romanfragment *Der Rabbi von Bacherach* (1824), in dem in Walter-Scott-Nachfolge in einem Mittelalter-Roman die Hepp-Hepp-Pogrome von 1819 gespiegelt werden. Im Nachmärz erinnert sich Heine im *Romanzero* („Hebräische Melodien“) der Toleranz im mittelalterlichen Spanien<sup>9</sup>, während zur selben Zeit Richard Wagner den „ungemein begabten dichterischen Juden“ Heine als „von dem unerbittlichen Dämon des Verneinens dessen, was [v]erneinenswerth ist“, „rastlos vorwärts gejagt“ sieht, „in kaltem, höhnischem Behagen, durch alle Illusionen moderner Selbstbelügung hindurch“.<sup>10</sup> „Heine“ wird als literarische oder als Literatenfigur in der Folge selbst zum Kampfplatz jüdischer und antisemitischer Positionen; hier bilden sich die Konjunkturen von Toleranz und Antisemitismus, von jüdischer Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit (‚Assimilation‘) ab, eher ambivalent bei Ferdinand v. Saar und bei Karl Kraus (*Heine und die Folgen*, 1910), sehr brachial in der Rezeptionsgeschichte der *Lore-Ley* (1824 in Heines *Buch der Lieder*), jenem deutschen Mythos, der ausgerechnet einen jüdischen Literaten zum Urheber hatte: Mit fortschreitendem Jahrhundert verschwindet der Autornamen von den massenhaften Lieddrucken ‚für Männerchor‘, bevorzugt in der Vertonung von Friedrich Silcher (1837). Mit der neuen Angabe „Verfasser unbekannt“ ratifiziert der antisemitische Rassismus paradox Heines eigene Anverwandlung an den von den Romantikern erfundenen Volkston.

Nach der Revolution von 1848 hören die Verhandlungen zentraler Fragen der Moderne im Medium des ‚Juden‘ nicht auf, sondern nehmen neue Formen an. Es sind gerade die paradigmatischen Autoren des Realismus, an denen – in unterschiedlicher In-

tensität – von der neueren Forschung ‚literarischer Antisemitismus‘ gezeigt worden ist. Antisemitismus rückt als eines der zentralen Bauelemente in den Bildungsroman der 50er- und 60er-Jahre ein, bei Freytag und Raabe; da der Bildungsroman jene Gattung ist, in der Individualentwicklung als das Einmünden von Lebensläufen in vorgängige Ordnungen konzipiert wird und jene Ordnungen in Nachmärz, Gründer- und Reichsgründungszeit aber gerade auf dem Spiel stehen, lässt sich ermessen, wie stark das zu errichtende Selbstbild des ‚Deutschen als Bürger‘ vom Heterostereotyp des ‚Juden‘ abhängig war. (Dass diese Konstruktionen in den anderen großen Bildungsromanen der 50er-Jahre, bei Gottfried Keller – *Der grüne Heinrich*, erste Fassung, 1854/55 – und bei Adalbert Stifter – *Der Nachsommer*, 1857 – keine Rolle spielen, hat wohl auch mit den spezifischen nationalen Situierungen dieser Romane und ihrer Bezogenheit auf die Schweiz bzw. auf ein utopisch ästhetisiertes Österreich zu tun.) Der auffälligste Fall ist Gustav Freytags *Soll und Haben*. Während Freytag, dem es um die Integrität eines deutschen Staatswesens zu tun war, mitunter durchaus differenzierte Positionen in der ‚Judenfrage‘ einnahm und 1869 etwa die Neuveröffentlichung von Wagners *Judentum in der Musik* ablehnte<sup>11</sup>, unternimmt der Roman eine Gesellschaftskonstruktion, die zugleich die soziale Mitte und die nationale Identität privilegiert. Die Hauptfigur, der junge Anton Wohlfahrt, rückt in das ehrbare deutsche Handelsbürgertum in Gestalt des Handelshauses Schröter in Breslau ein; während ihn seine Charaktereigenschaften schon von vornherein zum idealen Nachwuchsgeschäftsführer und zum Gatten von Schröters Schwester Sabine prädestinieren, führt sein tatsächlicher Weg noch über die Rettung der hochverschuldeten Adelsfamilie Rothsattel. Diese deutschen *M i t t e l s t a n d*s phantasien weiten sich in Freytags Plot durch Einführung mit zwei weiteren, national u n d ethisch-charakterologisch differenten Sphären zu Phantasien von einem *d e u t s c h e n* Mittelstand: durch Begegnung mit den Polen (Orte der Handlung sind Breslau und die ostelbischen Rittergüter) und ihrer ‚polnischen‘ Wirtschaftsweise und den Juden. Das zweite Kapitel des Romans zeigt Anton – der Vater verstorben, er selbst, nach dem Abitur, auf der Wanderung nach Breslau in das Schrötersche Kontor – in Betrachtungen vor dem Adelssitz der Rothsattel, angenehm berührt von den Manieren der Tochter des Barons:

Durch eine Öffnung des Parkes sah Anton das Schloß vor sich liegen, hoch und vornehm ragte es über die Ebene. Lustig flatterte die Fahne auf dem Türmchen, und kräftig glänzte im Sonnenschein das Grün der Schlingpflanzen, welche den braunen Stein der Mauern überzogen. „So fest, so edel!“ sagte Anton vor sich hin. „Wenn du diesem Baron aufzählst hunderttausend Talerstücke, wird er dir doch nicht geben sein Gut, was er hat geerbt von seinem Vater“, sprach eine scharfe Stimme hinter Antons Rücken. Dieser wandte sich zornig um, das Zauberbild verschwand, er stand in dem Staube der großen Landstraße. Neben ihm lehnte an einem Weidenstamm ein junger Bursche in ärmlichem Aufzuge, welcher ein kleines Bündel unter dem Arm hielt und mit ruhiger Unverschämtheit unsern Helden anstarrte. „Bist du’s, Veitel Itzig!“ rief Anton, ohne große Freude über die Zusammenkunft zu verraten. Junker Itzig war keine auffallend schöne Erscheinung; hager, bleich, mit rötlichem, krausem Haar, in einer alten Jacke und defekten Beinkleidern sah er so aus, daß er einem Gendar-

men ungleich interessanter sein mußte, als andern Reisenden. Er war aus Ostrau, ein Kamerad Antons von der Bürgerschule her.<sup>12</sup>

Die Stelle mag als Beispiel dafür dienen, wie weniger Striche – Name, Aussehen, Sprache, Habitus, Geisteshaltung – es bedurfte, ein Porträt mit den Mitteln des literarischen Antisemitismus zu zeichnen. Diesem Signalement gemäß wird „Veitel Itzig“ im sinistren jüdischen Handelshaus Hirsch Ehrenthals zum Gegenspieler „Anton Wohlfahrts“ auflaufen, um ein Haar die Rothsattels ruinieren, sich in Verbrechen verstricken und schließlich auf der Flucht vor der Polizei zugrunde gehen. Bernhard, der aus der Art geschlagene und zu Handelsgeschäften unbrauchbare Sohn des Hauses Ehrenthal, geht den tragischen Weg positiver Judenfiguren und wird von einer Krankheit dahingerafft.

### III

Im Fall Franz Stelzhamers und seines Textes *Jude*<sup>13</sup> (im *Bunten Buch*, das wieder in der „nachgetragenen Vorrede“ auf „München, im Sommer 1852“<sup>14</sup>) sind neben den bekannten Topoi der Judenfeindschaft einige Besonderheiten zu verzeichnen. Stelzhamer benützt für die ganze Abteilung *Sybillinisches* des *Bunten Buches*, in der er zeitkritische Prosatexte unterschiedlicher Machart unterbringt, eine Herausgeberfiktion; ein Freund, der nach Amerika ausgewandert sei, habe ihm die Aufsätze zu eigenem Gebrauch überlassen. Die Aufsätze – Märchen, Fabeln, Parabeln und Gleichnisreden christlicher, antirevolutionärer und antikommunistischer Tendenz – sind mithin (fingierte) Figurenrede eines enttäuschten Zeitkommentators des „verhängnißvolle[n] Jahr[es] 48, 49, 50“, als „Aufsätze in größerem politischen Sinne“<sup>15</sup>, die niemand hätte abdrucken wollen. Unter den (Sprach-)Masken von Prophet („Sybille“) und Dissident (Exilant) wird nun eine Reihe von Miniaturen aufgeführt, deren mehrfach vermittelte Autorschaftskonstruktion wenigstens eine gewisse Distanz zum Gesprochenen indiziert. Im Fall von *Jude* läuft der zuerst diskursiv, dann gleichnishaft-allegorisch verfahrenende Text in eine äsopische Fabel aus, in der die Tiere, zuerst König Löwe, zum Hamster betteln gehen müssen, neben dem Wurm schon die zweite Tiermaske des ‚Juden‘, auf knapp fünf Seiten. Das ‚Fabula docet‘ – also: was dagegen zu tun wäre – wird allerdings wortreich verschwiegen, was nach den Erfahrungen, die das 20. Jahrhundert mit ‚Lösungen der Judenfrage‘ gemacht hat, umso fataleren Eindruck hinterlässt.

Topisch agiert der Text hinsichtlich seiner zentralen Motive. Er setzt ein mit einem Motto aus Schubarts Ahasver-Dichtung *Der ewige Jude. Eine lyrische Rhapsodie* (1783) und entwickelt sein Material aus dem Bild des Parasiten, das durch die Verbindung von Judentum und Zirkulationssphäre in den Jahrzehnten der beginnenden Kapitalisierung der mitteleuropäischen Ökonomien eine besondere Virulenz erhält. Der „Jude“ parasitiert am Wetteifer der Völker „in Kunst und Wissenschaft, in Entdeckung und Erfindung“<sup>16</sup>, er legt den Rüssel sei es an die „offene Wunde, oder an die Errungenschaft“<sup>17</sup> und saugt. Er

ist der „*Riesenbandwurm*“<sup>18</sup>, der sich „um die Ernährungsorgane eines jeden kultivierten Staatskörpers“<sup>19</sup> legt. Neben der traditionellen, topischen Metaphorik ist der Text aber zugleich durch eine sehr genau fixierbare Zeitgenossenschaft – und damit eine gewisse Modernität – charakterisiert. So gibt es eine „instinktive Empfindung“ als die Ursache „der allgemeinen Scheue und Furcht vor dem Juden, die sich aber durch unsere politische Mehrgeltung meistens als Verachtung kundgibt“<sup>20</sup>, was dem ‚Parasitismus‘<sup>21</sup> eine naturgeschichtliche, wo nicht biologische Qualität verleiht. Noch durchaus verankert in landwirtschaftlichen Denkweisen, weisen Parasit und Instinkt hier bereits voraus auf jene Biologisierung von Vorurteilen, die die moderne Geschichte des Antisemitismus charakterisieren wird; auch bei Schopenhauer lässt sich die Aktualität des Instinktbegriffs um 1850 nachweisen. In dem Pamphlet des Schopenhauer-Adepten Richard Wagner, *Das Judentum in der Musik* (1850), geht es darum, „die unbewußte Empfindung, die sich im Volke als innerlichste Abneigung gegen jüdisches Wesen kundgiebt, zu erklären“, die „volkstümliche [ ] Abneigung“, die die eigene frühe liberale und rationale Anwaltschaft für die Judenemanzipation übersehen hätte, „das *unwillkürlich Abstoßende*, welches die Persönlichkeit und das Wesen der Juden für uns hat“; es sei „diese instinctmäßige Abneigung zu rechtfertigen, von der wir doch deutlich erkennen, daß sie stärker und überwiegender ist, als unser *bewußter* Eifer, uns dieser Abneigung zu entledigen“<sup>22</sup>. „Erst wenn der innere Tod eines Körpers offenbar ist“, so erklärt sich Wagner das Auftreten jüdischer Komponisten, wo doch Musik dem Juden wesensfremd sei,

gewinnen die außerhalb liegenden Elemente die Kraft, sich seiner zu bemächtigen, aber nur um ihn zu zersetzen. Dann löst sich wohl das Fleisch dieses Körpers in wimmelnde Viellebigkeit von Würmern auf: wer möchte bei ihrem Anblicke aber wohl den Körper selbst noch für lebendig halten?<sup>23</sup>

„Aber bedenkt“, endet Wagners Pamphlet mit einem Wort an die Juden selbst, „daß nur Eines Eure Erlösung von dem auf Euch lastenden Fluche sein kann, *die Erlösung Ahasver's: Der Untergang!*“<sup>24</sup> In diesem paranoiden ‚medley‘ von teils traditionellen antisemitischen Motiven ist es aber gerade die Rede vom ‚Instinkt‘ und der Versuch, „eine Entität, genannt ‚jüdisches Wesen‘, ‚jüdische Natur‘, zu postulieren“, was in dem „mehrfachen und geradezu systematischen Insistieren auf einem naturgegebenen Widerwillen gegen alles Jüdische“ den „Befund des Protorassismus“ rechtfertigt.<sup>25</sup>

Allerdings zeigt schon und gerade der Fall Wagners als eines – möglichen – Stichwortgebers Stelzhamers, dass die grundsätzlichen Auseinandersetzungen um etwa ‚das Judentum in der Musik‘ ihre Energie aus sehr kleinteiligen und allzumenschlichen Antrieben beziehen: Wagners Hass auf Giacomo Meyerbeer gründet, neben aller Differenz in den musikalischen Projekten, vor allem auf Neid. Stelzhamers Intentionen zur Veröffentlichung des *Jude*-Textes sind nicht abzusehen, es lässt sich aber immerhin vermuten, dass hier Spekulationen auf Bayern eine Rolle spielen. Das *Bunte Buch*, das den

*Jude*-Text enthält, ist Ludwig von der Pfordten gewidmet, dem bayerischen Außenminister zwischen 1849 und 1859; das Bandwurm-Bild hingegen dürfte, sehr zeitaktuell, auf eine Rede des bayerischen Abgeordneten Johann Nepomuk Sepp (1816–1909) zurückgehen, die dieser in der Debatte um die Emanzipation der Juden in Bayern gehalten hat. Diese fünftägige Debatte im Dezember 1849 gilt als „the longest and most public discussion of Jews and Judaism in nineteenth-century Bavaria, if not in Europe“<sup>26</sup>; im Zuge der Verhandlungen erklärte der Theologe und Historiker Sepp, die Juden seien keineswegs die Sklaven, sondern die Herren, sie geböten „einmüthig über alle Nationen“. Das Vermögen der österreichischen Kaiserfamilie betrüge acht, jenes eines Londoner Rothschild 40 Millionen Gulden; christliche Reiche wie die Fugger hätten den Armen Häuser gebaut, was von dem „Volke des Wuchers“ nicht zu erwarten sei.

So aber bleiben sie immer ein *fremdartiger Organismus*, ein Gewächs, das sich in den Staatskörper angesetzt hat und Blut und Mark aus ihm saugt. Sie können dieß Volk sich nicht amalgamiren, nicht affiliiren und assimiliren. *Sie können diesen anorganischen Bestandtheil nicht in den Organismus des deutschen Staatslebens aufnehmen.* Es liegt wie ein Bandwurm in unserm Körper, den wir nicht los werden können, und der die besten Kräfte und Säfte uns auszieht, ohne das geringste zu erstatten. [!] So wird also die unbedingte sogenannte Emanzipation der Juden nur bewirken, daß dieser fressende, vom Wohlstand des Volkes zehrende Wurm sich noch mehr verzweigt.<sup>27</sup>

Das Abgeordnetenhaus des Bayerischen Landtags hatte am 14. Dezember 1849 ein Gesetz „die staatsbürgerlichen (politischen) und bürgerlichen Rechte der Juden betreffend“ zur vollständigen Gleichstellung der Juden beschlossen, das die 1813 erlassenen Beschränkungen aufhob, nach der Niederlage von Revolution und Konstitution. Eine daraufhin einsetzende populäre Protestbewegung, die in kürzester Zeit über 500 Petitionen gegen das Gleichstellungsgesetz zusammenbrachte, führte zur Ablehnung des Gesetzes im Oberhaus und letztlich dazu, dass Ansässigkeits- und Eheverbote bis 1861 in Kraft blieben.

Ironischerweise war gerade der bayerische Ministerpräsident Von der Pfordten, dem Stelzhamers *Buntes Buch* gewidmet ist (geboren in Ried im Innkreis, worauf sich auch das Widmungsgedicht bezieht), ein Befürworter des Gesetzes gewesen und hatte selbst die Zustimmung des Parlaments orchestriert, während der Historiker und Volkskundler Sepp – selbst eine ambivalente und nicht uninteressante Gelehrtenfigur – gemeinsam mit den Theologen Anton Ruland, Ignaz v. Döllinger und Joseph Franz v. Allioli (dem Bibelübersetzer) im Unterhaus den Widerstand gegen die Judenemanzipation angeführt hatte, mit Argumenten an der Grenze zwischen traditioneller Judengegnerschaft und modernem Antisemitismus.<sup>28</sup>

Überschritten wird diese Grenze in einer sehr zukunftssträchtigen späteren Konstellation, als sich der ehemalige Linkshegelianer Bruno Bauer mit dem preußischen Konservativen Hermann Wagener, dem Herausgeber der *Kreuzzeitung*, zusammensetzte und in dessen Staatslexikon und der *Berliner Revue* wüst rassenantisemitische Artikel publizierte.<sup>29</sup> Auch



Bauers Wendung vom Linken zum Liberalen und dann, im Nachmärz, zum Konservativen hat mit der Bewältigung von Niederlagen von 1848, dem Schock über die Dynamik auch der politischen Kräfte der Moderne (Stelzhamers sybillinischer Auswanderer sagt: „Du weißt, ich brauche geordnete Zustände, ob dann monarchisch, ob republikanisch, das ist mir einerlei, aber ich brauche geordnete Zustände“<sup>30</sup>) und dem Übergang zu Fragen von Fortschritt und Ökonomie zu tun. Das ist auch genau die Aufgabe der Abteilung *Sybillinisches* bei Stelzhamer: Die dort versammelten Texte versuchen sich in literarischer Form an ‚Menschheitsfragen‘: an der Nation (in *Der große deutsche Männer-Chor*<sup>31</sup>), der Religion und den Zeitverhältnissen (der „Communismus“ als Antichrist<sup>32</sup>, gegen den die Religionskritiker des Vormärz, Bruno Bauer, David Friedrich Strauß und andere nur „quickende Mauerschwalben“<sup>33</sup> waren), dem technischen Fortschritt in Zukunftsbildern von Eisenbahn, Dampf- und schließlich Luftschiffahrt (*Sphynx*<sup>34</sup>), alles emblematisch überwölbt von der Frage nach Selbstherrschaft und Hybris:

es kam mit seinen Völkerstürmen und Thronerschütterungen das denkwürdige Jahr 1848. Allein, wie ich seinem Wesen nachspürte, je mehr, je mehr, fand ich es voll des *antichristlichen* Elementes. *Freiheit* und *Gleichheit* war das Feldgeschrei, und Unterthanstreu und christliche Demuth war verschwunden. Die nichtige Nagelwurzel am kleinen Fingerchen dünkte sich gleich der ganzen Hand [...]. Fast hätte es eines andern Menenius bedurft, um den Gliedern des Leibes wieder Ordnung anzuweisen!<sup>35</sup>

In Johann Nepomuk Sepps München von 1849, Richard Wagners Zürich, seinem Exilort von 1850, Franz Stelzhamers München von 1852 und Bruno Bauers Berlin der späten 50er-Jahre stellen sich immer dieselben Fragen: Wenn die Ordnung des Menenius Agrippa aus der Parabel vom Haupt und den Gliedern (über Paulus als 1 Kor 12–30 in die Bibel gelangt) verloren ist, wer ist dann noch Sklave und wer Knecht? Der ‚Jude‘ scheint ‚emanzipationsbedürftiger‘ Sklave zu sein, und ist doch als Herr über das Geld über den Weg des Geldes der Herr (Sepp 1849), er ist, so Wagner 1850, „nach dem gegenwärtigen Stande der Welt Dinge, wirklich bereits mehr als emancipirt: *er herrscht*, und wird so lange herrschen als das Geld die Macht bleibt, vor der all unser Thun und Treiben seine Kraft verliert“<sup>36</sup>. Er ist, so Stelzhamer 1852, nur „[s]cheinbar ohne politisches Recht, ohne politischer Macht, legt er doch, so oft die Wagschalen schwanken, sein *materielles* Gewicht auf diese oder jene Seite und bringt die Wage wieder zum leidlichen Stillstand“<sup>37</sup>. Ihr Exzeptionalitätsanspruch lässt die Juden, obwohl vom Christengott vernichtet<sup>38</sup>, dennoch weiter bestehen, „eine Menschheits-Aristokratie der verwegenen und zugleich lächerlichsten Art“<sup>39</sup>. Wenn Wagner in einer ambivalenten Formulierung über Heine sagt: „Er war das Gewissen des Judenthums, wie das Judentum das Gewissen unserer modernen Civilisation ist“<sup>40</sup>, legt er damit, vielleicht ungewollt, einen der Quellpunkte der Moderne im Nachmärz offen, der auch Stelzhamers Phantasie vom universalen Parasiten stehen mag: Jemand muss uns das Mark aus den Knochen gesaugt haben, jemand muss die Herren beherrschen, wenn wir es nicht sind.

- 1 Ruth Klüger: Die Leiche unterm Tisch. Jüdische Gestalten aus der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. In: Dies.: Katastrophen. Über deutsche Literatur. Göttingen, Wallstein 1994, S. 83–105.
- 2 Zuletzt die strenge, allerdings überzogene Invektive von Martha B. Helfer: Natural Anti-Semitism. Stifter's „Abdias“. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 78/2 (2004), S. 261–286.
- 3 Vgl. Mark H. Gelber: What is Literary Antisemitism? In: Jewish Social Studies 47/1 (1985), S. 1–20. – Ders.: Antisemitismus, literarischer Antisemitismus und die Konstellation der bösen Juden in Gustav Freytags „Soll und Haben“. In: Florian Krobb (Hg.): 150 Jahre „Soll und Haben“. Studien zu Gustav Freytags kontroverser Roman. Würzburg, Königshausen & Neumann 2005, S. 285–300. – Martin Gubser: Literarischer Antisemitismus. Untersuchungen zu Gustav Freytag und anderen bürgerlichen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Göttingen, Wallstein 1998. – Florian Krobb: Was bedeutet literarischer Antisemitismus im 19. Jahrhundert? Ein Problemaufriss. In: Klaus-Michael Bogdal/Klaus Holz/Matthias N. Lorenz (Hg.): Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz. Stuttgart/Weimar, Metzler 2007, S. 85–102. – Zur neueren Forschung vgl. insg. Torben Fischer: Judenbilder und ‚Literarischer Antisemitismus‘. Bemerkungen zur Forschungsgeschichte. In: text+kritik 180 (2008): Juden. Bilder, S. 115–124, der Beitrag benützt auch einen Begriff von „Figuration“.
- 4 Zu Fontane vgl. die Beiträge von Hans Otto Horch („Von Cohn zu Isidor. Jüdische Namen und antijüdische Namenspolemik bei Theodor Fontane“) und Bernd Balzer („Zugegeben, daß es besser wäre, sie fehlten oder wären anders, wie sie sind“ – Der selbstverständliche Antisemitismus Fontanes“) in Hanna Delf v. Wolzogen (Hg.): Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Würzburg, Königshausen & Neumann 2000, S. 169–181 u. S. 197–209.
- 5 Gubser: Literarischer Antisemitismus, S. 309f.
- 6 Gelber: What is Literary Antisemitism?, S. 16.
- 7 Aus der sehr umfangreichen Literatur zur antijüdischen und antisemitischen Imagologie seien nur genannt: Stefan Rohrbacher/Michael Schmidt: Judenbilder. Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile. Reinbek, Rowohlt 1991, – Jüdisches Museum der Stadt Wien (Hg.): Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen. Wien, Picus 1995, – und die klassische Arbeit von Shulamit Volkov: Antisemitismus als kultureller Code. Zehn Essays. 2., erw. Aufl. München, Beck 2000. – Es ist kein Zufall, dass die von Manfred Frank belegten und untersuchten Archetypen der Moderne – kaltes Herz, unendliche Fahrt – eine große Nähe zum jüdischen Thema haben. Manfred Frank: Die unendliche Fahrt: Die Geschichte des Fliegenden Holländers und verwandter Motive. Leipzig, Reclam 1995. – Das kalte Herz: Texte der Romantik. Ausgew. u. interpretiert von Manfred Frank. 4. Aufl. Frankfurt a. M., Insel 1987. – Vgl. auch Mona Körte: Die Uneinholbarkeit des Verfolgten. Der Ewige Jude in der literarischen Phantastik. Frankfurt a. M./New York, Campus 2000 (= Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung Berlin 6).
- 8 Zur Frage von Judentum und Antisemitismus in der Literatur des österreichischen Realismus (Anzengruber, Saar, Ebner-Eschenbach, Hamerling) vgl. Karlheinz Rossbacher: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. Wien, J&V 1992, S. 389–449.
- 9 Zu Heines Judentum vgl. konzise Ritchie Robertson: Heine. London, Halban 1988 (= Jewish thinkers).
- 10 K[arl] Freigedank [d.i. Richard Wagner]: Das Judentum in der Musik. In: Neue Zeitschrift für Musik (Leipzig) 33 (1850), S. 101–107, 109–112, hier S. 111.
- 11 Hannah Burdekin: Kontinuität oder Veränderung? Freytags Judenbild vor und nach *Soll und Haben*. In: Krobb (Hg.): 150 Jahre „Soll und Haben“, S. 269–284.

- 12 Gustav Freytag: Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. München, dtv 1978, S. 23f.
- 13 Franz Stelzhamer: Jude. In: Ders.: Das bunte Buch. München 1852, S. 255–259.
- 14 Stelzhamer: Nachgetragene Vorrede. In: Ders.: Das bunte Buch. S. 334.
- 15 Stelzhamer: Vorrede. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 214.
- 16 Stelzhamer: Jude, S. 258.
- 17 Ebd.
- 18 Ebd. S. 256.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd.
- 21 Vgl. dazu: Alex Bein: „Der jüdische Parasit“. Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 18 (1965), S. 121–149. – Vgl. auch Rainer Erb/Werner Bergmann: Die Nachtseite der Judenemanzipation. Der Widerstand gegen die Integration der Juden in Deutschland 1780–1860. Berlin, Metropol 1989 (= Antisemitismus und jüdische Geschichte 1), S. 195–217 („Die Sprache der Dehumanisierung“).
- 22 [Wagner]: Das Judentum in der Musik, S. 101f.
- 23 Ebd., S. 111.
- 24 Ebd., S. 112.
- 25 Jens Malte Fischer: Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“: eine kritische Dokumentation als Beitrag zur Geschichte des Antisemitismus. Frankfurt a. M., Insel 2000, S. 83.
- 26 James F. Harris: The People Speak! Anti-Semitism and Emancipation in Nineteenth-Century Bavaria. Ann Arbor/Michigan, Michigan UP 1994, S. 69.
- 27 Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des zweiten bayerischen Landtages im Jahre 1849. Stenographische Berichte Nr. 21–42. Von der XXI. bis XLII. Sitzung. Augsburg 1850, Ab 10. Dez., 38.–42. Sitzung, Dez. 1849, S. 559.
- 28 Vgl. hierzu Lazarus Adler: Offener Brief an die Herren Landtagsabgeordneten Ruland, Sepp, Allioli und Konsorten. (Aus der Neuen Fränkischen Zeitung entnommen.) In: Neueste Nachrichten aus dem Gebiete der Politik (München), 24. 1. 1850, S. 257–265. – Auch Harris: The People Speak!, S. 73–80.
- 29 Von der Religionskritik im junghegelianischen Sinn geht er zu einer „nur noch anthropologischen Schau der Judenfrage“ über und „begründet die Emanzipationsunfähigkeit der Juden mit ihrer ‚Rasse‘“: „Der jüdische Stamm hat in der Tat ein anderes Blut als die christlichen Völker Europa’s, einen anderen Leib, eine andere Constitution, andere Affecte und Leidenschaften, und mit seiner physischen Leibesbeschaffenheit hängt die Fremdlingsschaft zusammen, zu der er nicht erst seit dem Fall Jerusalems, sondern vom Anfang seiner Existenz an verurtheilt war.“ Bruno Bauer: Das Judentum in der Fremde. Berlin, Heinicke 1863, S. 9. – Der Hinweis auf das Zitat und die zitierte Einschätzung bei Christopher Dannenmann: Bruno Bauer. Eine monographische Untersuchung. Phil. Diss. Erlangen/Nürnberg 1969, S. 81. – Vgl. dazu auch Ernst Barnikol: Bauers Mitarbeit an Hermann Wagners konservativem Staatslexikon und in dessen „Berliner Revue“. In: Ders.: Bruno Bauer. Studien und Materialien. Aus dem Nachlass ausgew. u. zusammengestellt v. Peter Reimer u. Hans-Martin Sass. Assen, Van Gorcum 1972, S. 347–353. – Zuletzt Hermann-Peter Eberlein: Bruno Bauer. Vom Marx-Freund zum Antisemiten. Berlin, Dietz 2009, S. 187–190.
- 30 Stelzhamer: Vorrede, S. 215.
- 31 Stelzhamer: Der große deutsche Männer-Chor. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 260–266.
- 32 Stelzhamer: Antichrist. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 228–239.
- 33 Ebd., S. 232.
- 34 Stelzhamer: Sphynx. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 240–254.

- 35 Stelzhamer: Antichrist, S. 234f.
- 36 [Wagner]: Das Judenthum in der Musik, S. 102.
- 37 Stelzhamer: Jude, S. 256.
- 38 Bei den Juden, nicht bei den Christen, leistet sich Stelzhamer Religionskritik im Sinn Ludwig Feuerbachs: „Die Juden wohl hatten *sich* ihren grausamen, unduldischen Gott Jehova, der alle andern Götter mit Fäusten schlug, gebildet und auserwählt, nicht aber umgekehrt“ (ebd., S. 257).
- 39 Ebd. S. 258.
- 40 [Wagner]: Das Judenthum in der Musik, S. 111.





Silvia Bengesser

## „Dadli und dadlá, Ja, wannst wissátst wer i wá ...“ Franz Stelzhamer (1802 bis 1874)

„Dadli und dadlá,  
Ja, wannst wissátst wer i wá,  
Und dadlá und dadli,  
I waiß 's selm nót recht, i!“<sup>1</sup>

Das lyrische Ich, das hier so spielerisch auftritt, lässt sich offensichtlich nicht gerne in die Karten schauen, es ist sich vielmehr selbst ein Rätsel. Vermittelt wird eine Leichtlebigkeit, die nicht so ohne weiteres beim Wort genommen, zur Verantwortung gezogen werden will. In den Verszeilen klingen einige jener Facetten der „Lieder“, „Tánzln“ und „G'sángln“ Franz Stelzhamers an, die seit der Veröffentlichung des ersten Mundartgedichtbands 1837 das Image vom ‚lustigen Piesenhamer Franz!‘, dem leichtsinnigen, kindlich-naiven und anarchisch gestimmten Volksdichter maßgeblich geprägt haben. Dieser wirkmächtige Rezeptionsstrang speist sich aus einer kontinuierlichen Ineinssetzung von Autor und lyrischem Ich, von Autobiografischem und Fiktionalem und liefert seinerseits wiederum Stoff für Legendenbildungen und Anekdoten. Die bis heute dominierende Werkschicht der Stelzhamer-Rezeption in Oberösterreich bilden jedoch jene Gedichte bzw. Gedichtteile, die „[...] zu einseitig den heimat- und mutterliebenden, den familiensinnigen Sohn und Dichter in den Vordergrund stell[en][...]“<sup>2</sup>: Die Verknüpfung von restriktiver Werkauswahl, ritualisierten Wiederholungen (z.B. das Singen der dreistrophigen Landeshymne) und Stelzhamers Neigung zu sentenziöser Verallgemeinerung subjektiver Erfahrungen prädestinieren einige dieser Gedichte für ideologische Vereinnahmungen, die sich, so Walter Pilar, „[...] in der weiteren Rezeptionsgeschichte katastrophal ausgewirk[t] [...]“<sup>3</sup> haben. Als Beispiele seien hier die Gleichsetzungen von Heimat- und Mutterliebe in der dritten Strophe der Oö. Landeshymne angeführt sowie der unvermittelte Sprung von der Darstellung einer individuellen Mutter-Sohn-Beziehung in der ersten Strophe von *Mein Müederl* zur ideologieträchtigen Verallgemeinerung „'N Müedern iehn Herz / Is án ewigá Brunn, / Und so worm gehts davan / Wie rin Mai vo dá Sunn.“<sup>4</sup>

Die zahlreichen wunderbaren Liebes- und Naturgedichte, die Spottlieder in der Tradition der bäuerlichen Gstánzln (vgl. die Gedichtauswahl von H. C. Artmann)<sup>5</sup>, die als Rollengedichte inszenierten Charakterstudien wurden bereits in den Rezensionen der ersten Mundartgedichtbände (1837, 1841)<sup>6</sup> als in hohem Maße gelungene Umsetzungen einer

genuin deutschsprachigen Volkspoesie festgeschrieben, ein Genre, das seit Herders sammelnden und literaturkritischen Bemühungen um die Volkspoesien der Welt von Dichtern und Literaturkritikern wiederholt eingefordert wurde.<sup>7</sup> Immer noch werfen Stelzhamers Gedichte in „obderenns'scher Volksmundart“ gleich einem nicht enden wollenden Frühling ihr heiteres Licht auf Werk und Persönlichkeit des Dichters und lassen menschenverachtende Ideologeme, wenn sie unvermutet in den Texten aufblitzen, beinahe unreal erscheinen.

Und dennoch ist es eine durch Lektüre nachprüfbare Tatsache, dass der Volkspoet Stelzhamer, der von Rosegger als „fahrende[r] Sänger“<sup>8</sup> und von Hermann Bahr als „eine Art Innviertler Villon“<sup>9</sup> bezeichnet wurde, 1852 ein Pamphlet veröffentlicht hat, das in Ton und Haltung die antisemitische Diktion der zweiten Jahrhunderthälfte und ideell die Judenvernichtung im 20. Jahrhundert vorwegnimmt. 1991 hat Ludwig Laher seine ersten Anmerkungen zu Stelzhamers Hetzschrift *Jude*<sup>10</sup> in einem kurzen Beitrag veröffentlicht<sup>11</sup>, zugleich die erste publizierte kritische Lektüre des Textes. Seit 2002 hat Laher weitere inhumane Aspekte in den Schriften Stelzhamers eruiert, sie in verschiedenen Publikationen der literarisch interessierten Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht, mit der Persönlichkeit und Lebensgeschichte des Dichters in Verbindung gesetzt sowie kultur- und ideologiegeschichtliche Bezüge hergestellt<sup>12</sup>: Es zeigte sich, dass die Hetzschrift *Jude* keine einmalige ‚Entgleisung‘ war. Die einschlägigen Äußerungen verweisen vielmehr auf ein tief liegendes antijüdisches Ressentiment, eine antisemitische Grundierung Stelzhamers, die zwar nicht konsequent und systematisch, aber immer wieder, und zwar in unterschiedlichen Lebensphasen und Werkkontexten – 1830 (Tagebuchnotiz; uv.), 1835 (autobiografischer Abriss; uv.), 1845 (Aphorismus; publ.), 1852 (politische Prosa und Verszeilen in hochdeutschen Gedichten; beide publ.) – an die Oberfläche tritt, mit einer Selbstverständlichkeit, die als ich-synton gedeutet werden kann.

Im Sinne der Herausgeber des Tagungsbandes sollte in diesem Beitrag eine Verortung von Stelzhamers antisemitischen Tendenzen im Gesamtwerk und in seiner Lebensgeschichte vorgenommen werden. Mein Beitrag stützt sich weitgehend auf die bereits von Laher benannten Textstellen. Ebenso überschneiden sich kontextuelle Bezüge, die mir im Laufe der letzten Jahre durch eigene Recherchen deutlich geworden sind, in einigen wesentlichen Aspekten mit den von Ludwig Laher in seinem zuletzt veröffentlichten Beitrag *Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmflodermausmaushamster. Von den ausgeblendeten Abgründen einer Ikone*<sup>13</sup> herausgearbeiteten. Seine fokussierende, teilweise aber auch verkürzende Darstellung vermittelt jedoch den Eindruck einer ins Auge springenden Permanenz des Inhumanen in den Werken Stelzhamers. Aber gerade der sporadische, über das Werk verstreute, manchmal fast zufällig wirkende Charakter einzelner Äußerungen macht die Realisierung des vorwiegend hochdeutsch auftretenden Antisemiten Stelzhamer im „Blühádön Kerschbám“-Dichter zu einer Herausforderung für die Rezeption. Wie anders wäre es möglich, dass sich ein für



Einbrüche atavistischer Barbarei hellhöriger Autor wie H. C. Artmann editorisch und textkritisch mit Stelzhamers ästhetisch bemerkenswertem und quantitativ umfangreichem Schaffen in „obderenns'scher Volksmundart“ auseinandergesetzt hat, mit der Intention, eine andere, von traditionellen Überformungen befreite Rezeption zu ermöglichen.<sup>14</sup>

Aufgrund der nach wie vor bestehenden großen editorischen Lücken und der Tatsache, dass die Inventarisierung des Nachlasses noch nicht abgeschlossen bzw. die Systematisierung der Bestände „unter Einsatz moderner Informationstechnologien“<sup>15</sup> noch nicht erfolgt ist, kann davon ausgegangen werden, dass im Nachlass noch weitere einschlägige Textstellen verborgen sind.<sup>16</sup> In diesem Zusammenhang dürfte der noch nicht edierte Briefwechsel zwischen Stelzhamer und seiner zweiten Frau Therese Böhm-Pammer, der ca. 426 Briefe und Korrespondenzkarten im Zeitraum von 1859 bis 1874 umfasst, von großem Erkenntniswert sein, da er sich in einen historischen Zeitraum hinein erstreckt, in dem sich der Antisemitismus zur „programmatische[n] Grundlage organisierter Massenparteien“<sup>17</sup> zu entwickeln drohte. Zudem sind die mikrohistorischen sowie literatur- und ideologiegeschichtlichen Kontextualisierungen von Stelzhamers Antisemitismus noch nicht ausgeschöpft. So wären z.B. von einer mentalitätsgeschichtlichen Analyse der sozialen Netzwerke Stelzhamers bedeutende Aufschlüsse über die Genese seiner weltanschaulichen Orientierung zu erwarten: Stelzhamer verkehrte im Laufe seines Lebens mit Vorliebe in künstlerischen sowie geselligen Vereinigungen mit z.T. männerbündischem Charakter: z.B. die „Gesellschaft Rhetoriker“, die „Gesellschaft Schlipp, Schlapp, Schlorum, Politikum“ und die „St.-Peter-Tischgesellschaft“ in Salzburg; Johann Nepomuk Vogls „Voglnest“, das „Soupiritum“ und die „Concordia“ in Wien; die „Paixhanslia“ in Vöcklabruck; die Münchener Künstlergesellschaft in der Künstlerkneipe „Zum Stubenvoll“ und die Gesellschaft „Werft“ des Wilhelm Graf v. Württemberg.

Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, die z.T. aus ihrem fiktionalen Zusammenhang herausgelösten einschlägigen Textstellen chronologisch und quantitativ in Relation zum ‚Gesamtwerk‘ zu setzen und auf diesem Weg das Spezifische an Stelzhamers Judenfeindlichkeit herauszuarbeiten.

Es ist zunächst zu fragen, wann, wo und wie ‚Jüdisches‘ in den Mundartdichtungen thematisiert wird.

Im zweiten Mundartgedichtband *Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart* (1841) greift Stelzhamer in dem Gedicht *Dá gehát Schuestá*, mit dem bezeichnenden Untertitel (*Ahasver*)<sup>18</sup>, den Topos vom ewigen Juden auf. Ahasver oder Ahasverus ist einer mittelalterlichen Legende zufolge ein Schuster, der von Christus wegen seiner Herzlosigkeit zu ewiger Wanderschaft verurteilt worden ist. Das Interesse an diesem Topos war durchaus zeittypisch: Er wurde, um einige der eventuell für Stelzhamer einflussreichen literarischen Umsetzungen zu nennen, u.a. von Christian Friedrich Daniel Schubart<sup>19</sup>, Nikolaus Lenau<sup>20</sup> und Joseph Christian von Zedlitz<sup>21</sup> gestaltet. Auch in der Darstellung des Juden *Abdias*<sup>22</sup> in der gleichnamigen Erzählung von Adalbert Stifter könnte der Topos eine Rolle gespielt haben. Stelzhamer dürfte sich bei seiner Adaption v.a. auf Redewendungen bezogen

haben, die in seiner ländlich-katholischen Herkunftskultur für die Charakterisierung eines zwanghaft rastlosen Menschen gebräuchlich waren: „Dá gehát Schuestá“ oder „Gehschuester“ bzw. „der ewige Jud“ sind gängige Synonyme für Ahasver. Denn seine erste Begegnung mit ‚dem Jüdischen‘ fand vermutlich nicht in Form konkreter Menschen statt – in Österreich ob der Enns durften Juden bis 1848 nicht sesshaft werden –, sondern eines düsteren, antijudaistisch gefärbten Stereotyps. Bemerkenswert an der literarischen Gestaltung Stelzhamers ist jedoch, dass sich das lyrische Ich mit der Gestalt des wandernden Juden identifiziert, ohne diesen verächtlich zu machen. Und das, obwohl anti-jüdische Ressentiments Stelzhamers bereits in einer Tagebuchnotiz von 1830 sowie in dem autobiografischen Abriss *Memoiren aus dem Theaterleben*<sup>23</sup> von 1836, beide hochdeutsch und unveröffentlicht, deutlich zum Ausdruck kommen. Die Nähe zur Lebensgeschichte des Autors ist offensichtlich und das Motiv des rastlosen Wanderns, des Immer-weiter-Müssens für Stelzhamers Mundartgedichten konstitutiv.

Dá gehát Schuestá.  
(Ahasver.)

I rais' hi, i rais' he,  
I rais' a, i rais' zue:  
Und i bi hald 'n gehaten  
Schuestá sein Bue.

Dá geháte Schuestá  
Findt á nu sein Rue,  
Föllt áf d' Nacht ámol hi,  
Und bleibt lögn in dá Frue.

Seine Gscháfter und Gáng  
Übágöbn s' áften mir,  
Und drum rais' i schan ietzt,  
Dáß igs g'wehnligá wir.<sup>24</sup>

In Stelzhamers letztem, 1868 veröffentlichten Mundartgedichtband taucht „dá Gehschuester, / Der ewige Jud“<sup>25</sup> noch einmal als mythischer Bote künftiger Rastlosigkeit, Unbehaustheit und Armut auf: Die schicksalshafte Vision lässt sowohl dem lyrischen Ich als auch dem Leser die Möglichkeit, die Erscheinung als Freund oder Feind zu deuten.<sup>26</sup> Antijüdische Stereotype und Chauvinismen finden sich v.a. in jenen Mundartdichtungen, die auf die Tradition der gesungenen „G'sángln“ resp. „Tánzln“ rekurrieren. Als sanktionierte Ausdrucksformen ländlicher Provokationskultur erlauben, ja erfordern sie geradezu verbale Ausfälle. Dass sich Stelzhamer dieser Potenz bewusst war, zeigen die Verszeilen: „Á Gsang in Ehrn / Hert Gott gern; / Awá Saugsängel dichten / Und d' Leut ausrichten, [Hervorhebung, S.B.] / Das hert á nót gern.“<sup>27</sup>

In den Versen „Kain Mensch wár mehr schuldi, / Kain christlige Seel / Sollt dá Jud mehr einscháchern! / Das wár mein Befehl“, aus dem Gedicht *Nur halbert so viel!*<sup>28</sup>, dem dritten Band *Neue Gedichte in obderenns'scher Volksmundart* (1846) entnommen, wird das tief verwurzelte Stereotyp vom Wucher treibenden Juden auf eine religiöse Ebene gehoben. Die Metapher vom Seelenraub evoziert die im volkstümlichen Aberglauben verwurzelte Vorstellung vom Teufelspakt, bei dem es ja um nichts weniger geht als um den Verlust der Seele und damit des ewigen Heils. Die Analogie zwischen „Jud“ und Teufel ist offensichtlich.

Unter der Voraussetzung, dass das lyrische Ich nicht mit dem Autor-Ich gleichgesetzt würde, auch wenn es sich in der letzten Strophe als „Franzl“ zu erkennen gibt, und wenn Stelzhamers antisemitische Tendenzen eine andere Lesart zuließen, könnte diese Strophe, eine von vielen großmäulig-auftrumpfenden, ohne weiteres die Überzeugung eines Innviertler Zechburschen wiedergeben: Der antijüdische Anwurf könnte als Spiegelung dörflicher Vorurteile gelesen werden.

Ähnliches ließe sich für die chauvinistischen Äußerungen über böhmische ‚Einwanderer‘<sup>29</sup> in dem vielstrophigen Gedicht *Sagt á, sagt á. Gemüthliche Reise durch Oberösterreich und Baiern. 1843-1845*<sup>30</sup> geltend machen. Interessanterweise wollte Stelzhamer „das über die Böhmen“ „ganz“ weglassen, um der Zukunft „mit viel mehr Ruhe [...] entgegenzusehen.“ (An Betty Stelzhamer, 5. April 1846; BW, S. 108.) Offensichtlich konnte er aber die Eigzensur bei seinem Regensburger Verleger Georg Joseph Manz vor der Drucklegung nicht mehr durchsetzen (in *Per pedes Apostulorum*, einer in Stelzhamers letztem Mundartgedichtband von 1868 veröffentlichten neuen Version von *Sagt 's, sagt á*. fehlen die Strophen über die Juden und böhmischen Einwanderer). Bei dem Gedicht handelt es sich um einen in „G'sángln“ gestalteten Reisebericht, mit der Intention, über jeden Ort der Reise etwas mehr oder weniger Pointiert-Deftiges mitzuteilen. Dass es sich dabei auch um „Saugängel“ handelt, geht bereits aus dem jedem Innviertler Zechensänger geläufigen „Sagt á, sagt á“ hervor, das immer dann beim Vortrag in den Lesetext einzufügen ist, wenn ein langer Gedankestrich aufscheint: Die „G'sángln“ resp. „Tánzl“ resp. „Gstánzl“ (auf die feinen Unterschiede kann hier nicht eingegangen werden) eignen sich per se für verbale Schlagabtausche. Grob, deftig, derb und „sauhäutern[ ]“<sup>31</sup> waren sie ein geeignetes Ventil für die herrschende Doppelmoral des bäuerlich-katholischen Milieus. Die von der Literaturkritik häufig hervorgehobene Qualität der Mundartgedichte Stelzhamers, das Leben des Volkes realistisch wiederzugeben, würde auch die Darstellung von Gewaltbereitschaft, Chauvinismen und Sexismen implizieren. Dass Stelzhamer in den „G'sángln“ weniger ein aufklärerisches Interesse im Sinne des Spiegel-Vorhaltens verfolgt, sondern sich dieser Ausdrucksform bedient, um eigene Ansichten zu lancieren, geht daraus hervor, dass er, im Unterschied zu Brechts Verständnis von „Volkstümlichkeit“<sup>32</sup>, zwar dem Volk aufs Maul schaut, ihm aber auch nach dem Mund redet.

Dies gilt auch für den von Laher zitierten Satz „Dás ganz Walschland [Frankreich; S.B.] schaut aus wierá Judenschul“<sup>33</sup>; ohne den Bezugstext dingfest machen zu können, dürf-

te die Aussage eher eine eigene Ansicht Stelzhamers wiedergeben, als dass sie der Charakterisierung eines fiktiven Sprechers dient. In einem Nestroy-Stück hingegen würde dieser Satz sofort als Habitus der dargestellten Figur verstanden werden können.

Einige Seiten weiter, im selben Gedicht, findet sich ein „G’sángl“, zu dem ihn offensichtlich ein Aufenthalt in Salzburg angeregt hat: „Ueberall hörn – sehn und lesen / Kannst wie schön – es einst gewesen – / Uebrall [sic!, S.B.] liegt – die todte Pracht – / Todte Pracht – gute Nacht! // Was gewesen – im Jenseits ruht – / Mag kein Christ – kauft kein Jud – / Mir als Christ – zwar thuts leid – / Der größte Jud – aber ist die Zeit.“<sup>34</sup> Die letzten Verszeilen lassen keinen Spielraum mehr für die Annahme eines spiegelnden Anliegens, vielmehr entlarvt die Gesuchtheit der hergestellten Zusammenhänge den antijüdischen Impetus als zum gebildeten Autor gehörig.

Resümierend lässt sich feststellen, dass judenfeindliche Äußerungen in den zu Lebzeiten Stelzhamers veröffentlichten Mundartwerken quantitativ eine marginale Rolle spielen.<sup>35</sup> Sie bedienen sich v.a. anti-jüdischer Stereotype aus dem religiösen Bereich und treten in Verbindung mit Chauvinismen auf. Stelzhamers Adaption des Ahasver-Topos thematisiert in erster Linie die Ausgesetztheit, Getriebenheit und Heimatlosigkeit des lyrischen Ich, ein Thema, das auch in anderen zeitgenössischen literarischen Bearbeitungen eine zentrale Rolle spielt, ohne dass es bei diesen jedoch zu einer Ineinssetzung von lyrischem Ich und dem Topos kommt.

In den hochdeutschen Textbeispielen entfalten jedoch Stelzhamers judenfeindliche Resentiments eine andere Dimension. Bereits in Texten, die noch vor 1852, dem Erscheinungsjahr der Hetzschrift *Jude*, verfasst worden sind, so in der Tagebucheintragung über das „Judenevchen“ (1830), der Charakterisierung eines Passauer Schauspielerkollegen, der die Rolle des Mortimer in Schillers *Maria Stuart* spielte (1835), und einem 1845 veröffentlichten Aphorismus, werden Eigenschaften wie Herzlosigkeit, Eitelkeit, Keckheit, abstoßendes Äußeres, schmutziger Charakter, Auserwähltheitsdünkel und Verlogenheit als genuin jüdisch ausgewiesen, und der auf solche Weise verächtlich gemachte ‚Jude‘ („Judengesinde“) bevorzugt mit Tieren verglichen („Sperlingnatur“, „Fledermaus“). Aufgrund des autobiografischen Charakters der Zitate ist die Nähe zum Autor evident, und es ist davon auszugehen, dass Stelzhamer tatsächlich meint, was er schreibt.

Sogar Judenevchen scheint mir schon wieder erkühlet, was mir liebende Zuneigung schien, ist nur Triumph ihrer Eitelkeit. Das Judengesinde hat kein Herz. Darum ruft meins auch in ihrer Nähe: fort fort vom blendenden Flitterglanz. (Tagebuchnotiz [Sackbuch] vom 29. März 1830; uv. i. Nachlass; Transkr. Ludwig Laher)

Dem Lesetische, mir vis à vis: saß unser – erster Liebhaber; ein junger, modern u. wohlgekleideter Mann, der vorderhand nur eine Blöße zeigte, nachher aber, als er diese Hauptblöße durch eine künstliche Haartour bedeckt hatte, viele und mehrere. Derselbe war keck wie ein Sperling u. hatte auch sonst ziemlich die Sperling-

natur, welches er allerdings als Zubehör zu seinem Rollenfach entschuldigen konnte. Seine Visage, die kleinen Äugelchen u. der vorquellende Mund, war das Ideal eines Schelmengesichtes aber – schmutzig war nur sein Charakter. Noch von niemand habe ich eine bessere Bemäntelung der Unlust u. Unwissenheit gesehen als von diesem vermutlichen Juden. Ehe er mir mißlich war, hätte er mich bald – wohin er den Kulminationspunkt seiner künftigen Kunstleistung setzt – todt deklamiert mit seinem Mortimer. (*Memoiren aus dem Theaterleben*, 1835, [S. 10f.]; uv. i. Nachlass; Transkr. S.B.)

Die Juden mögen sich im Gefühle ihrer Einzigkeit und Auserwähltschaft für Vögel; wir im Dünkel unserer Neuheit und größeren Läuterung aber sie für Mäuse erklären: so stimmen wir und sie doch darin überein, daß ein getaufter Jud eine Fledermaus sei. (Franz Stelzhamer: *Mein Gedankenbuch*. Regensburg 1845, S. 51f.)

Im Sommer 1852, ca. ein halbes Jahr, nachdem Stelzhamer Österreich verlassen und sich mit seiner Frau Betty in München niedergelassen hatte, erklärt er in einer „Nachgetragenen Vorrede“<sup>36</sup> die Arbeit an dem neuen Werk mit dem euphemistischen Titel *Das bunte Buch* für abgeschlossen. Stelzhamer dürfte den Großteil der Texte bereits in Österreich verfasst haben, beklagt er sich doch wiederholt über die Unmöglichkeit, fertige Aufsätze „trotz ihrer Güte und Vortrefflichkeit“ bei Wiener Verlagsbuchhändlern bzw. dem bedeutenden ungarischen Verleger Heckenast unterzubringen (an Betty Stelzhamer, [8.] Juni 1851; BW, S. 477; – vgl. 27. Oktober 1849; BW, S. 303; – 28. September 1850; BW, S. 379). Zudem trug er sich mit dem seit 1848 zur Obsession gewordenen Plan, seinen hochdeutschen Gedichtzyklus *Liebesgürtel* in einem renommierten deutschen Verlag zu veröffentlichen und überhaupt als hochdeutscher Dichter zu reüssieren. Die Stuttgarter Verlagsbuchhandlung Cotta hatte im Mai 1851 zu Stelzhamers „entsetzliche[r] Überraschung“<sup>37</sup> das Manuskript des Liederzyklus kommentarlos zurückgeschickt. Mit der Veröffentlichung hochdeutscher Lyrik und einiger „Aufsätze in größerem politischen Sinne“<sup>38</sup> in besagtem *Bunten Buch* wollte er sich v.a. als hochsprachlicher Dichter positionieren und den obderenns'schen Volksdichter in Österreich zurücklassen. Außer einigen „Hirngespinnsten“, Stelzhamers Bezeichnung für Aphorismen, finden sich in dem dritten, als „Anhang“ bezeichneten Abschnitt Mundartgedichte, „Schluß-Distichen“ und eine „Nachgetragene Vorrede“: Die inhomogene Zusammenstellung der Texte vermittelt den Eindruck einer poetischen Musterkarte, was auch der Titel des Buches nahe legt. In München fand sich niemand bereit, das Buch zu verlegen, obwohl die Widmung an den „k.b. Staatsminister & Minister-Präsidenten Herrn Dr. Ludwig V. D. Pfordten“ die Türen der Verlage öffnen sollte. Stelzhamer sah sich gezwungen, das Buch „in Verbindung mit einem Spekulanten“<sup>39</sup> selbst drucken zu lassen. Wer dieser „Spekulant“ gewesen ist, war bis dato nicht zu eruieren, obwohl seine Identifizierung zur Klärung von Stelzhamers ideologischem Umfeld in München beitragen könnte. Ebenso unklar ist, ob v. d. Pfordten im Vorfeld vom Autor ausreichend über die Inhalte des *Bunten Buchs* in Kenntnis gesetzt worden ist, ob er mit den politischen Positionen des Verfassers sympathisiert oder ob er einfach dem ‚unpolitischen‘ Volksdichter vertraut hat. Die Tatsache, dass Stelzhamer am 21. September 1854, er lebte inzwischen in Stuttgart, 600 unverkaufte Stück, vermutlich

den Großteil der Gesamtauflage, als beim Buchhändler Lichtenwald in München lagernd verzeichnet<sup>40</sup>, lässt eine aktive Protektion v. d. Pfordtens eher unwahrscheinlich erscheinen. Stelzhamer dürfte sich vielmehr des Namens seines mächtigen „Landsmann[s]“<sup>41</sup> bedient haben; andernfalls hätte er Gunstbezeugungen, die über Reisekostenzuschüsse hinausgingen (v.a. für Reisen, die Stelzhamer aus München wegführten; vgl. an Betty Stelzhamer, 22. August 1854; BW, S. 548 und 17. Mai 1855; BW, S. 576), in seinen Briefen weidlich ausgebreitet. Vielmehr dürfte die allgemeine Zunahme der Judenfeindlichkeit in der bayerischen Hauptstadt seit 1848 Stelzhamer zur Veröffentlichung seines antisemitischen Bekenntnisses ermutigt haben. Die von König Maximilian II. angekündigte Vorlage eines Emanzipationsgesetzes für Juden führte 1849/50 zu einem von ultramontan ausgerichteten Kreisen geschürten Judenhass, mit der Konsequenz, dass sich 13,3 Prozent der bayerischen Gesamtbevölkerung in einer Unterschriftenaktion gegen diese Vorlage aussprachen.<sup>42</sup> Insofern konnte Stelzhamer mit einer bei weitem positiveren Resonanz auf sein Pamphlet rechnen als in den Jahren zuvor in Wien. Auch wenn in der Hauptstadt des österreichischen Kaiserreichs in den Schriften des ultramontan gesinnten Priesters und Herausgebers der einflussreichen *Wiener Kirchenzeitung* Sebastian Brunner der „christliche[] Antijudaismus eines Abraham a Sancta Clara“ bereits Züge des „katholischen Antisemitismus der christlichsozialen Bewegung des späten 19. Jahrhunderts“<sup>43</sup> trägt, wurde doch die Wendung „israelitische Gemeinde von Wien“<sup>44</sup>, derer sich Kaiser Franz Joseph I. in seiner Ansprache vom 3. April 1849 zur großen Freude der jüdischen Bevölkerung Wiens bediente, als ‚allerhöchstes‘ Signal für die Anerkennung der jüdischen Religionsgemeinschaft gewertet.

Unter „Sybillinisches.[sic!]. Aus den zurückgelassenen Papieren eines Ausgewanderten“ hat Stelzhamer fünf sich als politisch verstehende Schriften aneinandergereiht: *I. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*.<sup>45</sup>; *II. Antichrist*.<sup>46</sup>; *III. Sphynx*.<sup>47</sup>; *IV. Jude*.<sup>48</sup> und *V. Der große deutsche Männerchor. 1844–1851*.<sup>49</sup> Der Hinweis auf die Textumgebung des vierten Beitrags ist insofern bedeutsam, als der Antisemitismus des ‚Verfassers‘, der sich in der „Nachgetragenen Vorrede“ zum *Bunten Buch* als „Stockabsolutist“ oder „echte[n] vormärzliche[n] Oesterreicher“<sup>50</sup> bezeichnet, in einer für die erste Jahrhunderthälfte charakteristischen Verknüpfung von Judenfeindlichkeit mit monarchischen resp. antidemokratischen, christlichen resp. antijudaistischen und deutschnationalen Positionen steht, wobei die Juden als Inbegriff des inneren, die Franzosen als Inbegriff des äußeren Feindes angesehen werden.<sup>51</sup> Exklusiver und programmatischer Mittelpunkt dieser ‚unheiligen Allianz‘ war die bereits 1811 von Achim von Arnim, auch als Reaktion auf die von Carl August v. Hardenberg in die Wege geleitete gesetzliche Gleichstellung der Juden, gegründete „Christlich-deutsche Tischgesellschaft“ in Berlin. Sie verstand sich als „Probephühne für die nationale Gesellschaft“<sup>52</sup> und schloss in ihren Zulassungsbestimmungen „Philister“<sup>53</sup>, Frauen und Juden aufgrund ihrer Volkszugehörigkeit von der Teilnahme aus. Einflussreicher für Stelzhamer, weil lebensgeschichtlich näher, dürfte jedoch die 1815 in

Jena ins Leben gerufene deutsche Burschenschaftsbewegung gewesen sein, die eng mit den Schriften von Friedrich Ludwig Jahn, Ernst Moritz Arndt und Johann Jakob Fries verbunden war. In einem „Amalgam von feudalistisch-obrigkeitsstaatlicher Monarchie-romantik, völkischer Teutschtümelei, [...] Ausländerhaß [v.a. gegen Franzosen; S.B.]“; aber auch „Ansätzen liberaldemokratischen Freiheitsdenkens“<sup>54</sup> vertreten die drei genannten Exponenten von Anfang an einen radikalen Antisemitismus, der im Sommer 1819 maßgeblich zum Ausbruch der „Hepp-Hepp-Krawalle“<sup>55</sup> beigetragen hat. Stelzhamer kam in Salzburg bereits sehr früh mit burschenschaftlichem Gedankengut in Berührung, wenn sich dieses historischen Quellen zufolge auch eher in Äußerlichkeiten wie einschlägigen Accessoires, Singen von Burschenschaftsliedern und Mensurübungen kundzutun schien als in politischen Überzeugungen. Am 19. Mai 1820 – Stelzhamer steht im 18. Lebensjahr – scheint sein Name und der 15 weiterer Schüler des Gymnasiums in einer Akte der Polizeihofstelle auf, und zwar in Zusammenhang mit dem Tragen eines „Ziegenhainers“<sup>56</sup>, einer Mischung aus Spazier- und Schlagstock, der als typischer Bestandteil burschenschaftlicher ‚Ausrüstung‘ galt. Gerade im österreichischen Kaiserreich hatten die Vormärz-Burschenschaften wegen der politischen Verfolgung, der sie aufgrund der Karlsbader Beschlüsse ausgesetzt waren – seit 1819 waren sie verboten –, einen „ausgeprägt geheimbündlerischen Charakter“<sup>57</sup>. Erst im Schillerjahr 1859 wurden legale Gründungen möglich.

Durch die Übertitelung „Sybillinisches.“ [sic!] wird ein zweifacher Erwartungshorizont eröffnet: einerseits aktiviert die fast zwangsläufige Assoziation zu den *Sibyllinischen Büchern*, der bedeutendsten Orakelsammlung der römischen Antike, beim Leser eine mythisch-prophetische Erwartungshaltung, andererseits die zu Karl Mörings *Sibyllinische[n] Bücher[n]* aus Österreich<sup>58</sup>, die 1847 bei Hoffmann und Campe ohne Nennung des Autors verlegt und heimlich nach Österreich gebracht worden sind, eine aktuell-politische. Constant v. Wurzbach zufolge erregte dieses Werk im Vorfeld der Revolution von 1848 „ungemein großes Aufsehen“<sup>59</sup> und war von eminenter Bedeutung für ihr geistiges Vorfeld. Stelzhamer stellt seine politischen Ausführungen, deren forciert prophetischer Duktus auf Elemente von Parabel, Gleichnis, Fabel und Märchen zugreift, in die Tradition der Orakelsprüche; er wendet sich damit indirekt gegen die aufklärend analytische Haltung, die Mörings Werk ausgezeichnet. Der Verfasser wird, gerade weil er der „Schlangenlehre“<sup>60</sup> von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ fast erlegen wäre, zum Propheten einer antiaufklärerischen Wende, die mit biblischen Szenarien von Gut und Böse, Strafe und Untergang droht<sup>61</sup>. Seine „förmliche Vision“ der Geburt des „Knäblein Antichrist“<sup>62</sup> nimmt in der Abhandlung *Antichrist* halluzinatorische Züge an. Der Autor der „zurückgelassenen Papiere[ ] eines Ausgewanderten“ wird in der Vorrede als Alter Ego Stelzhamers, des Herausgebers der Schriften, inszeniert: Zahlreiche biografische Übereinstimmungen der Lebensumstände des sog. Freundes mit denen Stelzhamers verweisen jedoch auf deren Identität<sup>63</sup>. Ganz geheuer dürfte Stelzhamer die Hinterlassenschaft des „geordnete[r]

Zustände<sup>64</sup> halber nach Amerika ausgewanderten Freundes offensichtlich doch nicht gewesen sein, anders wären maskierende Maßnahmen wie Titel und Splitting der Autorschaft nicht nötig gewesen. Ähnliche Bedenken dürften auch bei Achim von Arnims Entscheidung eine Rolle gespielt haben, die im Frühjahr 1811 gehaltene Tischrede *Ueber die Kennzeichen des Judenthums*<sup>65</sup> zu seinen Lebzeiten unveröffentlicht zu lassen<sup>66</sup>. Zudem bittet er am Ende der Tischrede, in der er seine sadistischen Phantasien über die verschiedenen Möglichkeiten, im assimilierten Juden den gebürtigen Juden nachzuweisen, zur Ergötzung seiner Tischgenossen ausführt, „alle werthen Mitglieder dieses christlichen Tisches [...] die ihnen mitgetheilten Wahrheiten möglichst geheim zu halten [...] und sie für den ersten Grad einer neuen Freymaurerey zu halten.“<sup>67</sup>

Die von Stelzhamer in *Jude* auf engem Raum kompilierten Eigenschaften ‚des Juden‘ gehören zum Kanon antisemitischer Stereotype, wie er sich bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abzuzeichnen begann: „Zähigkeit“ und „Unumbringbarkeit“<sup>68</sup>; sie seien zahllos und „[i]n alle Welt zerstreut“<sup>69</sup>; der Jude habe in der Geschichte der Menschheit „so Großes“ wie andere Völker „nie gethan“<sup>70</sup>; der Einfluss der Juden auf die „Geschicke der Völker“ sei unberechenbar durch ihr „materielles Gewicht“<sup>71</sup>, sie hielten sich für das „auserwählte Volk Gottes“, obwohl sie an „Ungerechtigkeit“, an „Meineid und Treuebruch“ und „an Schandthat aller Art“<sup>72</sup> alle anderen Völker überträfen, eine „Menschheits-Aristokratie der verwegensten und zugleich lächerlichsten Art“<sup>73</sup> würden sie erwerben, um zu haben, nicht um zu sein<sup>74</sup>.

Bereits in den antijüdischen Invektiven Clemens Brentanos und Adam Müllers, beide tonangebende Mitglieder der „Tischgesellschaft“, ist es eine Selbstverständlichkeit, die Juden durch den Vergleich mit Insekten und Ungeziefer verächtlich zu machen. Brentano bezeichnet sie als „diese von den egyptischen Plagen übrig gebliebenen Fliegen“<sup>75</sup>, und Adam Müller spricht von ihnen als einem „Gezücht“<sup>76</sup>. Und obwohl durch diese Enthumanisierung der Schritt nahe läge, sich von „Fliegen“ und „Gezücht“ gewaltsam zu befreien, wird diese Grenze, außer in Arnims chemischer Judenprobe<sup>77</sup>, nicht überschritten<sup>78</sup>. Anders bei den „völkischen Mentoren der Burschenschaftsbewegung“<sup>79</sup>: In ihren Schriften verbreiten sie nicht nur antisemitische Stereotype<sup>80</sup>, die mit denen in Stelzhamers Pamphlet korrespondieren, sondern fordern auch explizit die Vertreibung bzw. „Ausrottung“ der Juden: „Das ist also das wichtigste Moment in dieser Sache, daß diese Kaste mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde, indem sie offenbar unter allen geheimen und öffentlichen politischen Gesellschaften und Staaten im Staat die gefährlichste ist.“<sup>81</sup> Einige Jahrzehnte später macht die von Stelzhamer eingeführte Metapher vom „Riesenbandwurm“<sup>82</sup>, dessen „Bandwurmrüssel“ an der „offene[n] Wunde“ oder „Errungenschaft“ anderer Völker „saug[t]“<sup>83</sup>, das „Abtreiben“ des Bandwurms sprich die Vernichtung des jüdischen Volkes zur geradezu lebensrettenden Notwendigkeit für die Welt<sup>84</sup>. Demnach sanktioniert Stelzhamer als vermutlich erster österreichischer Dichter auf der metaphorischen Ebene die globale Vernichtung der Juden. Es ist Ludwig Laher



zuzustimmen, wenn er Stelzhamers *Jude* ein „auf vergleichsweise kleinstem Raum [...] erschütterndes Konzentrat von unerhörter, völlig unerwarteter Sprengkraft“, vor allem „[...] wenn man den Geschichtsverlauf in Rechnung stellt [...]“<sup>85</sup>, bezeichnet.

Ob Stelzhamer die Hetzschrift in die Gesamtausgabe seiner Werke aufnehmen wollte, geht aus dem Gesamtplan, der in der *Salzburger Zeitung* vom 17. Dezember 1866 veröffentlicht wurde<sup>86</sup>, nicht hervor. Auch in diesem Zusammenhang wäre die Edition der Briefe an seine zweite Frau aufschlussreich.

Aber selbst in Hinblick auf seinen expliziten Antisemitismus überrascht Stelzhamer durch Inkonsequenz: In dem hochdeutschen Gedicht *An das Geld*, ebenfalls im *Bunten Buch* veröffentlicht, nimmt er Abstand von einer ausschließlich gegen die ‚geldgierigen Juden‘ gerichteten Polemik, obwohl das Thema für judenfeindliche Stereotype prädestiniert ist: „Du bist das Kalb, das gold'ne, / **dem Jud und Heid und Christ** [Hervorhebung, S.B.] / Mit Inbrunst und Zerknirschung / Ganz, ganz ergeben ist.“<sup>87</sup> Auch in dem Gedicht *Samson*, seinen „Freunden“ gewidmet, bedient er sich einer mythischen Heldengestalt aus der jüdischen Geschichte und dem Alten Testament, um durch sie die gotteslästernden Philister und die in deren Dienst stehende Delila vernichten zu lassen. Stelzhamer scheint hier durchaus in der Lage zu sein, zwischen ‚guten‘ und ‚bösen‘, gottesfürchtigen und gotteslästerlichen Juden zu unterscheiden.<sup>88</sup> D.h. seine Judenfeindlichkeit hat hier religiöse resp. historisch relativierende Züge und ist nicht wie in der 200 Seiten später publizierten Hetzschrift vorwiegend ethnisch motiviert.

Lassen sich die Wurzeln von Stelzhamers Antisemitismus ideologiegeschichtlich noch ansatzweise aus dem Antijudaismus katholischer Prägung, den antisemitischen Tendenzen deutschnationaler Burschenschaften und der antiaufklärerischen Variante der deutschen Romantik, mit ihrem gegen Juden und Philister gewandten Elitarismus herleiten, stoßen Versuche, die Genese von Stelzhamers Judenhass aus seiner Lebensgeschichte zu verstehen, auf große Schwierigkeiten und Widersprüche. In den Briefen, die vor dem Erscheinen des *Bunten Buchs* verfasst und bereits z.T. aus dem Nachlass ediert worden sind, herrscht diesbezüglich eine auffällige Zurückhaltung; desgleichen in den schwer lesbaren tagebuchartigen Notizen in Stelzhamers Taschen- oder Sackbüchern, mit Ausnahme der bereits zitierten Eintragung vom 29. März 1830. Die Abstinenz einschlägiger Äußerungen in literarischen Formen, die für autobiografische Mitteilungen unterschiedlicher Art besonders geeignet sind, beschränken die folgenden Ausführungen auf Indizien und Spekulationen.

Welche realen Begegnungen hatte Stelzhamer im Laufe seines Lebens mit jüdischen Menschen?

Belegt ist seine Verliebtheit in ein jüdisches Mädchen, das ihn offensichtlich zurückgewiesen hat, während er als Privatlehrer in Bielitz (ehm. Böhmen) tätig gewesen ist; anzunehmen ist, dass er im Laufe seines Lebens, aber besonders in seinen Wiener Studentenjahren, negative Erfahrungen mit jüdischen Pfand- bzw. Geldverleihern gemacht

hat: Denn Stelzhamers Leben war häufig von finanziellen Engpässen belastet. Sogar als erwachsener Mann und renommierter Dichter war er immer wieder von Pfändungen bedroht. Dieser Zustand verschärfte sich in Folge der Revolution von 1848 derart, dass seine Familie in Ried am Existenzminimum leben musste. Wie so oft suchte Stelzhamer die Ursachen dafür nicht in erster Linie in seinem eigenen Verhalten. Die Hauptschuld an dieser Misere trug aus seiner Sicht die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848, die er noch in der Gründungsnummer des *Rieder-Wochen-Blatt[s]*<sup>89</sup> vom 2. Mai 1848 euphorisch begrüßt hatte. Seiner Frau Betty gegenüber beklagt er sich mehrmals über die Wiener Zustände nach der Niederschlagung der Revolution: „Wien hat sich sehr verändert, das gegenseitige Vertrauen völlig dahin, ich habe in diesen zehn, zwölf Tagen mehr bittere Erfahrungen gemacht, als in der ganzen früheren Zeit zusammengenommen!“<sup>90</sup> Die Tatsache, dass jüdische Intellektuelle maßgeblich an der Revolution beteiligt waren, könnte bei Stelzhamer, der zu politischen Kurzschlüssen neigte, bereits bestehende jüdenfeindliche Ressentiments in Hass verwandelt haben. So spricht Stelzhamer, der während seines Wiener Aufenthalts im Frühjahr 1846 noch freundschaftlich, beinahe intim mit der Familie des jüdischen Oberkantors Salomon Sulzer verkehrt hat (vgl. An Betty Stelzhamer, 17. April 1846; BW, S. 121; 8. Mai 1846; BW, S. 134 und 18. Mai 1846; BW, S. 139), anlässlich eines höchst eigennütigen Besuchs bei Sulzer im November 1849 plötzlich vom „Juden Sulzer“ (an Betty Stelzhamer, 18. November 1849; BW, S. 309). Darüber hinaus äußert er sich despektierlich über seine Gastgeber, die ihn offensichtlich trotz beengter Wohnverhältnisse freundlich aufgenommen haben. Ambivalent dürfte auch sein Verhältnis zu den im Literaturbetrieb Wiens tätigen jüdischen Schriftstellern und Journalisten gewesen sein: Zum einen war sich Stelzhamer ihres Einflusses in diesem gerade für ihn als freien Schriftsteller wichtigen Metier sehr wohl bewusst, zum anderen war ihm diese Abhängigkeit sicherlich zuwider. Im Mai 1835 scheiterte er bei der Leitung eines Münchner humoristischen Tagblattes, „weil Saphir bereits den ganzen Unterhaltungsbaum abgeblättert habe“<sup>91</sup>. Fünf Jahre später veröffentlichte Stelzhamer seinen ersten Beitrag in Moritz Gottlieb Saphirs viel gelesenen Wiener Journal *Der Humorist. Politisches Wochenjournal*, 1853 seinen letzten, und zwar die Dorfgeschichte *Das böse Weib und der Teufel*. Saphir war in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein einflussreicher Zeitungsherausgeber und umstrittener Kulturkritiker; in dieser Funktion förderte er aber Stelzhamer nicht nur als Beiträger, sondern bewarb auch seine „Lesekonzerte“<sup>92</sup>. Dr. Ludwig August Frankl, seit 1838 Sekretär der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde und von 1842 bis 1848 Herausgeber der angesehenen *Wiener Sonntagsblätter*, war auch ein engagierter Bewunderer Stelzhamers. Frankl, der sich als Biograf österreichischer Schriftsteller (u.a. Lenau, Grillparzer, Hebbel, Raimund) einen Namen gemacht hat, hat zwei biografische Skizzen über Stelzhamer verfasst.<sup>93</sup> Der Taschenbucheintragung vom 11. Mai 1871 zufolge, demnach 19 Jahre nach der Veröffentlichung von *Jude*, beabsichtigte Stelzhamer anlässlich eines Wienbesuchs, Frankl und Leopold Kompert, den Verfasser der jüdischen Ghetto-Geschichten, aufzusuchen.<sup>94</sup>

Stelzhamers letzter großer Förderer jüdischer Herkunft war der Schriftsteller und Herausgeber des *Österreichischen Volkskalenders*, Dr. August Silberstein. In den Jahrgängen 1859, 1866, 1867, 1870 und 1871 erschienen Mundartgedichte von Stelzhamer. Silberstein, Aktivist der Revolution von 1848, war bis 1855 als politischer Häftling auf dem Spielberg in Brünn interniert. Als Sprecher der Concordia initiierte er 1874 die Errichtung eines Grabmals für Stelzhamer am Henndorfer Friedhof und unterstützte dessen mittellose Witwe und Kinder. Welches Verhältnis Stelzhamer zu seinen jüdischen Mentoren gehabt, was er gefühlt und über sie gedacht hat, wissen wir nicht.<sup>95</sup> Überzeugt von seiner überragenden Größe – „Der [Stelzhamer, S.B.] nannte sich den sechsten Dichter: Nr. 1 Homer, Nr. 2 Shakespeare, Nr. 3 Chalderson, Nr. 4 Dante, Nr. 5 Goethe, Nr. 6 Ich.“<sup>96</sup> – fand es Stelzhamer wahrscheinlich angemessen, finanziell und ideell gefördert zu werden, vor allem von jüdischer Seite. Außer diesen vielgestaltigen beruflichen Verflechtungen ist Stelzhamers große Bewunderung für die Werke zweier zeitgenössischer jüdischer Autoren zu erwähnen: für die Lyrik Heinrich Heines (vgl. an Betty Stelzhamer, 20. August 1854; BW, S. 545) und die *Schwarzwälder Dorfgeschichten* Berthold Auerbachs. Er wollte sogar eine von Auerbachs Dorfgeschichten in sein projektiertes Rezitationsprogramm mitaufnehmen (vgl. an Betty Stelzhamer, 19. März 1851; BW, S. 455).

Alle diese mosaikartigen biografischen Informationen werfen jedoch mehr Fragen auf, als dass sie Antworten geben:

Konnte Stelzhamer seine wahren Ansichten über Juden vor seinen jüdischen Gesprächspartnern so gut verbergen, dass sie ihnen nicht auffielen? Waren seine Kalküle mächtiger als seine Ressentiments? War Stelzhamer verrückt in dem Sinne, dass die Rechte nicht wusste, was die Linke tat? War die Judenfeindlichkeit in den Kreisen, in denen Stelzhamer verkehrte, so selbstverständlich, dass man in den Briefen nicht darüber sprechen musste und sich doch einer Meinung wusste? Oder verbarg Stelzhamer seinen Antisemitismus sogar vor seinen nichtjüdischen Freunden? Ist die Zurückhaltung in den Briefen Stelzhamers Ausdruck einer Doppelmoral insofern, als Judenfeindlichkeit in dem Ausmaß doch noch nicht gesellschaftsfähig war und Stelzhamer als zensurgenohnter Österreicher gelernt hatte, Brisantes zu verschweigen? (So wie Achim von Arnim seine antisemitische Tischrede zwar vorgetragen, aber nicht hatte drucken lassen?) War es in Bayern konvenabler, Judenhasser zu sein, als im österreichischen Kaiserreich? Oder haben die offensichtlichen Widersprüche mit Stelzhamers Charakter zu tun, über den sich Sylvester Wagner, Verfasser von Mundartgedichten und wichtigster Beiträger des von Adalbert Stifter herausgegebenen Sammelbandes *Wien und die Wiener* (Pest 1844), in einigen Briefen an den in Linz lebenden, gemeinsamen Freund Joseph Schaller schonungslos geäußert hat?

Hier [Wien, S.B.] sagen die meisten, die ihn kennen, so wie ich: den Dichter St. verehere ich, der Mensch St. ist aber eine wahre Miserabilität. Manche gehen sogar noch weiter und erklären ihn für einen Tropf oder Schalk, [...]

der sie ausgebeutet oder mißbraucht hat. Sein höchstes Prinzip ist: [...] Ich bin der Herr und Gott, alle anderen sind Tröpfe und taugen zu nichts, als mir Geld zu borgen, ist sein Glaubensbekenntnis, aus dem sein Benehmen hervorgeht. (Sylvester Wagner an Joseph Schaller, 24. Jänner 1845)<sup>97</sup>

Dieser Zufallsfund ist ein Beleg dafür, dass es zielführend sein dürfte, das Forschungsinteresse verstärkt auf die hinterlassenen resp. publizierten Schriften von Stelzhamers Freundes- und Bekanntenkreis auszudehnen, um möglicherweise durch einen Wechsel der Perspektive zu neuen Einsichten zu gelangen.

Stelzhamer selbst hat keine erhellenden, in sich schlüssigen Reflexionen über die Genese seines Judenhasses hinterlassen. In seinen Gedichten und Erzählungen gibt es jedoch fiktionale Selbstdarstellungen, die eine autobiografische Lesart nahe legen und in diesem Zusammenhang aufschlussreich sein könnten: So wirft z.B. das lyrische Ich in dem bereits 1841 veröffentlichten Mundartgedicht *Dáhi!*<sup>98</sup> in einer metaphernreichen Introspektion, stellvertretend für den Autor, einen illusionslosen Blick in ähnliche Abgründe, wie sie Sylvester Wagner seinem ‚Freund‘ in dem oben zitierten Brief zum Vorwurf macht.

Á Vögerl häi ghabt,  
So singt kains, ázwie das,  
Wern már iezt, wann i dran denk,  
Nu d' Augnhöbeln naß!

Á Blüemerl häi gwüßt,  
Das had gschmöckt soviel guet;  
I hans abbröckt und áfgstöckt  
Ganz z'hechst áf 'n Huet.

Á Bámerl häi ghabt  
Mit zwair Ápferl bluerath;  
Statt z' brocká häis beidelt –  
Da liegn s' iezt in Kaoth!

's Vögerl und 's Blüemerl  
Und d' Ápferl sán hi;  
Sitdem wáchst nix und blüeht nix  
Und singt nix für mi.

Abkürzungen: BW [Briefwechsel]: Nur fort zu Dir: Franz Stelzhamer und Betty Stelzhamer – Briefwechsel. Hg. von Silvia Bengesser und Günther Achleitner. Salzburg 2002.

- 1 Franz Stelzhamer: Neue Gedichte in obderenns'scher Volksmundart. Regensburg, Manz 1846, S. 220.
- 2 H. C. Artmann (Hg.): Franz Stelzhamer: Lieder und Gedichte. Schärding, Heindl 1981, S. 133.
- 3 Walter Pilar: Landeshymne im Dialekt. Über Franz Stelzhamer. In: Ders. (Hg.): Dichter über Dichter. Anthologie. Wien, edition selene 1999, S. 217–241, hier S. 224.
- 4 Franz Stelzhamer: Lieder in obderenns'scher Volksmundart. Wien, Rohrmann 1837, S. 40.
- 5 Vgl. Artmann: Franz Stelzhamer.
- 6 Vgl. Silvia Bengesser: Franz Stelzhamer zwischen Legende und Wahrheit. Materialien zur Rezeption seiner Mundartdichtung 1837–1982. Mit einem einleitenden Essay von Walter Pilar. Weitra, Bibliothek der Provinz o.J. [1996] (= Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich 4), S. 56f. u. S. 69f.
- 7 Vgl. Heinrich Lohre: Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. Berlin 1902.
- 8 Peter K. Rosegger: Vergangeneiten. Franz Stelzhamer. 1874. In: Heimgarten 40 (1915), Nr. 2, S. 128–132, hier S. 132.
- 9 Hermann Bahr zit. n. Silvia Bengesser (Hg.): Franz Stelzhamer. Wanderer zwischen den Welten. Ausstellungskatalog mit CD. Linz 2002, S. 62 (= Literatur im StifterHaus 15).
- 10 Franz Stelzhamer: Jude. In: Ders.: Das bunte Buch. München 1852, S. 255–259.
- 11 Ludwig Laher: Franz Stelzhamer und der Riesenbandwurm. Eine Sau(g)erei. In: Walter Pilar: Franz Stelzhamer in der Gegenwartsliteratur. In: Morgenschtean 9 (1991), S. 37–60, hier S. 39f.
- 12 Dies trifft besonders auf folgende zwei Beiträge von Ludwig Laher zu: Vom Aussaugen und Kopfab-schlagen. Ergänzende Bemerkungen zu Franz Stelzhamer. In: Literatur und Kritik 39 (2004), S. 34–43. – Ders.: Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmfledermausmaushamster. Von den ausgeblendeten Abgründen einer Ikone. In: Alfred Pittertschatscher (Hg.): Linz. Randgeschichten. Wien, Picus 2009, S. 239–287.
- 13 Vgl. Laher: Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmfledermausmaushamster, S. 239–287.
- 14 Vgl. Artmann: Franz Stelzhamer und vgl. Silvia Bengesser: Walter Pilar und Franz Stelzhamer. Vom belebenden Umgang mit einem Denkmal. In: Die Rampe 3 (2010). Wolfgang Hackl/ Wolfgang Wiesmüller (Hg.). Linz 2010, S. 108–117, hier S. 111.
- 15 Vgl. Günther Achleitner: Der Dichternachlass von Franz Stelzhamer. In: Bengesser: Franz Stelzhamer. Wanderer zwischen den Welten, S. 122–130, hier S. 129.
- 16 Die judenfeindliche Passage in dem autobiografischen Abriss *Memoiren aus dem Theaterleben* war z.B. ein Zufallsfund von mir.
- 17 Wolfgang Häusler: Judenfeindliche Strömungen im deutschen Vormärz. In: Manfred Tremml/Josef Kirmeier (Hg.): Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. 1. Band: Aufsätze. München, Saur 1988, S. 299–313, hier S. 299.
- 18 Franz Stelzhamer: Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart. Wien, Carl Ueberreuter 1841, S. 260.
- 19 Zwei Verszeilen aus der lyrischen Rhapsodie *Der ewige Jude* von 1783 bilden das Motto von Stelzhamers Hetzschrift *Jude* (S. 255).
- 20 Vgl. *Ahasver, der ewige Jude* (1827–1831).
- 21 Vgl. *Die Wanderungen des Ahasverus* (Fragment).
- 22 Vgl. Adalbert Stifter: Abdias. In: Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters. Bd. 1.2 und 1.5, Helmut Bergner und Ulrich Dittmann (Hg.), S. 103–158 bzw. 235–342.
- 23 Autobiografischer Abriss (Passau 1835; uv. i. Nachlass; OÖ. Literaturarchiv/Adalbert-Stifter-Institut).

- 24 Stelzhamer: Neue Gesänge in obererenns'scher Volksmundart, S. 260.
- 25 Das Gedicht „*Schicksal*“. In: Franz Stelzhamer: Neueste Lieder und Gesänge in obererenns'scher Volksmundart. Linz 1868, S. 75–80, hier S. 79.
- 26 Vgl. ebd., S. 79f.
- 27 Stelzhamer: Neue Gesänge in obererenns'scher Volksmundart, S. 215.
- 28 Stelzhamer: Neue Gedichte in obererenns'scher Volksmundart, S. 55.
- 29 Vgl. ebd., S. 117f.
- 30 Ebd., S. 113–160.
- 31 Antonie Prankl (Hg.): Innviertler Erotikon. Danzl. Bad Nauheim, ASKU PRESSE 1998, S. 51.
- 32 Bertolt Brecht: Über den Realismus. 1937 bis 1941. In: Ders.: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 19. Frankfurt a. M., Suhrkamp 1973 [1967], S. 286–382, hier S. 335 (= werkausgabe edition suhrkamp).
- 33 Zit. n. Laher: Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmfledermausmaushamster, S. 247.
- 34 Stelzhamer: Neue Gedichte in obererenns'scher Volksmundart, S. 153f.
- 35 Eine Auflistung der Erstaussagen (Mundart und Hochdeutsch) findet sich im Ausstellungskatalog. Vgl. Bengesser: Franz Stelzhamer. Wanderer zwischen den Welten, S. 131.
- 36 Stelzhamer: Nachgetragene Vorrede. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 329–334, hier S. 334.
- 37 Brief an Betty Stelzhamer, 18. Mai 1851; BW, S. 472.
- 38 Stelzhamer: Vorrede. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 213–216, hier S. 213.
- 39 Brief an Joseph Schaller, 4. August 1852; BW, S. 496.
- 40 Vgl. Hans Commenda: Franz Stelzhamer. Leben und Werk. Linz, Landesverlag 1953, S. 233.
- 41 Stelzhamer an Schaller (Anm. 39), S. 496. V. d. Pfordten hatte die ersten fünf Lebensjahre in Ried i. Innkreis verbracht, für Stelzhamer Grund genug, von ihm Hilfestellungen zu erwarten.
- 42 Vgl. Häusler: Judenfeindliche Strömungen im deutschen Vormärz, S. 308f.
- 43 Wolfgang Häusler: Toleranz oder Emanzipation? Die Wiener Juden zwischen 1815 und 1848. In: Bürgersinn und Aufbegehren. Biedermeier und Vormärz in Wien 1815–1848. Wien 1987/88, S. 628–631, hier S. 631 (= 109. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien).
- 44 Zit. n. ebd.
- 45 Stelzhamer: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 221–227.
- 46 Stelzhamer: Antichrist. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 228–239.
- 47 Stelzhamer: Sphynx. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 240–254.
- 48 Stelzhamer: Jude. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 255–259.
- 49 Stelzhamer: Der große deutsche Männerchor. 1844–1851. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 260–266.
- 50 Ebd., S. 262.
- 51 Vgl. Susanna Moßmann: Das Fremde ausscheiden. Antisemitismus und Nationalbewußtsein bei Ludwig Achim von Arnim und in der „Christlich-deutschen Tischgesellschaft“. In: Hans Peter Herrmann/Hans-Martin Blitz/Susanna Moßmann (Hg.): Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M., Suhrkamp 1996, S. 123–160, hier S. 143.
- 52 Ebd., S. 142.
- 53 Der ‚Philister‘ galt den Romantikern als Antipode des ‚Künstlers‘; vgl. auch die von Clemens Brentano am 27. Februar 1811 in der „deutschen Tischgesellschaft“ gehaltene Tischrede *Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Scherzhafte Abhandlung*. In: Ludwig Achim von Arnim. Werke und Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Bd. 11. Stefan Nienhaus (Hg.). Tübingen, Niemeyer 2008, S. 38–90

- 54 Gerhard Schäfer: Die frühe Burschenschaftsbewegung. In: Dietrich Heither [u.a.] (Hg.): Blut und Pauboden. Eine Geschichte der Burschenschaften. Frankfurt a. M., Fischer 1977, S. 14–53, hier S. 37.
- 55 Ebd., S. 27.
- 56 Vgl. Franz Martin: Spuren der deutschen Burschenschaftsbewegung in Salzburg (1927). In: Aus Salzburgs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze. Salzburg 1942, S. 81–89, hier S. 82 (= Beiheft zu Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 82/83).
- 57 Harald Lönnecker: „Wuchs riesengroß das Wort: Ein Volk! Ein Reich!“ – Der Linzer Burschenschafterturm zwischen nationalem Bewußtsein, Heldenkult und Friedensmahnung. In: Günter Cerwinka [u.a.] (Hg.): 200 Jahre burschenschaftliche Geschichte. Von Friedrich Ludwig Jahn zum Linzer Burschenschafterturm. Heidelberg, Winter 2008, S. 402–527, hier S. 407.
- 58 Karl Möring: Sibyllinische Bücher aus Österreich. 2 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe 1848.
- 59 Constant von Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich. Bd. 18. Wien 1868, S. 421.
- 60 Stelzhamer: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, S. 221.
- 61 Vgl. auch die religiösen Drohszenarien als Erziehungsmittel von Großmutter und Großvater in den Mundartgedichten *Himmel und Höll* und *'n Ähnl sánö Lehrn*. In: Stelzhamer: Lieder in obderenns'scher Volksmundart, S. 115–118 bzw. 148–152.
- 62 Stelzhamer: Antichrist, S. 232.
- 63 Vgl. Stelzhamer: Vorrede.
- 64 Ebd., S. 215.
- 65 Arnim: Ueber die Kennzeichen des Judenthums. In: Arnim. Werke und Briefwechsel. Bd. 11. S. 107–148.
- 66 Vgl. ebd., S. 268.
- 67 Ebd., S. 128.
- 68 Stelzhamer: Jude, S. 255.
- 69 Ebd., S. 256.
- 70 Ebd., S. 255.
- 71 Ebd., S. 256.
- 72 Ebd., S. 257.
- 73 Ebd., S. 258.
- 74 Vgl. ebd., 258f.
- 75 Clemens Brentano: Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Tischrede gehalten am 27. Februar 1811 in der „deutschen Tischgesellschaft“. In: Arnim: Werke und Briefwechsel. Bd. 11, S. 43. Hier das vollständige Zitat: „Die Juden, als von welchen noch viele Exemplare in persona vorrätig, die von jeder ihren zwölf Stämmen für die Kreuzigung des Herrn anhängenden Schmach Zeugniß geben können, will ich gar nicht berühren, da jeder, der sich ein Kabinet zu sammeln begierig, nicht weit nach ihnen zu botanisiren braucht; er kann diese von den egyptischen Plagen übrig gebliebenen Fliegen in seiner Kammer mit alten Kleidern, an seinem Theetische mit Theaterzetteln und ästhetischem Geschwätz, auf der Börse mit Pfandbriefen, und überall mit Ekel, und Humanität und Aufklärung, Hasenpelzen und Weisfischen genugsam einfangen.“
- 76 Adam Müller zit. n. Moßmann: Das Fremde ausschneiden, S. 144.
- 77 Vgl. Arnim: Werke und Briefwechsel. Bd. 11, S.124ff.
- 78 „Vom Staat, von der Wissenschaft und von der Kunst es [das Gezücht, S.B.] zurückzuweisen, stehet nicht in unserer Macht; aber vom Hufeisen dieses Tisches es zu verbannen, das steht nicht blos in unsrer Gewalt, sondern halten wir für unsere Pflicht“ (Adam Müller zit. na. Moßmann: Das Fremde ausschneiden, S. 144).

- 79 Schäfer: Die frühe Burschenschaftsbewegung, S. 33.
- 80 „[...] Unstät an Sinn und Trieb, umherschweifend, aufdauernd, listig, gaunerisch und knechtisch duldet er allen Schimpf und alles Elend lieber als die stätige und schwere Arbeit [...]. Wie Fliegen und Mücken und anderes Ungeziefer flattert er umher, und lauert und hascht immer nach dem leichten und flüchtigen Gewinn, und hält ihn, wann er ihn erschnappt hat, mit blutigen und unbarmherzigen Klauen fest [...]. Sie sind, wo sie in Menge wohnen, eine Plage und Pest der Christen.“ Ernst Moritz Arndt zit. n. Häusler: Judenfeindliche Strömungen im deutschen Vormärz, S. 303.
- 81 Friedrich Jakob Fries zit. n. Häusler: Judenfeindliche Strömungen im deutschen Vormärz, S. 303.
- 82 Stelzhamer: Jude, S. 256.
- 83 Ebd., S. 258.
- 84 Vgl. ebd., S. 256.
- 85 Laher: Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmflendermausmaushamster, S. 248.
- 86 Zit. n. Commenda, vgl. Commenda: Franz Stelzhamer, S. 276f.
- 87 Stelzhamer: An das Geld. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 22–24, hier S. 24.
- 88 Stelzhamer: Samson. In: Ders.: Das bunte Buch, S. 56–59.
- 89 „Die Verfassungs-Urkunde eingeleitet von Franz Stelzhamer“. In: Rieder-Wochen-Blatt der freimüthige Innviertler. Nr. 1. (2. Mai 1848), S. 1.
- 90 An Betty Stelzhamer, 4. Dezember 1850; BW, S. 413; und vgl. 18. November 1849; BW, S. 310 und 5. Februar 1851; BW, S. 435.
- 91 Franz Stelzhamer zit. n. Commenda: Franz Stelzhamer, S. 72. Saphirs journalistische Tätigkeit in München war bereits im Juni 1834 beendet worden.
- 92 Vgl. ebd., S. 124.
- 93 Vgl. ebd., S. 111 (Fußnote 41) bzw. S. 197 (Fußnote 69).
- 94 Vgl. ebd., S. 287.
- 95 Auch diesbezüglich könnten viele der noch nicht edierten Briefe und Korrespondenzkarten aus dem Nachlass wertvolle Aufschlüsse geben.
- 96 Nikolaus Lenau über Franz Stelzhamer, zit. n. Commenda: Franz Stelzhamer, S. 139.
- 97 Der Brief befindet sich im Nachlass von Sylvester Wagner (Salzburg Museum, Bibliothek; HS 12296), der zurzeit (März 2012) nicht auffindbar ist. Auf diesen Text stieß ich erst im Zuge meiner Recherchen über die Beiträger des von Adalbert Stifter herausgegebenen Sammelbandes *Wien und die Wiener*, demnach erst nach dem Stelzhamer Anniversarium 2002.
- 98 Stelzhamer: Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart, S. 173.
- 99 Ebd.



Richard Schrott

## Stelzhamers *Jude*: Argumente und Strategien eines antijüdischen Texts

### 1.

Im Sammelband *Das bunte Buch*, das Franz Stelzhamer 1852 im Selbstverlag erscheinen ließ, findet sich ein antijüdischer Text, dessen sprachliche Merkmale im Folgenden untersucht werden sollen. Ich untersuche diesen Text mit der Methode der Argumentationsanalyse nach Stephen Toulmin<sup>1</sup>, wie sie auch in der in jeder Weise vorbildlichen Arbeit von Nicoline Hartzitz<sup>2</sup> und der nachfolgenden Untersuchung (Hartzitz 2005)<sup>3</sup> angewendet wurde. Mit Hartzitz<sup>4</sup> ist zugleich auch die Möglichkeit gegeben, das Korpus der früh-antisemitischen Schriften in Deutschland (1789–1871/72) als Referenz heranzuziehen und auf vergleichbare Textstrukturen, Ausdrücke und Inhalte zu verweisen. Ich beschränke mich in meiner Analyse strikt auf sprachliche Erscheinungen und werde keine historischen und biografischen Erläuterungen geben. Wegen des historischen Texts scheint mir auch eine diskursanalytische Untersuchung, deren Methoden u.a. in Wodak (1990)<sup>5</sup> eindrucksvoll demonstriert wurden, weniger angebracht zu sein.

### 2.

Für eine Argumentationsanalyse ist es wichtig, den Text genau zu zitieren und in relevante Abschnitte zu gliedern. Es folgt daher eine Abschrift mit Zählung. Gezählt werden nur selbstständige Sätze und Einheiten, die durch Ergänzung von Matrixkonstruktionen mit Kopula eindeutig als Sätze gelesen werden können, wie z.B. (7) *Verschwunden* als *Sie sind verschwunden*. Gibt es zu einem Subjekt mehrere gleichrangige Prädikate, wird jedes Prädikat einzeln gezählt, wie z.B. (10) [Der Jude] *Besteht in zahlloser Menge* ... Die Abschrift gibt das Original möglichst genau wieder, mit den folgenden Änderungen: Ersatz der Frakturtype durch Antiqua, Ersatz der gesperrt gedruckten Hervorhebungen durch Kursivschrift. Die Seitenzahlen des Originals wurden durch Schrägstrich+Zahl eingefügt. In (35) ist die Wendung *fabula docet* auch im Original Antiqua und fett gedruckt. Im Gegensatz zu Hartzitz stelle ich der Makroargumentation die Mikroargumentation voran.

### 3.

Das Original ist im Internet über „Google books“ als Digitalisat zugänglich:

<http://books.google.at/books?id=lz87AAAACAAJ&printsec=frontcover&dq=stelzhamer+das+bunte+buch#v=onepage&q&f=false>

Demgegenüber ist das Digitalisat in „Austrian Literature Online“

<http://www.literature.at/viewer.alo?objid=800&viewmode=fullscreen&scale=3.33&rotate=&page=261>

an manchen Stellen schwerer lesbar.

(Textanfang)

/255

#### IV.

#### Jude.

Nicht sterben können, nicht sterben können,  
Nicht ruhen nach das Staubleibs Mühen!  
D. Schubarts Ahasver.

(1) Kein Volk der Erde hat nach seinem politischen Ableben mit einer solchen Zähigkeit, ja völligen Unumbringbarkeit fortgedauert, wie der Jude. (2) Wo ist die Blüthe der Menschheit, der edle Grieche, (3) wo ist die Kraft der Menschheit, der riesige Römer? (4) Wo ist das Volk, das die ewigkeitstrotzenden Pyramiden thürmte und ihre Wände beschrieb mit den unauflöschlichen Pyramiden? (5) Wo sind die Völker der Zendsprache, (6) wo die, so ihre Felswände mit kolossaler Keilschrift radirten? (7) Verschwunden. – (8) Verhallt wie brausende Stürme, wie reißende Wasser abgelaufen! (9) Der Jude, der so Großes nie gethan – etwa weil er /256 es nicht gethan hat? – besteht. (10) Besteht in zahlloser Menge und mit unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke der Völker. (11) Scheinbar ohne politisches Recht, ohne politische Macht, legt er doch, so oft die Wagschalen schwanken, sein *materielles* Gewicht auf diese oder jene Seite und bringt die Wage wieder zum leidlichen Stillstand. – (12) In alle Welt zerstreut, schlingt er sich, bald dünner, bald breiter, immer aber in innigstem Zusammenhang in fast unerforschlichen Windungen und Krümmungen, ein *Riesenbandwurm*, um die Ernährungsorgane eines jeden kultivirten Staatskörpers, (13) und wie oft man ihn auch abzutreiben versucht hat, man gewann, nicht so glücklich wie beim kleinen im menschlichen Körper, bis jetzt stets nur größere oder kürzere Stücke, nie aber den Kopf selbst, so daß seinerseits nur um so größere, erneute Thätigkeit nothwendig wurde, um sich wieder zu ergänzen und zu vervollständigen. (14) Und fast möchte man versucht sein, zu glauben, daß dieses nicht sowohl subjektive Bewußtsein, als vielmehr diese instinktive Empfindung die Ursache sei der allgemeinen Scheue und Furcht vor dem Juden, die sich aber durch unsere politische Mehrgeltung meistens als Verachtung kundgibt. (15) Denn, man sehe nur, die

zerrissenste Christenhaut, die sonst jämmerlichste Sklavenseele im Zusammenstoß mit dem prunkendsten Judenzierling, welche Zuversicht, welche bis zum Uebermuth gesteigerte Muthigkeit!

/257 (16) Allein diese sonst unerklärbare Erscheinung, die wir nichtsdestoweniger bei allen Nichtjuden ganz gleich gegen denselben wahrnehmen, hat einen noch viel tieferen Grund der Berechtigung. (17) Der Jude nämlich und ganz allein er vor allen Völkern des weiten Erdkreises hält und erklärt sich für das „auserwählte Volk Gottes.“ (18) Kann es um's Himmelswillen eine größere Vermessenheit, eine ekklatantere Blasphemie geben, als diesen Dünkel! – (19) Ist nicht dieser Dünkel allein werth, daß den davon Erfüllten jedes Volk unter seine Füße tritt! (20) Die Juden wohl hatten sich ihren grausamen, unduldischen Gott Jehova, der alle andern Götter mit Fäusten schlug, gebildet und auserwählt, nicht aber umgekehrt – (21) der große Gott, der Allerschaffende und darum Alliebende hätte *sie* auserkiesen, sie, die an Ungerechtigkeit, an Meineid und Treubruch, an Schandthat aller Art kein anderes Volk unübertroffen ließen! (22) Wären sie, oder gleichviel, ihr Gott nur größer und mächtiger gewesen, sie hätten all' anderes Gottesgeschöpf von der schönen Erde weggetilgt; (23) denn nur sie, der edle Samen Abrahams, hatte das Recht – weil die Verheißung (!) – sich zu vermehren, wie die Sterne am Himmel, wie der Sand am Meere. (24) Allein was geschehen, erzählt uns die Geschichte: (25) den zornmüthigen, kleinlichen Gott aller Menschen; die jüdische Königskrone wurde zertreten, die üppige Hauptstadt sammt Burg und Tempel in einen /258 Steinhaufen verwandelt; das Volk selbst aber nicht, wie Werthvolles, gesammelt, sondern gleich nichtiger Spreu in alle Winde geblasen.

(26) Und so besteht es bis auf den heutigen Tag, eine Menschheits-Aristokratie der verwegensten und zugleich lächerlichsten Art, die wahrlich, wie man von mancher kleineren Volksaristokratie sagen kann, „nichts gelernt und nichts vergessen hat“. (27) Die Völker ringen um Vorrang und Macht, (28) die Völker wetteifern in Kunst und Wissenschaft, in Entdeckung und Erfindung, (29) die Völker opfern Gut und Blut für Fürst und Vaterland; (30) der Jude sieht zu, zufrieden, daß er seinen Bandwurmrüssel, gleichviel, an offene Wunde, oder an die Errungenschaft anlegen kann und – *saugen*.

(30) Jeder materielle Erwerb oder Gewinn hat den Zweck, daß man sich und die Seinen fördere und erhebe; (31) der Jude allein erwirbt, daß er – habe, (33) gibt es dann seinen Kindern und schärft ihnen ein, dazu nur wieder zu erwerben, auf daß sie – haben; (34) er lehret sogar seine Kinder Nüchternheit und Mäßigkeit, predigt ihnen Fleiß und Unverdrossenheit und warum? Ach, daß sie – haben, nichts weiter! (35) Was braucht denn der ohnehin unerreichbar Bevorzugte – der von Gott „Auserwählte“ anderes, als – zu haben!

(36) Und so wahrlich steht es zu befürchten, daß der Jude am Ende wohl – nichts sein, aber – Alles /259 haben werde (37) und – dann ereignet sich der sogar in der Fabelwelt unerhörte Fall, daß der König Löwe mit seinen Vasallen: Tiger, Panther, Bär; mit seinen Reichsräthen: Elefant, Pferd, Fuchs, kurz mit seinem ganzen Hofstaat und gesammten

Volke zum *Hamster* – betteln gehen muß! – – ! –

\* \* \*

(38) Ach, wenn ich auch jetzt noch das – **fabula docet\***) gewußt hätte, da wär ich gar ein Fabeldichter; (39) aber – ich weiß es auf Ehre nicht!

\*) Die aus der Fabel hervorgehende Lehre.

(Textende)

#### 4.1.

Das Argumentationsschema nach Toulmin ist im Wesentlichen eine erweiterte Form des aristotelischen Syllogismus. Das syllogistische Verfahren besteht aus zwei Prämissen, die *propositio major* und die *propositio minor*. Die *propositio major* enthält wenigstens einen Satz, der als allgemein gültig vorausgesetzt wird und bei Argumentationen einem normativen Satz entspricht. (Im Schema einer deduktiv-nomologischen Erklärung wäre dieser Satz der Ausdruck für ein Naturgesetz.) Die *propositio minor* enthält einen Sonderfall (Einzelfall), der der *propositio major* zugeordnet wird. Daraus kann dann die Konklusion geschlossen werden. Toulmin hat dieses Schema erweitert: Ebenso wie im Syllogismus wird eine Konklusion (Behauptung) aus einem Datum, einer Tatsacheninformation mit Hilfe einer Schlussregel abgeleitet. Schlussregeln enthalten Rechtfertigungen (im Syllogismus: Prämissen), die durch weitere Daten, prozedurale Überlegungen und allgemeine theoretische Prinzipien gestützt werden können. Dazu kommen noch Stützungen der Schlussregel, modale Operatoren, die den Geltungsgrad der Argumentation bestimmen, und Ausnahmebedingungen, welche die Umstände angeben, unter denen die Schlussregel nicht gilt. Eine Argumentation gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe kann etwa so aufgebaut werden: Gegeben ist ein Faktum, etwa „Bestehen oder Nichtbestehen der Todesstrafe ändert nichts an der Kriminalstatistik“. Daraus kann die Konklusion geschlossen werden: „Es ist nicht berechtigt, die Todesstrafe wieder einzuführen.“ In der Schlussregel steht ein Satz mit allgemeiner Gültigkeit: „Wenn eine Strafe keinen Abschreckungseffekt hat, soll man sie nicht anwenden“ oder „Strafen ohne Abschreckungseffekt verfehlen ihren Zweck“. Diese Schlussregel kann weiters durch bestimmte Sätze gestützt werden, wie etwa Verweis auf Normen (z.B.: Ablehnung der Tötung von Menschen als ethisches Gebot), Berufung auf Autoritäten oder Bezug auf historische Ereignisse. Im Anschluss an Hartzitz seien dafür folgende Abkürzungen eingeführt: D = Datum, K = Konklusion, SR = Schlussregel, S = Stützung der Schlussregel. Der modale Operator O ist hier im Text nur implizit in 38-39 vorhanden, die Ausnahmebedingung AB ist hier im Text nicht belegt. Schematisch formuliert: „D, daher (ggf. unter den Faktoren O) K, weil SR aufgrund von S; und K, wenn nicht AB.“

## 4.2.

Argumentationen gründen sich auf kausale Beziehungen. Ähnlich kann man auch Handlungsziele begründen: Eine zu begründende Handlung soll durchgeführt werden, damit ein bestimmtes Handlungsziel erreicht wird. Es entsteht so eine finale Beziehung von der Handlung zum Ziel als Handlungsmotiv zurück. In der Schlussregel und in der Stützung wird meist auf Normen verwiesen. Das Toulmin'sche Modell ist komplexer als der Syllogismus, kann aber eben dadurch den konkreten sprachlichen Formen in einem Text näher sein und insofern besser nachvollzogen werden. Nicht alle Faktoren müssen aber auf der sprachlichen Oberfläche erscheinen. Die minimale Argumentation muss nur „D, [daher] K“ enthalten; alle anderen Faktoren müssen nicht realisiert sein, können aber in vielen Fällen aufgrund des Schemas erschlossen werden. Dazu kommen noch rhetorische Einheiten (RH), „die meist ein retardierendes Moment darstellen und keine argumentative Funktion [...] besitzen“<sup>6</sup>. Zu den einzelnen Textabschnitten werden die entsprechenden negativ wertenden Lexeme (Wörter) und Syntagmen angeführt; dazu gehören auch Ausdrücke, die im antijüdischen Zusammenhang eine pejorative Bedeutung annehmen. Solche Ausdrücke entsprechen Merkmalfeldern. Darunter versteht Hartzitz<sup>7</sup> „ein auf der Inhaltsebene durchstrukturiertes ‚System‘ [...], das ein ebenso durchstrukturiertes ‚Weltbild‘ der Antijudaisten vermittelt“. Die Merkmalfelder „repräsentieren die gegen die Juden vorgebrachten Hauptvorwürfe, sozusagen das ‚Skelett‘ der antijüdischen Argumentation“. Merkmalfelder haben eine „außersprachliche Verweisfunktion“; sie enthalten „Submengen des Gesamtwortschatzes, die durch eine Leitidee verknüpft sind“<sup>8</sup>.

## 5.

In der folgenden Übersicht werden die Argumentationsschritte nach Einheit, Thema (T), Inhalt (I), Funktion (F) und wertenden Ausdrücken (A) zusammengestellt. Dazu kommt noch in machen Fällen ein Kommentar (K). Diese Übersicht ist bis auf den zusätzlichen Kommentar genau mit der Tabelle in Hartzitz 1988: 99ff vergleichbar, nur dass sie hier der leichteren Lesbarkeit wegen nicht in Tabellenform gegeben wird. Im Gegensatz zu Hartzitz können bestimmte Textabschnitte in meiner Analyse auch zwei Argumentationsfaktoren enthalten, wenn sich dafür deutliche sprachliche Hinweise finden. So kann etwa ein Datum auch als Stützung verstanden werden, wenn es auf einen verallgemeinerbaren Zusammenhang und ein wiederholbares Geschehen verweist und damit den Eindruck einer Kausalität macht. In den Einheiten mit gleichem Thema wird die Formulierung des Themas nicht wiederholt. Größere Texteinheiten sind durchgezählt.

### 5.1. Mikroargumentation

#### 1.

(1) AE/D T: Besonderheit des jüdischen Volkes I: Bestandsaufnahme der Gegenwart F: Analyse A: *Unumbringbarkeit*

(2–8) AE/S I: Historische Bestandsaufnahme – Verschwinden der nichtjüdischen Hochkulturen F: Analyse K: Das historische Faktum wird rhetorisch in Form einer Frage mit positiv wertenden Adjektiven für die Hochkulturen gestaltet.

(9) AE/SR I: Bestandsaufnahme der Gegenwart F: Analyse/Wertung K: Diese Texteinheit ist funktionsgleich mit (1), enthält aber zusätzlich eine als Frage formulierte hypothetische Erklärung mit Wertung (Juden haben nie Großes getan, daher können sie nicht als verschwundene Größe gelten).

(10) AE/D I: Bestandsaufnahme der Gegenwart F: Analyse/Wertung A: *unberechenbarer Einfluss*

(11) AE/D, S T: Politische Rolle der Juden I: Globalcharakterisierung F: Bestätigung/Wertung A: *materielles Gewicht* K: Mit dem Kausalitätsangebot (S) wird das Handeln der Juden abgewertet: Ohne politische Legitimation greifen sie nur aufgrund ihrer materiellen Überlegungen auf die Geschicke der Völker ein.

2.

(12) AE/D T: Definition des Jüdischen I: Charakterisierung mit wertendem Vergleich F: Analyse/Wertung A: *unerforschliche Windungen und Krümmungen, Riesenbandwurm* K: Der Vergleich aus dem Bereich der Biologie weist mit seiner Schädlingmetapher auf den Sinn des gesamten Texts. Mit dem *kultivierten Staatskörper* werden die Bedeutungsfelder „Hochkultur“ und „(funktionierender) Organismus“ zu einem gemeinsamen Merkmalfeld verbunden, auf das als thematische Einheit im weiteren Verlauf des Texts verwiesen werden kann.

(13) AE/D, SR I: Charakterisierung: unaufhaltsame schädliche Wirkung, Heilungsversuche führen nur zu stärkerer schädlicher Wirkung F: Analyse/Wertung A: *abtreiben* K: Mit dem biologischen Vergleich wird ein Erklärungsangebot vorgelegt, das sich auf biologische Kausalitäten bezieht: Organismen werden durch ihre Bekämpfung stärker, weil dadurch ihre Lebenskraft erneuert wird.

(14) AE/SR T: Reaktion der nichtjüdischen Bevölkerung auf die schädliche Wirkung der Juden I: Erklärung von Scheu, Furcht und Verachtung der Juden als Reaktion der nichtjüdischen Bevölkerung F: Bestätigung/Verallgemeinerung K: Die biologische Metapher wird dadurch weitergeführt, dass die Reaktion der nichtjüdischen Bevölkerung als organisch dargestellt wird (*instinktive Empfindung*). Es ergibt sich so der Eindruck einer naturnotwendigen Folge. Zusammen mit dem Bedeutungsfeld „Hochkultur“ wird eine weitere Kausalität aufgebaut: Die Bedrohung führt beim kultivierten Menschen mit politischer Geltung „naturgemäß“ zur Verachtung des Gegners.

(15) AE/S I: Charakterisierung der Judengegner F: Bestätigung/Wertung/Verallgemeinerung A: *prunkendster Judenzierling* K: Für die Bestätigung der Kausalität werden Beispiele angeführt, die sogar abwertende Ausdrücke für die Judengegner enthalten (*zerissenste Christenhaut, jämmerlichste Sklavenseele*). Diese Judengegner erhalten erst durch die Konfrontation mit dem Feind ihre naturgegebene Stärke (*Muthigkeit*).

3.

(16) AE/S T: Stärke der Judengegner I: Juden als „auserwähltes Volk“ F: Bestätigung/Verallgemeinerung

(17) AE/S I: Charakterisierung aus historischer Perspektive F: Bestätigung/Sekundäre Wertung/Verallgemeinerung A: *auserwähltes Volk Gottes*

(18–19) RE I: Charakterisierung der Juden F: Bestätigung des vorher Gesagten A: *Vermessenheit, eklatante Blasphemie, Dünkel*

(20–23) AE/SR I: Charakterisierung aus historischer Perspektive: Juden sind nicht das auserwählte Volk Gottes. A: *grausam, unduldsich, mit Fäusten schlagend* [bezogen auf ihren Gott Jehova], *Ungerechtigkeit, Meineid, Treubruch, Schandtat, wegtilgen* K: Zwei Kausalitäten zur Widerlegung der Auserwähltheit werden angeboten: 1. Der große, allliebende und allerschaffende Gott kann nicht der Judengott sein, und 2. Wäre der Gott der Juden wirklich groß, hätten die Juden die anderen Gottesgeschöpfe *von der schönen Erde weggetilgt*.

(24–25) AE/S I: Historische Bestandsaufnahme F: Analyse/Bestätigung/Wertung A: *zornmütig, kleinlich* [bezogen auf ihren Gott Jehova], *nichtiger Spreu* K: Die in (20–23) aufgebaute Kausalität wird dazu benützt, die Auserwähltheit der Juden zu widerlegen und letztlich die Aktionsbereitschaft der Judengegner als Reaktion zu bestätigen.

4.

(26) AE/D, S T: Gesellschaftliche Stellung der Juden I: Charakterisierung der politischen Macht F: Analyse/Bestätigung/Wertung A: *verwegen, lächerlich, „nichts gelernt und nichts vergessen“* K: Das Zitat wird sowohl Napoleon als auch Talleyrand zugeschrieben.

(27–29) AE/S I: Charakterisierung, ethnischer Gegensatz Juden – andere Völker A: *Bandwurmrüssel, saugen* K: Der Gegensatz wird auch durch den Kontrast von Hochkultur mit hohen ethischen Werten – Gegenkultur ohne ethische Werte dargestellt.

5.

(30) AE/S T: Charakterisierung der Juden: nur auf materielle Güter ausgerichtet I: Nutzen und Sinn von materiellen Werten F: Aufstellen eines Theorems/Verallgemeinerung

(31–34) AE/S I: Charakterisierung: ausschließlich materielle Orientierung F: Analyse/Wertung

(35) AE/SR I: Charakterisierung: ausschließlich materielle Orientierung F: Analyse/Wertung K: Die Charakterisierung wird in Form eines logischen Schlusses gestaltet: Wenn ein Volk auserwählt ist, dann genügt der bloße Besitz. Impliziert wird auch, dass dadurch höhere Werte nicht mehr erstrebt werden müssen.

6.

(36) AE/D, S T: Gesellschaftliche Stellung der Juden I: Charakterisierung: materielle Orientierung, keine Existenzberechtigung F: Analyse/Wertung A: *nichts ist* K: Übergang zum Absprechen der Existenzberechtigung mit einem stilistisch bewusst eingesetzten ergänzungsbedürftigen Ausdruck

(37) RE I: Vergleich mit einer Fabelgeschichte F: Warnung/Appell A: *Hamster* (im Gegensatz zu hochwertigen Tieren wie Löwe, Tiger, Panther usw.)

7.

(38–39) RE T: fabula docet I: Unkenntnis der Fabel-Lehre

## 5.2. Makroargumentation

Der Datenbereich aus der Schlussregel ist durch folgende Aussagen gegeben:

D1: Juden haben einen unberechenbaren und unberechtigten Einfluss auf das Schicksal der Völker.

D2: Juden unterscheiden sich grundlegend von anderen hochkulturellen Völkern.

D3: Juden fordern eine gerechtfertigte Abwehrreaktion der nichtjüdischen Bevölkerung heraus.

Die Schlussregel enthält spezifische Eigenschaften, Verhaltensweisen und Erscheinungsarten in folgenden Bereichen:

Völkisch-national: Die Juden bewirken eine irrationale Weiterentwicklung der Geschichte der Völker.

Biologisch-anthropologisch: Die Juden verhalten sich wie Schädlinge des Organismus. Sie fordern durch ihr Verhalten eine berechtigte Abwehrreaktion des Organismus heraus, die aber ihre schädliche Wirksamkeit noch verstärkt.

Religiös: Die Juden verstehen sich als das auserwählte Volk Gottes.

Wirtschaftlich: Die Juden kennen nur materielle Werte.

Stützungen kommen aus den Bereichen: historische und politische Fakten, biologisch notwendige Abläufe.

Problematisch ist die Rekonstruktion der Konklusion. Ein konkreter Schluss, etwa eine konkrete Aufforderung zu einer Handlung, wird nicht ausgesprochen. Stattdessen endet die Argumentation in der Unverbindlichkeit einer Fabelgeschichte, deren Lehre ausdrücklich offen gelassen wird; noch dazu wird der Geltungsgrad einer möglichen Konklusion durch die behauptete Unwissenheit nicht deutlich.

## 6. Auswertung

Stelzhamers Text ist nach den Argumentationen und ihren Bestandteilen sowie dem Inventar von wertenden Ausdrucksformen ein eindeutig antijüdischer Text und vergleicht sich so mit anderen einschlägigen Schriften des Früh-Antisemitismus. Er beruht



durchwegs auf emotiven, stark wertenden moralischen und pseudo-biologischen Argumentationen. Der Rezipient wird dabei nicht als autonome, entscheidungsfähige Persönlichkeit gesehen, sondern es überwiegt der Appell an antirationale, unbewusste Erkenntnispotenziale, der durch das Ansprechen von unbegründeten moralischen Wertungen manipulativ wirkt. Historische Tatsachen werden auf einfachste Pseudo-Kausalitäten verdünnt, wissenschaftlich haltbare Erklärungsversuche gibt es so gut wie keine. Insofern ist Stelzhamers Text dem noch deutlicher antisemitischen Text von Scharff-Scharffenstein, an dem Hortzitz<sup>9</sup> ihre Analysemethode demonstriert, durchaus vergleichbar. Scharff-Scharffensteins Text hat aber immerhin den Vorteil, eine ausformulierbare Konklusion zu enthalten und damit die Rekonstruktion eines Kernsatzes zu erlauben („Die Juden sollten in Deutschland nicht emanzipiert werden, weil sie das negative Antiprinzip des Deutschen/Christlichen und/oder Menschlichen vertreten“, nach Hortzitz<sup>10</sup>). Das ist in Stelzhamers Text nicht möglich: Zwar ist der erste Teil durchaus argumentativ gestaltet, doch wenn es zur Konklusion kommen soll, fehlt dem Autor der Mut zu einer eindeutigen Aussage. Stattdessen verliert sich der Text in einem Geflecht von gemütvollen Anspielungen, Gleichnissen und Andeutungen. So werden nicht einmal die textstrukturellen Möglichkeiten von Argumentationen ausgenützt.

- 1 Stephen Toulmin: Der Gebrauch von Argumentation. Kronberg, Scriptor 1975.
- 2 Nicoline Hortzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland 1789–1871/72. Strukturelle Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation. Tübingen, Niemeyer 1988.
- 3 Nicoline Hortzitz: Die Sprache der Judenfeindschaft in der frühen Neuzeit (1450–1700). Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation. Heidelberg, Winter 2005.
- 4 Hortzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland.
- 5 Ruth Wodak [u.a.]: „Wir sind alle unschuldige Täter“. Frankfurt a. M., Suhrkamp 1990.
- 6 Hortzitz: ‚Früh-Antisemitismus‘ in Deutschland, S. 80.
- 7 Ebd., S. 82f.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd., S. 135.



## Franz Stelzhamer im Spiegel der Publizistik. Eine Spurensuche in Oberösterreich zwischen 1918 und 1955

Als 1964 des 90. Todestages von Franz Stelzhamer gedacht wird, versucht Hans Com-menda (1889–1971), langjähriger Volksbildungsreferent für Oberösterreich und Vorsit-zender des Stelzhamerbundes, die literarhistorische Bedeutung dieses Dichters heraus-zuarbeiten. Mit würdigendem, vor allem aber kritischem Blick für das bisher Geleistete kommt er zu dem ernüchternden Ergebnis, „daß Franz Stelzhamer in der deutschen Literaturgeschichte noch lange nicht jene allgemeine Wertschätzung genießt, die ihm als größten Mundartdichter des großen bairischen Stammes gebührt“<sup>1</sup>. Durch dieses Urteil reiht sich Com-menda ein in die Schar jener, die seit Stelzhamers Ableben die Sorge umtreibt, der Schriftsteller bzw. sein Werk könnte durch Vernachlässigung und Ignoranz in Vergessenheit geraten oder ins museale Ausgedinge abgeschoben werden.

Das von Com-menda angesprochene Dilemma des zu Denkmalswürden gelangten Hei-matdichters, den die Heimat nicht (mehr) kennt, zeigt sich freilich schon Jahrzehnte früher in verschiedenen Beiträgen, die in den Zeitungen und Zeitschriften des Landes über Stelzhamer veröffentlicht worden sind. Ungeachtet der variierenden weltanschau-lichen Orientierung, fachlichen Kompetenz und Textqualität vereint ihre Verfasser der Wille, beharrlich und aufklärend gegen die vorherrschende, als negativ empfundene Grundhaltung anzukämpfen. Was sie gleichfalls miteinander verbindet, sind die Argu-mentationsmuster, mit denen sie über die Zeiten hinweg begründen, warum sie sich für Stelzhamer engagieren. Durch die wiederholte Feststellung, dass dem Dichter die ihm gebührende Anerkennung versagt bleibe und sein künstlerisches Schaffen zu Unrecht ein Schattendasein friste, betonen sie stets aufs Neue die Notwendigkeit, ja Legitimität ihrer Anstrengungen. Ihrem Verständnis nach gilt es, folgenden Grundkonflikt zu lösen: Franz Stelzhamer, den sie einmütig als den bedeutsamsten Volksdichter des Innviertels, Oberösterreichs, mitunter sogar des angrenzenden bayerisch-süddeutschen Raumes apostrophieren, stehe eine indifferente Öffentlichkeit gegenüber, die sich ihm verwei-gere. Die Durchsetzung des ideellen Anspruches – die Akzeptanz des dichterischen Genies – scheitert an der Wirklichkeit – der attestierten Bedeutungslosigkeit ebendieses Genies für weite Teile der Gesellschaft.

Auf Stelzhamer befragt, vermitteln die Kulturbeilagen der Zeitungen einerseits, die po-pulärwissenschaftlichen Zeitschriften, Magazine sowie periodischen Druckwerke, welche der Unterhaltung oder Fremdenverkehrswerbung dienen, andererseits heterogene, teil-weise sogar widersprüchliche Eindrücke. Rasch wird erkennbar, dass die Urheber der

Beiträge ganz unterschiedliche Wege bei der Imagepflege Stelzhamers und Bewusstseinsbildung ihrer Leserschaft beschreiten. Auf welche Weise sie den Dichter figurieren, hängt jeweils von den eigenen Präferenzen und Intentionen ab. Im Rahmen dieses Aufsatzes kann die Auswertung der publizistischen Medien bzw. die Darstellung der unterschiedlichen Positionen, die die Autoren einnehmen, nur exemplarisch und schwerpunktmäßig erfolgen. Darum ist es zunächst erforderlich, das Spektrum der relevanten publizistischen Medien einzugrenzen und einen Zeitraum festzulegen, innerhalb dessen die Betrachtung erfolgen soll. Das hier gewählte Zeitfenster öffnet sich nach dem Ersten Weltkrieg, als aus dem habsburgischen Kronland das heutige Bundesland hervorgeht und mit den *Heimatgauen* die erste heimatkundliche Zeitschrift gegründet wird, die ganz Oberösterreich betrifft. Das Zeitfenster schließt sich etwa zur Mitte der 1950er-Jahre, wo sich die nach dem Zweiten Weltkrieg ins Leben gerufenen *Oberösterreichischen Heimatblätter* als maßgebliches Publikationsorgan der Heimatforschung etabliert haben. Seit November 1952 verfügt Oberösterreich mit Hans Schnopfhagens (1845–1908) *Hoamatgsang* über eine eigene Landeshymne, die das gleichnamige Gedicht Stelzhamers von 1841 zur Grundlage nimmt.

Berücksichtigt werden Periodika, die landesweit vertreten sind und deren Spektrum grob gesprochen heimatbezogene kulturelle Angelegenheiten umfasst. Der Fokus richtet sich auf die Zwischenkriegszeit, in der besonders viele Zeitschriften oder Zeitungsbeilagen solchen Zuschnitts existieren. Ausgeklammert bleiben jene, die sich unmittelbar auf die Innviertler Geburtsheimat Stelzhamers beschränken, sowie kurzlebige und darum kaum wahrgenommene Reihen. Gleiches gilt für das themenspezifische Schrifttum des Linzer Stelzhamerbundes, der institutionell ohnehin für den Dichter zuständig ist. Der Einfachheit halber werden die Urheber der Beiträge ungeachtet ihrer beruflichen Zugehörigkeit den Medien entsprechend, in denen ihre Abhandlungen abgedruckt sind, als Publizisten bezeichnet.

Je nach Schwerpunktsetzung schaffen die publizistischen Texte Zugang zu Stelzhamer und seiner dichterischen Welt. In ihnen werden mehrere Ansätze ablesbar, die sich trotz Überschneidungen und Vermischungen kategorisieren lassen. Eine wichtige Gruppe sind zunächst Periodika mit populärwissenschaftlichem Profil, die den Stoff sachkundlich aufbereiten. Dabei thematisieren sie volkskundliche, lebensgeschichtliche, agrarökonomische oder linguistische Aspekte, die sie mit Stelzhamer in Beziehung setzen. Um ein frühes Beispiel für diese Herangehensweise zu geben, genügt ein Blick in die *Heimatgaue*, die unter der Obhut des Linzer Verlegers Richard Pirngruber (1874–1972) im Oktober 1919 erstmals erscheinen. Als Herausgeber dieser *Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde*, wie sie im Untertitel heißt, fungiert bis zu ihrer Einstellung nach dem sog. ‚Anschluss‘ im März 1938 Adalbert Depiny (1883–1941). Der Lehrer und spätere Landesreferent für das Volksbildungswesen sowie Obmann des Oberösterreichischen Heimatvereins gilt bis heute als Nestor der frühen Heimatforschung Oberösterreichs.<sup>2</sup> Im Geleitwort der ersten Nummer erläutert er seine Vorstellungen und

das pädagogische Konzept des Blattes, die vom Heimatschutzgedanken der Jahrhundertwende inspiriert worden sind. Depiny ist von der Idee beseelt, „durch Heimatkunde Heimatliebe zu wecken“ sowie den „Heimatsinn“ im „Volksbewußtsein“ zu verankern.<sup>3</sup> Mit der Besinnung auf die Heimat, durch die Einschwörung auf heimatliche Werte soll der Bedrohung und Auflösung überlieferter Lebens- bzw. Ausdrucksformen entgegengewirkt und die vom Ersten Weltkrieg und seinen Folgen ausgelöste gesellschaftliche Zerrissenheit überwunden werden. Die verstärkte Hinwendung zu „Naturfreude, geschichtlichem Erbe und künstlerischem Sinn“, so die Überlegung, ziele auf eine Neuordnung und Gesundung der Gesellschaft ab, die ihre Lebensideale in erster Linie aus der ländlichen und nicht mehr aus der städtischen Sphäre beziehen soll.<sup>4</sup>

In diesen Kontext eingebunden, wird auch Franz Stelzhamer zu einem Werkzeug der Heimatideologie. In den *Heimatgauen* ist er einige Male vertreten und lässt sich mit Lücken für die Jahrgänge von 1919/20 bis 1936 nachweisen. Bereits im ersten Heft berichtet Hans Zötl (1846–1938), gemeinsam mit Hans Commenda sen. (1853–1939) und Anton Matosch (1851–1918) Gründer des Linzer Stelzhamerbundes, über ihn, genauer über die Entstehung des Vereines und das zur Pflege der Mundartdichtung herausgebrachte Sammelwerk *Aus dá Hoamát*. Den Aufschwung der Volksdichtung und ihre Fortschritte durch landesweite Anstrengungen führt Zötl letztlich auf ein Schlüsselerlebnis zurück, das ihm bei einer gemeinsamen Wanderung mit Anton Matosch nach Großpiesenham im August 1882 zuteil geworden sei. Der Anblick des verfallenden Geburtshauses Stelzhamers habe symbolisch „den Tiefstand der Pflege unserer volksmundartlichen Dichtung“ sichtbar gemacht und beide dazu bewogen, die bedrückende Situation zu ändern. Zötl streicht aber nicht bloß den durchschlagenden Erfolg dieser Initialzündung heraus, sondern betont gleichzeitig die Sicherstellung der zunehmend institutionalisierten Erbpflege Stelzhamers.<sup>5</sup>

Die Zahl jener Beiträge, die sich mit Stelzhamer auseinandersetzen, ihn wenigstens nennen oder sich auf ihn beziehen, bleibt überschaubar. Neben einer kurzen Abhandlung zum Geburtshaus Stelzhamers aus der Feder des Priesterdichters Georg Stibler (eigentlich Georg Wagnleithner, 1861–1930)<sup>6</sup>, welche der Verfasser mit einer eigenhändigen Zeichnung versehen hat, und Hans Commendas Untersuchung des Liedes *'s Håozatgsång* aus Stelzhamers *D'Ahnl. Gedicht in obderenns'scher Volksmundart* (1851) bringen die *Heimatgauen* eine Charakterstudie zur Innviertler Bevölkerung, die sich auf Stelzhamer, „in dem die ganze Empfindungsgewalt des Volkes wiederklingelt“, beruft und aus seinem Werk zitiert, während Hans Commenda für einen Aufsatz zum Volkstanz das passende Motto bei Stelzhamer entlehnt und Belege aus dessen Dichtung einstreut.<sup>7</sup> Gelegentlich weisen Buchanzeigen und Rezensionen auf Neuerscheinungen im Sektor der Mundartdichtung oder zum Autor selbst hin.<sup>8</sup>

## Stelzhamers „Müederl“ und „Hoamat“

Der heimatkundliche Ansatz ist eng mit dem (auto-)biografischen Zugang verbunden, der ausschließlich oder überwiegend lebensgeschichtliche Aspekte berücksichtigt, vor allem solche, von denen sich die Autoren offenbar eine bestimmte emotionale Wirkung versprechen, nämlich Rührung, Sympathie oder Identifikation. Hierzu gehören in erster Linie Topoi, die untrennbar mit Stelzhamers Vita verbunden sind, insbesondere die Mutter und die Heimat. Folgerichtig treten sie als Gestaltungselemente in den Beiträgen retardierend auf. Die Publizisten greifen hauptsächlich jene Elemente aus Stelzhamers Lebenslauf auf, die zur Stilisierung bzw. Mythosbildung geeignet sind. Sie imaginieren Stelzhamer als Volks- und Mundartdichter, der die zivilbürgerlich-akademische Laufbahn, den sicheren Brotberuf also, ausschlägt, um seinem künstlerischen Talent, der Dichtung, zu huldigen. Die Berufung zum Dichter wird ihm initiationsartig zuteil. Die Artikel und Beiträge malen den kritischen Moment aus, wo Stelzhamer als Schauspieler und Stückeschreiber scheitert, nachdem schon seine Versuche, als Jurist, Hauslehrer und Erzieher, Kunstmaler oder Geistlicher Fuß zu fassen, fehlgeschlagen sind. Wegen seiner Schulden hält ihn ein Wirt in Passau fest, bis ihn seine Mutter auslöst. Diese Begebenheit schildern die Texte entweder sachlich als Aneinanderreihung der Fakten oder als ergreifende Anekdoten, die durch Emotionalisierung und Pathos zum Loblied auf die bedingungslose Mutterliebe werden. Angesichts der bezeugten Opferbereitschaft nimmt die zur Retterin erhöhte Mutter für den Sohn Züge einer Heiligen an, der zuliebe er sich besinnt und ihr seine dichterische Existenz widmet.

Die Kulturzeitschriften der Zwischenkriegszeit halten anschauliche Beispiele für beide Verfahrensweisen parat. Als eher rührseliges Szenario gibt dieses Geschehnis ein Beitrag wieder, den das *Linzer Volksblatt* im August 1924 in seiner neu geschaffenen „Illustrierten Beilage“ *Heimatland* abdruckt. Er stammt von Max Karl (1880–1973), einem gebürtigen Münchner, den es nach St. Martin im Innkreis verschlagen hat. Im Brotberuf Beamter bei der Gutsverwaltung des Grafen von Arco-Valley, erlangt er schriftstellerisch durch mundartliche Gedichte sowie das heimatliche Volksstück *Wie Franz Stelzhamer wieder hoamgefunden hat* lokale Bedeutung.<sup>9</sup> Die für Stelzhamer so einschneidende Situation, die Karl widerspiegelt, ist mit wenigen Worten umrissen. Während der Passauer Gefangenschaft erwacht in Stelzhamer die „Sehnsucht nach der verlorenen Heimat.“ Zur Vergegenwärtigung und zum Trost in der Einsamkeit schreibt er „Heimatlieder“. Die brieflich um Hilfe gebetene Mutter eilt zu ihm und bezahlt seine Schulden, an ihr erfährt er gleichnishaft „[d]ie verzeihende Mutterliebe“. Den gemeinsamen Rückweg vollziehen sie als ungleiches Paar, er im auffälligen Schauspielerhabit, sie in bäuerlicher Kleidung. Die Heimkehr ins Elternhaus beschließt die Versöhnung mit dem Vater, fast schon märchenhaft angelegt in der glücklichen Schlusswendung: „Den Verlagsbrief legte er dem Vater vor und nun sah auch der Vater ein, daß sein Franzl den richtigen Beruf ergriffen hatte, den des Volksdichters. Und er verzieh ihm und der Friede kehrte wieder ein im stillen Siebengütthaus.“ Dass Stelzhamer zur Besinnung kommt und die entscheidende Weichenstellung in seinem Le-

ben vornimmt, schreibt Karl der mütterlichen Güte zu: „Daß du das geworden bist, nämlich des Innviertels größter Dichter, daran hat nicht den geringsten Anteil: Dein Müaderl!“<sup>10</sup>

Diese Episode der Selbstfindung Stelzhamers spielt in einem Beitrag von *Heimatland*-Kulturredakteur Franz Pfeffer (1901–1966) ebenfalls eine Rolle, allerdings dominiert hier die Faktenvermittlung. Im Gegensatz zu Karls poetischer Nachempfingung des Geschehens wirkt Pfeffers Darstellung prosaischer. Ähnlich wie Karl adaptiert Pfeffer mit dem Grundthema der uneingeschränkten Mutterliebe das biblische Motiv des verlorenen Sohnes. Der Nachhauseweg wird zur Metapher für den Läuterungsprozess, die Bekehrung zum Dichter, aber ebenso zum Sinnbild für die leidgeprüfte Mutter: „[Ihr] saß wohl bitterer Schmerz im Herzen, brachte sie doch statt des geistlichen Sohnes einen verkrachten Komödianten in die Heimat mit, den die Verwandten und Bekannten ob seines Lebenswandels längst in Acht und Bann getan hatten. Den Sohn aber erschütterte diese grenzenlose Liebe der Mutter so sehr, daß er auf diesem stillen Gange eines der schönsten Lieder ersann, das je zum Preise der Mutter gesungen wurde, das Lied ‚Mein Müaderl!‘“<sup>11</sup>

Auch eine Würdigung zum 60. Todesjahr Stelzhamers, die das *Oberösterreich*-Heft der Zeitschrift *Bergland* im Jahr 1934 bringt, verzichtet nicht auf diese wirkmächtigen Elemente, die der Verfasser explizit benennt. Da ist zum einen das Innviertel, das sich durch seinen bayerischen Einschlag vom übrigen Bundesland unterscheidet, mit einem Menschenschlag, dem die Volkspoesie regelrecht im Blut liege; „schie jeder Innviertler ist Minnesänger für den Hausgebrauch“, suggeriert der Beitrag einleitend. Zum anderen erwähnt er Stelzhamers Geburtshaus mit dem sog. „Muadastübl“ als Erinnerungsstätte, die er als „ein sinnvolles Denkmal für den Dichter und seine Musen: Heimat und Mutter“ bezeichnet. Natürlich schenkt dieser Aufsatz der „herrliche[n] Tat der alles verzeihenden, immer hilfsbereiten Mutterliebe“ gebührende Aufmerksamkeit, ist sie es doch, die nach dem „Fiasco von Passau“ in Stelzhamer den Dichter geweckt hat. Seine Dichtung bewertet er aufgrund des Repertoires – bäuerlich-ländliche Menschen, ihr Arbeits- und Lebensumfeld, Naturraum – als wahrhaftiges Spiegelbild der Heimat: „So wie diese Landschaft ist in ihrer Lieblichkeit und Bescheidenheit – ohne alles Gewaltige – liebt er sie, bringt sie seine Seele zum Klingen, wird sie ihm zum Lied, mag er in der Heimat weilen oder sich in der Ferne nach ihr sehnen.“<sup>12</sup>

Ein ganz ähnlicher Gesichtspunkt liegt einer Ausgabe der *Heimatland*-Beilage des *Linzer Volksblattes* aus dem Jahr 1933 zugrunde. Das Heft bietet eine Reportage über die Innviertler Gemeinde Pramet und zeigt auf der Titelseite eine Fotografie des „Dimmelschneiderhauses“, in dem Stelzhamer am 29. November 1802 zur Welt gekommen ist – „das erste Ziel jedes Stelzhamer-Freundes [...], enthält es doch ein dauerndes Denkmal der Erinnerung an den großen Dichter.“ Collageartig sind hier Texte und Bilder zusammengefügt, verdichtet zu eindrucklichen Impressionen, die eine Ahnung vermitteln sollen von Stelzhamers „urwüchsiger, oberösterreichischer Heimat“, aus der er zeitlebens Anregungen und Anschauungen bezieht oder die ihm zum Refugium wird:

Piesenham, Pramet, Schildorn [...]: im stillen Bereich dieser drei Dorfschaften ist das Leben unseres größten Mundartdichters herangereift, hier hat [...] der große Nichtsnutz und Hallodri, der so ganz aus der Art der biederen, fest und treu auf ihrer Scholle sitzenden Dörfler geschlagen war, seine Kindheit und Jugend verbracht, hieher ist er immer wieder aus den Stürmen der Welt zurückgeflohen, hier liegt seines Wesens innerster Kern, diese kleine Welt hat er immer wieder in seinen Gedichten und Geschichten besungen und verherrlicht, ihren Ruhm, ihre Schönheit, ihre Eigenart hinausgetragen in die Welt.

Es wird der Anschein erweckt, dass Stelzhamers Welt wenigstens in Teilen noch gegenwärtig sei, in die der Leser eintauchen könne. Dies wird durch den Umstand verstärkt, dass sich der Dichter selbst zu Wort meldet, indem ein Abschnitt aus seinen Dorferinnerungen an Großpiesenham eingebaut ist.<sup>13</sup> Neben dem Aspekt des Heimatlichen – Pramet als Stelzhamers Zuhause – beherrscht wiederum die Gestalt der Mutter die Bildstrecke. Ein Foto zeigt ihr unverändert erhaltenes Schlafzimmer, das „Muadastüberl“: „Wer hier eintritt, den umfängt im Dämmer des niedrigen kleinen Raumes der Geist der guten alten Zeit, der Geist einer einfachen, edlen, herzensguten Frau[.]“ Die Reproduktionen zeigen ferner Stelzhamers „Müederl“ in einer Zeichnung des Hugo von Preen (1854–1941), einem Mitglied der Osternberger Künstlerkolonie sowie der Innviertler Künstlergilde. Daneben befindet sich die Abbildung der Grabtafel auf dem Schildorner Friedhof mit der Aufschrift „Dem Müederl des Franz von Piesenham der Frau Maria Stelzhamer“, und selbst das berühmte Aquarell des Linzer Genremalers Alois Greil (1841–1902), das in Biedermeiermanier den Passauer Heimweg von Mutter und Sohn Stelzhamer festhält, fehlt nicht. Es entsteht der Eindruck der ungebrochenen Präsenz Stelzhamers, wenngleich diese vorwiegend über die abgebildeten Objekte mit Memorialfunktion bezogen wird, und archaischer Zeitlosigkeit, weil Gegenwart und Vergangenheit ineinander verschwimmen. Die Reportage zeigt ferner das dichterische Fortleben Stelzhamers, indem sie auch die lebendige Erbpflege in seiner Geburtsheimat darlegt. Sie stellt die sog. „Stelzhamer-Runde“ vor, die unter der Patronanz des Prameter Tischlers und Mundartdichters Hans Schatzdorfer (1897–1969) steht, dem ‚legalen‘ Nachfolger Stelzhamers: „Ihm ist es nicht zuletzt zu verdanken, daß Stelzhamers Gedichte in seiner engeren Heimat und weit darüber hinaus im Volk lebendig sind“, hebt der Bericht seine Verdienste hervor:

[M]it seiner wackeren Sängerschar führt er Stelzhamersche Lieder vor, trägt aus des Dichters Werken vor – eine Reihe solcher wohlgelungener kerniger Stelzhamerabende hat schon stattgefunden und den Schatz Stelzhamerscher Poesie zum Klingen und Leuchten gebracht in unverbläbter bodenständiger Kraft.<sup>14</sup>

Bei allem Dokurealismus, den die Reportage anstrebt, vermittelt sie im Grunde eine gefällig wirkende, wohlinszenierte Stelzhamer-Heimat. Programmatisch weist diese Darstellung auf ästhetische und weltanschauliche Maximen hin, die ab 1933/34 in der Kultur- und Literaturpolitik des austrofaschistischen Ständestaats maßgeblich sein werden. Dazu gehört insbesondere die Idee vom ‚österreichischen Menschen‘ bzw. der ‚österreichischen Landschaft‘, wie sie u.a. Josef Nadler und Oscar A. H. Schmitz, aber auch Hugo



# Heimatland

Wort und Bild aus Heimat und Ferne



Dr. 20

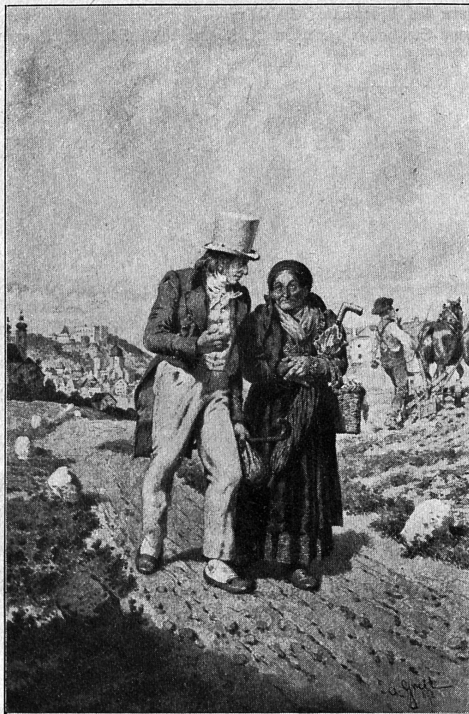
Aus Stelzhamers Heimat  
Das Geburtshaus des Dichters in Piesenham

1933

Titelseite *Heimatland* Nr. 20 (1933), Beilage des *Linzer Volksblattes*



Das „Muada“-Stüberl in Stelzhamers Geburtshaus in Piefenham ist noch so erhalten wie zu Lebzeiten des Dichters



Der „Franz von Piefenham“

Auf dem Wege von Passau nach Piefenham Als Stelzhamer in Passau seine Schauspielerlaufbahn aufgab, pilgerte sein Mütterlein den siebenstündigen Weg nach Passau, um den verschuldeten Franzl auszulösen und heimzuholen. Damals entstand Stelzhamers herrlicher Lobpreis seiner Mutter: „s Wiederkel“. Nach einem Aquarell von Alois Greil



Ausschnitt aus dem *Heimatland* Nr. 20 (1933)

von Hofmannsthal, Anton Wildgans, Leopold von Andrian-Werburg, Guido Zernatto oder Paul Thun-Hohenstein verfochten haben. Abgesehen vom kommerziellen Zweck, touristisches Potenzial auszuloten, erfüllen die Zeitschriften der 1920er- und 1930er-Jahre identitätsstiftende und bewusstseinsfördernde Aufgaben. In teils aufwendig gestalteten Sonder- und Themenheften bringen sie ihren Leserinnen und Lesern die Bundesländer oder ausgesuchte Regionen näher. Sie entsprechen damit einem Anliegen Guido Zernattos, der in einem Brief an Josef Friedrich Perkonig im April 1930 dafür plädiert, „die geistigen Kräfte der Bundesländer in den ihnen gebührenden Vordergrund treten“ zu lassen, und an anderer Stelle fordert, deren „Geisteskultur“ zu heben und sichtbar zu machen.<sup>15</sup>

Eine dieser Zeitschriften heißt *Oberösterreich* – so wie das Bundesland, das sie thematisiert –, die im Sommer 1934 der Landesverband für Fremdenverkehr in Oberösterreich, ab dem zweiten Jahrgang das Oberösterreichische Landesverkehrsamt unter Landesoberamtsrat Oscar Scheuba (1890–1984) herausbringt. Die Schlagworte des Untertitels *Landschaft, Volk, Kultur, Sport* stecken die zentralen Inhalte des attraktiv gestalteten und reich bebilderten Magazins ab, das bis zu seiner Einstellung mit dem Winterheft 1937/38 die Facetten Oberösterreichs abbildet. Neben der Ankurbelung des heimischen Touris-

mus soll es die Heimatverbundenheit stärken und die weitere Ausformung des oberösterreichischen Heimatgefühls unterstützen. Schließlich könne „nur tiefer Heimatsinn den Nährboden für echte Vaterlandsliebe“ bilden, wie Landeshauptmann Heinrich Gleißner (1893–1983) im Vorwort der ersten Ausgabe die Bestimmung dieser Zeitschrift erklärt.<sup>16</sup> Im Winterheft 1934 erscheint ein Aufsatz Hans Commendas über Volksmusik und -tanz, dem er ein Panorama Oberösterreichs voranstellt, das er mit Stelzhamers Sinnspruch „Vier Viertl – oan ganz!“ überschreibt. Oberösterreich sei „kein zusammengewürfeltes Zufallsgebilde, sondern eine gegebene höhere Einheit“, die in der Topografie, Geschichte und (bäuerlichen) Kultur des Landes sichtbar wird. Die geschichtliche Landwerdung begreift Commenda offenbar als einen organischen und logischen Prozess, demzufolge die Einbindung des Innviertels als dem jüngsten Landesteil Oberösterreichs einem natürlichen Hinzuwachsen gleichkommt. Er benennt Stelzhamer als Zeugen und Fürsprecher dieser Integration, dessen Bekenntnis zur Heimat „„Oberöstarei(ch), Östarei, / Bist so schön, bist so rei(ch), / Liabs, schöns Oberöstarei(ch), / Dir bleib i treu!““ wohl ein patriotischer Ansporn für die in ideologischer Hinsicht zerrüttete Gegenwart sein soll.<sup>17</sup>

### **Stelzhamer, der Denkmal-Dichter**

An die Versuche, Stelzhamer heimatkundlich-biografisch zu erschließen, knüpft sich der Ansatz, ihn wesenhaft zu erfassen, um den Dichtermithos zu festigen und weiter auszubilden. Hierbei wird vornehmlich die kultische Ebene instrumentalisiert und erlangen monument- bzw. ikononartige Züge Bedeutung. Die Publizisten nehmen dabei Anleihe bei bildkünstlerischen Visualisierungen Stelzhamers, denn er erschließt sich ihnen weniger durch Lebenszeugnisse, seine Schriften und Selbstaussagen, sondern über die beiden Stelzhamer-Denkmal in Linz (1908) und Ried im Innkreis (1911). Durch die Betrachtung dieser Bildnisse gewinnen sie Aussagen über den Dichter, der gewissermaßen über einen Stellvertreter, sein ehernes Alter Ego präsent ist. Die Interpretation läuft über die Ikonografie der Standbilder ab, wobei die am Bildwerk ablesbaren Merkmale auf die Dichterpersönlichkeit Stelzhamers (rück-)übertragen und als Eigenschaften seiner Persönlichkeit festgeschrieben werden. Zum Teil sind die fotografischen Abbildungen der Denkmäler in den Zeitschriften auch mit entsprechenden Beiträgen zu Stelzhamer verknüpft und verweisen so aufeinander. Mitunter billigt man den Denkmälern eine höhere Suggestivkraft zu als dem biografisch fassbaren Autor, hält sie für repräsentativer oder authentischer als die überlieferten zeitgenössischen Porträts und Abbildungen Stelzhamers, sodass die bildhauerischen Wiedergaben bzw. deren fotografische Reproduktionen das Original fallweise verdrängen: Die publizistische Wahrnehmung ersetzt den Dichter durch sein Denkmal.

In der Zeitschrift *Bergland* beispielsweise begegnet Stelzhamer als Denkmal-Dichter mehrfach der Leserschaft. Im Juni 1919 zunächst unter dem Titel *Hochland* als Beilage der *Innsbrucker Nachrichten* ins Leben gerufen, verbreitet sich das Magazin von Tirol aus rasch auf das übrige Österreich, ehe es ab dem Herbst 1921 bis zur Einstellung im

Einzelpreis Schilling 1.—

# Bergland

VII. Jahrgang • 1925

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT • GELEITET VON FRANZ KARL GINZKEY

„Bergland“ ist durch jede größere Buchhandlung Österreichs, Deutschlands und der Schweiz zu beziehen / Zahlungen auf das Österreich. Postsparkassenkonto Nr. 52.627, für Deutschland auf das Konto: Wagner'sche Univers.-Buchdruckerei, Innsbruck, bei der Dresdener Bank, Zweigstelle W i e n

SCHRIFTFÜHRUNG:

**INNSBRUCK**, Erlenstraße Nr. 7, Fernsprecher 750, 751 und  
**SALZBURG**, Westbahnstr. 13 (Buchdruckerei R. Kiesel)

VERWALTUNG:

**INNSBRUCK**, Erlenstraße 7 • **WIEN I.**, Nibelungenstraße 4  
**SALZBURG**, Westbahnstraße 13 • **LINZ**, Landstraße 97

Jahres-Abonnement (12 Nummern) einschließlich Postfuhrung u. Verpackung: Schilling 10.— / für Deutschland: Goldmark 6.— einschließlich Porto / Einzelnummern: Schilling 1.— für Deutschland: Goldmark 0.50 einschließlich Porto  
Schluß der Anzeigenannahme mit Monatsende



Denkmal Franz Stelzhamers in Ried  
Von Bildhauer Anton Gerhard

Titelseite *Bergland* H. 1 (1925), Rieder Stelzhamer-Denkmal

Jahr 1943 als *Bergland* weiterläuft. Der neue Name ist durchaus programmatisch, weist er doch auf das alpine Verbreitungs- bzw. Themengebiet hin. Abonnenten von Tageszeitungen wie den *Innsbrucker Nachrichten* oder der *Salzburger Volkszeitung* erhalten das Magazin gratis, sonst ist es im Zeitschriftenhandel frei erhältlich.<sup>18</sup>

Das enge Beziehungsgeflecht zwischen Bild- und Textmedium, deren gegenseitiger Verweischarakter wird im ersten *Bergland*-Heft des Jahrgangs 1925 erkennbar, welches dem Innviertel gewidmet ist. Damals liegt die Leitung der Zeitschrift in den Händen von Franz Karl Ginzkey (1871–1963). Schon die Covergestaltung macht den thematischen Bezug deutlich und zeigt in einer Großaufnahme das Rieder Stelzhamer-Denkmal des Gmundner Bildhauers Anton Gerhart (1879–1944)<sup>19</sup> auf dem früheren Holzplatz. Die spätklassizistischen und gründerzeitlichen Fassaden der Bürgerhäuser sind etwas zurückgenommen, umso deutlicher tritt die Plastizität und Erhabenheit des Denkmals zutage, das der Fotograf aus der Froschperspektive anvisiert. Indem die Konturen der Umgebung leicht verschwimmen und der Platz völlig menschenleer ist, gewinnt das Monument in seiner Scharfkantigkeit und Präzision etwas leicht Schwebendes. Stelzhamer wirkt verwaist und entrückt. Es fällt schwer, daran jenen heiteren Eindruck zu ermessen, welchen der Direktor des Rieder Staatsgymnasiums Franz Thalmayr (1854–1930) vom Denkmal bei der feierlichen Enthüllung am 25. Mai 1911 gewonnen hat:

[Hier] ist Stelzhamer nicht so sehr als idealisierte, ernste Dichtergestalt, sondern als frohsinniger Volksdichter und als urwüchsiger Volksmann, wie er in seiner engeren Heimat, im Innviertel, noch in Erinnerung lebt, dargestellt, welche Auffassung auch am meisten der allgemeinen Volksstimmung hierzulande entspricht. [...] Das ganze Wesen Stelzhamers kommt in diesem Denkmal so lebensvoll und lebenswahr zum Ausdruck, als wollte der Dichter selbst vom Standbilde hernieder seinen Landsleuten noch zusingen, was er im Leben selbst im hohen Alter frohgernut gesungen: ‚Allweil kreuzlusti / Und trauri gar nia, / I steh da, wiar a Kerschbam / In ewiga Blüäh!<sup>20</sup>

Das Heft enthält einen längeren biografischen Aufsatz von Hans Commenda, darin eingebettet Reproduktionen von Gemälden mit heimischen Motiven. Weiter hinten schließlich folgt ein Bilderbogen zu Ried mit ausnahmslos pittoresken Ansichten der „Hauptstadt des Innviertels“. Eine dieser Aufnahmen zeigt noch einmal das Stelzhamer-Denkmal. Der Blick des Betrachters wandert durch den Bogen des Braunauer Stadttors zu Stelzhamer, der ihm frontal entgegensieht. Beide Sichtachsen treffen aufeinander. Aufgrund der städtebaulichen Situation kann man Stelzhamer nicht ausweichen, man muss seinen Blick, den er in Richtung seines Geburtsortes lenkt, geradezu erwidern. Dadurch entsteht Unmittelbarkeit und Nähe. Auf der Seite daneben ist das Huldigungsgedicht *Franz Stelzhamer* von Edward Samhaber (1846–1927) eingerückt, dessen Verse jene Botschaft zu bestätigen scheinen, welche in den Abbildungen des Denkmals bzw. des Innviertels steckt – und Stelzhamer in den Mund gelegt wird: „Ja, schen is mei Hoamat! Man siacht sö frei load: [...] Und dö Liadln löbn furt, man singt's überall, / Und denk der nur, Vada, iazt han i an Nam. / Der klingt wia a Glöckerl vom Beri ins Tal / Und g'weicht is dein Häusl in Großpiesenham.“

Commenda skizziert Stelzhamer als schlichten Mann aus dem Volk, der sich trotz seiner Rastlosigkeit Bodenhaftung bewahrt, seine bäuerliche Herkunft nicht abstreift und wie ein Zugvogel zur heimatlichen Scholle zurückkehrt, der er wegen des „ererbte[n] Stammes- und Familiensinn[s]“ nicht entfremdet ist. Sie hat ihn sozialisiert und zum Dichter gemacht, sie trägt und inspiriert ihn. Als „Kind seiner Heimat“ liegt Stelzhamer das Innviertel gleichsam im Blut. Das dichterische Talent deutet Commenda hauptsächlich als „Erbteil“ der Mutter. Sie habe ihm die „sittliche Kraft“ verliehen, „die ihn trotz allen Sirenenlockungen der Sinne, trotz der Szylla des Elends und der Charybdis der Verkennung endlich doch den Hafen eines geordneten Lebensabends erreichen ließ.“ Künstlerische Bedeutung besitze Stelzhamer lediglich auf dem Gebiet der Mundartdichtung, hier jedoch könne er unsterblich werden. Darin habe er bewiesen, „daß auch der Bauer ein ganzer Mensch ist, nicht bloß sozusagen einer.“ Im Bestreben, Stelzhamers Rang als führender „Volksdichter“ abzusichern, verabsolutiert Commenda ihn in dieser Funktion: Er sei nicht nur „der bahnbrechende Führer der oberösterreichischen Mundartdichter, sondern das fleischgewordene Wunschbild des Mundartdichters überhaupt.“<sup>21</sup>

Stelzhamer tritt als Repräsentant des Innviertels in Erscheinung, der aufgrund seiner Wesenszüge wie kaum ein anderer dazu prädestiniert scheint, diesen Landstrich zu verkörpern. An diese Lesart schließt auch *Bergland*-Schriftleiter Josef Ernst Langhans (1880–1944) an, der 1926 Stelzhamer in sein Stadtporträt über Ried im Innkreis für das *Oberösterreich*-Heft integriert. Der Beitrag zeigt die prosperierende Bezirksstadt als wirtschaftliches Zentrum inmitten des blühenden bäuerlichen Umlands, die trotz Aufschwung und Fortschritt vom Charakter her sich selbst treu geblieben sei. Im architektonischen Antlitz, im Gemüt der Bewohner sowie der umschließenden Agrarlandschaft als Inbegriff „schlichter ‚Ländlichkeit‘“ sieht Langhans weiterhin gewahrt, was der Dichter an seiner Heimat geschätzt und als geradezu ideal empfunden habe –

eine idyllisch-bukolische Schönheit, die [...] Franz Stelzhamer so liebevoll besang: Und so gwüfled rundum / Und so schen is dö Gög'nd, / Az wann s' just insa Hergott / Häd hin breit't und g'sögn't. / Wier a Bild'l lats da – / 's zeiti Drait is sa Gold / Und da Himmel sa Sturz / Und sa Rahm is da Wold.

Gedanklich stellt Langhans zwischen dem Stelzhamer-Denkmal und diesem „naturegeseigneten Ländchen“ eine Verbindung her, indem er von der Sockelinschrift auf die ausgeprägte Festkultur des Innviertels schließt.<sup>22</sup>

Ähnlich wie dem Rieder Monument schenkt die Zeitschrift *Bergland* auch dem wenige Jahre älteren Linzer Stelzhamer-Denkmal seine Aufmerksamkeit. Im Zusammenhang mit dem erwähnten Artikel zum 60. Todestag Stelzhamers 1934 werden Fotografien zu dieser Plastik veröffentlicht. Sie zeigen ein nicht realisiertes Modell des Bildhauers Theodor Charlemont (1859–1938)<sup>23</sup> und darunter das ausgeführte Standbild im Volksgarten. Dessen Schöpfer, der im böhmischen Wscherau/Všeruby bei Pilsen geborene Franz Metzner (1870–1919), hat 1905 den Auftrag für das Denkmal erhalten und gegenüber

dem Entwurf in veränderter Form umgesetzt, ehe es am 18. Oktober 1908 seiner Bestimmung übergeben werden kann.<sup>24</sup> Für die Zeitschrift setzt der Fotograf Ernst Fürböck (1873–1937) das Denkmal eindrucksvoll in Szene. Die Kamera erfasst Stelzhamer auf seinem hohen gestuften Podest schräg in Untersicht, wobei die Linse das üppige Grün der Anlage kontrastreich einbezieht. Die prächtige Baumkulisse schließt Stelzhamer hermetisch von der urbanen Umgebung ab, wodurch der Eindruck ländlicher Abgeschiedenheit entsteht und eine hoheitsvolle, in sich ruhende Wirkung erzielt wird.<sup>25</sup>

Etwa zur selben Zeit veröffentlicht das *Linzer Volksblatt* in der Beilage *Heimatland* eine Erzählung, die das Stelzhamer-Denkmal in den Mittelpunkt des Geschehens rückt. Der Linzer Schriftsteller und Journalist Arthur Fischer-Colbrie (1895–1968) schildert den Spaziergang zweier Freunde, die beim Flanieren durch die frühlingshafte Stadt zum Volksgarten gelangen. Der Ich-Erzähler will seinem Begleiter das Denkmal im besten Licht präsentieren. Damit die Ansicht des Standbildes ästhetisch stimmig ist und die Begegnung mit dem Denkmal-Dichter zum weihvollen Erlebnis werden kann, folgt die Annäherung der Parkbesucher einer wohlüberlegten Dramaturgie. Detailliert gibt Fischer-Colbrie die Eingangssituation des Parks wieder, wie sie zur Jahrhundertwende geschaffen worden ist. Der fremde Besucher zeigt sich begeistert beim Anblick des Bildwerkes und äußert sich lobend über seine Qualität:

Behaglich schlendernd waren wir [...] zum Hauptportal des Gartens gelangt. Es war mir aber recht so, denn ich wollte auf den Freund den großen Eindruck wirken lassen, den der Besucher des Parkes empfängt, wenn er von der Landstraße her, von den zurückgelehnten schweren Flügeln des prachtvollen schmiedeeisernen Tores gastlich eingelassen, den blumenprunkenden Plan vor dem riesenmächtigen Stelzhamer-Denkmal betritt. Und in der Tat gab Robert seiner Bewunderung lebhaften Ausdruck. ‚Wer ist der Schöpfer dieses außerordentlichen Denkmals,‘ fragte er aus der Tiefe seines Erstaunens empor; ‚ein Künstler ganz hohen Ranges, muß ich wohl denken. Denn selten sah ich in der bildhauerischen Darstellung eines großen Mannes das Würdevolle so harmonisch mit dem Anmutigen gepaart, wie in dieser frei und wanderheiter ausschreitenden Gestalt des Innviertler Sängers, dem die Gruppen der Bauernmädchen, die dort aus dem Stein des Sockels als Dankesbotinnen der Heimat treten, in so reizvoller Art huldigen, indem sie kleine Ehrenkränze, gewunden aus Gaben der ländlichen Flur, in verschämten Händen bereit halten.‘ Ich sprach voll freudigen Stolzes den Namen Franz Metzner aus und erinnerte den Freund daran, daß dieser [...] mit Bruno Schmitz das Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig geschaffen habe. Wir umschritten das Denkmal im Halbkreis und ich wies den Freund darauf hin, daß der Blick Stelzhamers, wenn er sich vom Buche aufhobe, das aufgeschlagen in seiner Hand ruht, über die Häuser der Landstraße hinweg gerade die fernher blauenden Höhen der Gegend um Kirchschlag träfe, und daß dies wie ein Gruß des Innviertler Dichters an Adalbert Stifter wäre.<sup>26</sup>

In dieser kurzen Erzählung verschränkt Fischer-Colbrie die Beschreibung, Würdigung und Deutung der Denkmalsfigur miteinander. Er schafft einen Bezugsrahmen, der vielschichtige Anspielungen und Interpretationen erlaubt. Der finale Hinweis auf Adalbert Stifter stellt nicht nur eine heimatliche Verbindung mit Stelzhamers schriftstellerischem Zeitgenossen und Quasi-Landsmann her, der gemeinhin als Säulenheiliger und Klassi-





Ausschnitt *Bergland* H. 4 (1934), Linzer Stelzhamer-Denkmal

ker im Kanon der oberösterreichischen Literatur gilt, sondern macht darüber hinaus die künstlerische Ebenbürtigkeit beider Dichter geltend. Stelzhamer wird als mundartliches Gegenstück Stifters imaginiert, mit dem er auch aufgrund der ländlichen Abstammung bzw. der Wertschätzung der heimatlichen Natur (seelen-)verwandt zu sein scheint.

Ein wichtiger Aspekt verbirgt sich im Verweis auf das Leipziger Völkerschlachtdenkmal, das zufälligerweise genau fünf Jahre nach Errichtung des Linzer Stelzhamer-Denkmal am 18. Oktober 1913 eingeweiht worden ist. Es handelt sich dabei um die größte Denkmalsanlage des wilhelminischen Kaiserreichs, die auf Betreiben des 1894 gegründeten „Deutschen Patriotenbunds zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig“ entsteht. Zum Nachfolger des Breslauer Bildhauers Christian Behrens (1852–1905) beruft der ausführende Architekt Bruno Schmitz (1858–1916) Franz Metzner, der für den Figureschmuck eine „archaisierende Formensprache“ verwendet und monumentale Plastiken mit „mystischer Ausstrahlung“ gestaltet.<sup>27</sup> Dieser Auftrag verhilft dem Bildhauer zu großer Anerkennung und wird für ihn zum Referenzwerk, das den künstlerischen Ruhm über den frühen Tod Metzners hinaus absichert.

Die Berühmtheit des imperialen Monuments macht sich Fischer-Colbrie zu eigen. Er überträgt sie auf das viel bescheidenere Denkmal im Linzer Volksgarten, das durch die

Teilhabe am Nimbus aufgewertet wird – ebenso wie Stelzhamer. Denn dass ein erstklassiger, genialer Bildhauer mit Reputation die Statue angefertigt hat, adelt den von ihm dargestellten Volksdichter und macht seinen herausragenden Stellenwert offenkundig. Die Zusammenführung beider Denkmäler in Fischer-Colbries Prosatext, die wegen der gemeinsamen Künstlerpersönlichkeit sicherlich naheliegend ist und auch in Beiträgen anderer Zeitschriften gelegentlich vorgenommen wird, erlaubt Rückschlüsse auf die weltanschauliche Haltung des Verfassers.<sup>28</sup> Schließlich impliziert das Leipziger Monument die ‚vaterländische‘ Idee eines deutschen Nationaldenkmals, das Deutschlands staatliche Wiedergeburt nach dem Sieg über Napoleon bzw. die Einigung des Deutschen Reichs unter preußischer Führung feiert.<sup>29</sup> Durch die Kontextbildung strahlt die geschichtspolitische Zeichenhaftigkeit des Völkerschlachtdenkmals auf das Linzer Stelzhamer-Denkmal aus und ideologisiert es unterschwellig. Aufgrund der Codierung wird es selbst symbolträchtig, zum Zeichenträger einer bestimmten kulturpolitischen Botschaft. Bei Fischer-Colbie, der eine deutschnationale Gesinnung hegt, könnte die Vorstellung bzw. der Wunsch mitschwingen, Stelzhamer nicht nur als großen Sohn der (ober-)österreichischen Heimat zu sehen, sondern im weiteren Sinne als deutschen Volksdichter.<sup>30</sup> Ähnlich wie das kolossale Vorbild in Leipzig ist auch das Stelzhamer-Denkmal in Linz eine Sehenswürdigkeit und Pilgerstätte, an der Kulturbeflissenheit, Heimatstolz und Nationalbewusstsein demonstriert werden können.

### **Stelzhamer, der deutsche Volksdichter**

Der sog. ‚Anschluss‘ Österreichs an das Dritte Reich im März 1938 verändert auch in Oberösterreich das literarische Leben, das Verlags- und Pressewesen sowie den Medienbetrieb nachhaltig. Zeitungen und Zeitschriften werden entweder eingestellt bzw. personell und redaktionell neu besetzt, um sie in den Dienst der nationalsozialistischen Weltanschauung stellen zu können, oder ersetzt durch Blätter, die der veränderten politischen und ideologischen Wirklichkeit Rechnung tragen.<sup>31</sup> An die Stelle von Adalbert Depinys *Heimatgau* beispielsweise tritt nun *Der Heimatgau, eine Zeitschrift für Volks- und Landschaftskunde sowie für die Geschichte des Oberdonau-Landes*, dessen Schriftführer Eduard Kriechbaum (1887–1958) Gauheimatpfleger von ‚Oberdonau‘ ist.<sup>32</sup> Im Unterschied zu ihrem Vorgänger enthält sie jedoch keine Beiträge zu Franz Stelzhamer. Nach vierjährigem Bestehen fällt sie der Kriegswirtschaft zum Opfer. Mit längerer Unterbrechung findet auch das touristische Magazin *Oberösterreich* einen Nachfolger und wird durch die tonangebende heimatbezogene NS-Kulturzeitschrift *Oberdonau* abgelöst. Seit Februar 1941 bietet sie zunächst alle zwei Monate, dann quartalsweise einen „Querschnitt durch Kultur und Schaffen im Heimatgau des Führers“. Offiziell zeichnet der Gauleiter und Reichsstatthalter August Eigruber (1907–1946) als Herausgeber des Blattes verantwortlich. Die Schriftleitung liegt jedoch hauptsächlich bei Anton Fellner (1908–1967), Gaupresseamtsleiter und Kulturbeauftragter des Gauleiters, der die Zeitschrift in Hitlers Auftrag initiiert hat. Ihm zur Seite stehen Justus Schmidt, Arthur Fischer-Colbie und Franz

Pfeffer als Zuständige für die Sparten Kunst und Kultur, Schrifttum sowie Heimatkunde.<sup>33</sup> Im Geleitwort des ersten Heftes gibt Gauleiter Eigruber die Linie der Zeitschrift vor, welche „das geistige Gesicht des Gaues widerspiegeln [soll], wie es uns heute entgegentritt, wie es werden wird und wie wir es in den gewaltigen Denkmälern mit Stolz erkennen können, die Zeugen einer immerdeutschen Vergangenheit und kämpferischen Haltung dieses Gaues sind“<sup>34</sup>. Wenig später präzisiert Anton Fellner die Programmatik noch mit seiner Forderung nach einer primär „volksverbunden[en]“ Kultur. Ihre „Kraft“ bzw. „Seele“ sieht er im Bauertum des ‚Reichsgaues Oberdonau‘ verankert, dessen Bestimmung es geradezu sei, „Bauernland zu sein und zu bleiben“<sup>35</sup>.

Die ideologische Grundierung der Zeitschrift *Oberdonau* schlägt auch in jenen Beiträgen durch, die sich ganz oder zum Teil mit Franz Stelzhamer beschäftigen. Der aus Attnang stammende Germanist Franz Koch (1888–1969), seit 1935 Ordinarius für deutsche Literatur- und Geistesgeschichte in Berlin, führt die Werke des Dichters als Beleg für die ungebrochene Lebendigkeit des (deutschen) Volksgedankens in dessen Heimat an. Er hebt die „Bild- und Sprachkraft“ hervor, „in der das dichteste Leben des Stammes und seiner Landschaft pulsiert“, wodurch er Stelzhamer ein ausgeprägtes Bewusstsein für Wesens- und Heimatzugehörigkeit zubilligt.

Stelzhamer schöpft noch aus einer Verbundenheit mit der Gesamtheit, die heute auch dem volknahen Dichter so unmittelbar fast unerreichbar bleibt. Bei aller individuellen Einzigartigkeit ist daher seine Dichtung Ausdruck einer Gemeinschaft, und ‚ainschichtöseyn‘ für ihn der qualvollste Zustand, den er auch in der Ewigkeit nicht ertragen möchte. Einen wahren Liederfrühling mundartlicher Dichtungen hat sein Vorbild im Gefolge, wie ihn kaum ein anderer Gau aufzuweisen vermag [...]. Keiner von ihnen reicht an den Meister, der im ‚Hoamätgsang‘ dem Landl sein Preislied gesungen hat [...].<sup>36</sup>

Für Koch, der ja den Beitrag ‚Oberdonaus‘ zur gesamtdeutschen Literatur ermessen will, ist Stelzhamer der wichtigste Repräsentant für die ‚volkhafte Dichtung‘ und Eigenart des Gaues. Er sieht in ihm den Ahnherrn der heimischen Volksdichtung und spannt von Stelzhamer eine Traditionskette zu den Vertretern der Gegenwart – seiner dichterischen Nachkommenschaft. Durch die gegenseitige ideologische Verflechtung entsteht eine wechselseitige Abhängigkeit: Die Berufung auf Stelzhamer soll die dichterischen Nachfolger beglaubigen, die umgekehrt durch die Rückkoppelung den Anspruch erheben dürfen, das Fortleben des dichterischen Erbes Stelzhamers zu gewährleisten.

Ausführlicher noch als Koch geht eine biografische Darstellung von Max Bauböck (1897–1971) auf Stelzhamer ein, der gleichfalls einen Brückenschlag zwischen der Lebenswelt des Dichters und der nationalsozialistischen Jetztzeit anstrebt. Bauböck ist seit 1929 am Rieder Gymnasium tätig, neben seinen pädagogischen Verpflichtungen entfaltet er eine rege populärwissenschaftliche Tätigkeit als Historiker, Heimatforscher und Archivar. Institutionell ist er im Rieder Musealverein verankert und leitet von 1938 bis 1942 die Stadtbücherei sowie das Innviertler Volkskundehaus.<sup>37</sup> Seinem Aufsatz für die Zeitschrift

*Oberdonau* liegt folgender Ansatz zugrunde: Stelzhamer, ein Dichter von überragender Bedeutung, soll nunmehr jene Anerkennung erlangen, die er im Grunde verdient. Deswegen sind seine Aktualität und Relevanz für die Gegenwart hervorzukehren. Es kommen Aspekte zur Sprache, die in der NS-Ideologie fest verwurzelt sind, insbesondere Volk und Heimat, bei denen die ‚völkische‘ Lesart im Sinne von ‚Rasse‘ bzw. ‚Blut und Boden‘ mitkonnotiert ist, oder als gesellschaftliche Ideale und Werte vereinnahmt werden, wie die Mutter und Familie, die Sippe und Hofgemeinschaft, ferner die heimatliche Landschaft und Natur sowie Gestalten mit mythologischer Bedeutung. Der Aufruf, Stelzhamer Ansehen und Bekanntheit zu verschaffen, wird zur höchsten Verpflichtung, weil Bauböck mit Anspielung auf Adolf Hitler argumentiert:

Wenn aber nach dem Führerwort das deutsche Volk entweder ein Bauernvolk oder überhaupt nicht sein wird, so kann es an Stelzhamers Mundartdichtungen auf die Dauer nicht vorübergehen. Denn sie sind die reinste Spiegelung des Bauerntums und seines Lebensgesetzes, die bisher gelungen ist.

Stelzhamer erscheint als Dichter, der auf zweierlei Weise seiner Heimat verbunden bleibt: Zum einen durch den Umstand, dass er als ein „origineller Mundartdichter“ bekannt wird, nicht aber als hochdeutscher Autor; zum andern bezeugt er durch die 1845 vollzogene Heirat von Barbara (Betty) Reyß (Reis) und die Sesshaftwerdung in Ried Anhänglichkeit gegenüber der Geburtsheimat, die seine geistige Grundlage bildet. Bauböck gibt der Dialektdichtung Stelzhamers den Vorzug, darin stecke der eigentliche Dichter: „Ein Gesamtüberblick von seinem mundartlichen Werk aus ergibt das biologische Phänomen eines unendlich spät ‚gescheit gewordenen‘ bäuerlichen Kraftmenschen“, der auf hundert Lebensjahre ausgerichtet sei. Dass Stelzhamer zeitweise die Heimat verlassen hat, rechtfertigt Bauböck als unumgänglichen Schritt, um sie aus der Distanz neu zu entdecken und zu ihr finden zu können:

Es war notwendig, daß Stelzhamer als Subjekt aus der bäuerlichen Volksordnung heraustrat, [...] daß er zunächst einmal die Heimat vergaß und verlor und mit ihr zerfiel, bevor aus der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies seine Mundartdichtung geboren werden konnte. Es gehören gerade der richtige Abstand, die richtige Gesichtshöhe, zu der sich Stelzhamer erhob, gerade die richtige Mischung zwischen bäuerlichem Blutserbe und geistig-städtischer Bildung dazu, um das Phänomen Stelzhamer zustandekommen zu lassen.

Diese Erklärung könnte auch ein Versuch sein, mögliche Vorbehalte gegenüber Stelzhamer, dessen Biografie bzw. berufliche Laufbahn Brüche bestimmen, zu entkräften. Hier ist Stelzhamer über jeden Zweifel erhaben, in moralisch-weltanschaulicher Hinsicht makellos und integer. Als Dichter „mit einer unfehlbaren bäuerlichen Mundstellung“, wie Bauböck ihn charakterisiert, sei er stets authentisch und sein literarisches Schaffen eine Art „Bauernspiegel, um den uns manche deutsche Landschaft beneiden kann.“ Vom Dichterporträt leitet Bauböck kulturpolitische Forderungen ab, damit der Aufwertung Stelzhamers in Richtung eines deutschen Volksdichters sowie seiner künstlerischen

Vorbildwirkung dauerhafter Erfolg beschieden sein könne. Denn es sei „volkspolitisch“ bedeutsam,

ob sich deutsches Bauerntum in diesem Spiegel auch künftig erkennen und ob die gegenwärtige und die kommende Mundartdichtung sich auf Stelzhamers Bauernechtheit ausrichten oder anders verkümmern will. In dieser Richtung müssen die Bemühungen um Stelzhamer künftig gehen.<sup>38</sup>

Jener Anspruch geht mit ähnlichen, bereits ganz konkreten kulturpolitischen Plänen einher, die im selben Jahr anlässlich des 140. Geburtstages von Franz Stelzhamer über die Presse an die Öffentlichkeit dringen. Gedacht wird u.a. an die Gründung einer Stelzhamer-Gesellschaft unter der Schirmherrschaft des Gauleiters Eigruber, die Erarbeitung einer wissenschaftlichen Gesamt- sowie einer Volksausgabe sämtlicher Werke, die Gründung eines Stelzhamer-Museums bzw. -Archivs sowie jährlich stattfindende „Stelzhamer-Feiern“.<sup>39</sup> Letztendlich bleibt es bei Absichtserklärungen und scheitern diese Anstrengungen an der tagespolitischen Realität.

### **Stelzhamer, der oberösterreichische Homer**

Das Jahrzehnt zwischen der Befreiung Österreichs vom Nationalsozialismus im Frühjahr 1945 und der Unterzeichnung des Staatsvertrags im Mai 1955 ist geprägt vom Bemühen, neben dem materiell-wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes auch einen geistig-kulturellen zu betreiben. Letzterer erfolgt jedoch nicht als radikaler Neubeginn, sondern versucht im Sinne einer „restaurative[n] Kontinuität“ an jenen Traditionsstrang anzuschließen, der bis zur Ersten Republik bzw. dem Ständestaat Gültigkeit besessen hat und jetzt erneut als Ausdruck „einer spezifisch österreichischen Grundhaltung“ relevant werden soll.<sup>40</sup> Ungeachtet der drückenden Not und des allgegenwärtigen Mangels der Nachkriegsjahre machen sich künstlerischer Aufschwung und intellektuelle Dynamik bemerkbar. Zeitungen leben wieder auf oder werden neu gegründet, ebenso eine Vielzahl an Zeitschriften, die als „Sammelpunkte im geistigen Wiederaufbau“ einerseits über ausländische Entwicklungsprozesse, andererseits über Vorgänge berichten, von denen Österreich aufgrund des Austrofaschismus bzw. Nationalsozialismus bislang unberührt geblieben ist.<sup>41</sup> Darüber hinaus erfüllen sie eine kulturpolitische Pflicht, indem sie bei der Leserschaft patriotische Gefühle wecken, auf eine österreichische Identität einschwören und Bewusstsein für die eigene Nation erzeugen möchten.<sup>42</sup>

Diesem Anliegen kommen auch einige Publizisten nach, die sich mit Franz Stelzhamer beschäftigt haben. Zu ihnen gehört beispielsweise der Wiener Schriftsteller und Journalist Hans Brecka (1885–1954). Im Ständestaat als Präsident der Österreichischen Kunststelle und bis 1938 als Redakteur sowie Theaterkritiker für die *Reichspost* tätig, hat Brecka durch eine Abhandlung zu Enrica von Handel-Mazzetti Spuren in der oberösterreichischen Literaturgeschichte hinterlassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitet er an der Wochenzeitung *Die Furche* mit, die am 1. Dezember 1945 vom langjährigen

Herausgeber der *Reichspost* Friedrich Funder (1872–1959) gegründet wird.<sup>43</sup> Für deren Kulturbeilage *Die Warte* publiziert Brecka 1946 unter dem Pseudonym Hans Zelkinger – abgeleitet von seinem Wohnort Zelking bei Melk – einen Aufsatz, wo er Stelzhamer mit Homer, dem Dichter der griechischen Antike, in Beziehung setzt. Dabei handelt es sich nicht bloß um eine lebensgeschichtliche Darstellung, denn Brecka verfolgt, wie er einleitend festhält, ein tiefer liegendes Anliegen, nämlich „den geistigen, den unzerstörbaren Schatz zu sichten, der uns inmitten der Trümmer äußerlichen Besitzes verblieben ist, uns seiner bewußt zu werden und ihm gebührende Würdigung zu sichern.“ Stelzhamer zählt für Brecka offenbar zu jenen österreichischen Dichtern, deren Reputation durch den Nationalsozialismus nicht beschädigt worden ist. Er gehört zu jenem literarischen Erbe, das ideologisch ‚unbelastet‘ scheint und sich darum wesensmäßig dazu eignet, als Bestandteil einer ‚positiven‘ Tradition für die Ausbildung eines ‚neuen‘ Österreich-Verständnisses instrumentalisiert zu werden. Durch die Identifizierung mit Homer, dem ersten abendländischen Dichter, dem Poeten par excellence, wird Stelzhamer zum zeitlosen, ‚klassischen‘ Dichter.

Die verbindende Klammer zwischen beiden ist zunächst einmal das Image des umherziehenden Sängers oder Dichters, zu dem Stelzhamer sich berufen fühlt. Brecka schildert jenen Moment, als Stelzhamer im Jahr 1836 nach der ersten öffentlichen Darbietung mundartlicher Verse in Schärding seinen künftigen Weg erkennt: „Er will ein Verkünder seiner geliebten Heimat und seines Volkes werden. Fortab zieht er als wandernder Rhapsode landauf landab, er wird an Fürstenhöfen nicht minder gerne angehört, wie von seinen Bauern in der Gaststube oder unter der dörflichen Linde.“ Das Homer zugeschriebene innovative Potenzial überträgt Brecka auf Stelzhamer, der durch Verwenden „der Bauernsprache seines Volkes“ zum Neuerer werde.

Einen weiteren Kreuzungspunkt beider Dichter sieht Brecka in ihrem künstlerischen Œuvre. Er entdeckt strukturelle, inhaltliche sowie sprachliche Parallelen zwischen den epischen Dichtungen Homers und Stelzhamers *D'Ahn!* (1851) und stellt diese Werke auf eine gemeinsame Bedeutungsebene.

Allein die Kraft der Sprache, die Anschaulichkeit, mit der es Wortstreit und Handgemenge der Männer, Zucht und Zungentücke der Frauen, Mühe und Segen ländlicher Arbeit, Sitte und Brauch des Volkes, Freude des Liedes und des Tanzes, Üppigkeit des Mahles, Behagen des Umtrunkes, Kleidung und Hausrat zu schildern weiß, der weiterschlossene Kreis seiner Lebensweisheit, sein gütiges Verstehen aller Regungen des Herzens, dies alles dürfte solchem Vergleiche immerhin eine gewisse Berechtigung sichern,

begründet Brecka seine Gleichstellung.

Für unser kleines Oberösterreich bedeutet die ‚Ahn!‘ auch ein kulturhistorisches Dokument, ähnlich wie ‚Ilias‘ und ‚Odyssee‘ für das alte Griechenland. Stellen wir uns zudem noch den Dichter vor, wie er als Rhapsode durch das Land wandert, nicht anders als es der sagenhafte Blinde tat und alle die Späteren, die seine Epen durch Hellas trugen, so sind wir auch hiedurch an Homer gemahnt.<sup>44</sup>

Bemerkenswert ist überdies Breckas Kritik an bestimmten Lesegepflogenheiten, wenn er moniert, dass mitunter Texten in plattdeutscher Sprache der Vorzug gegeben werde, während jene in heimischer Mundart nicht ästiniert würden. Auch um Stelzhamer für eine breitere Leserschaft zu öffnen, regt Brecka an, die Schüler im Unterricht mit den österreichischen Mundarten vertraut zu machen, so wie die Studenten an den Universitäten mit Mittelhochdeutsch. Hinter dieser Haltung wird nicht zuletzt die Mentalität der österreichischen Nachkriegszeit spürbar, die zeitweise die Abschottung gegenüber Deutschland sowie die Distanzierung von allem Deutschen gefordert hat, kulturpolitisch hingegen die Besinnung auf die österreichische Eigenart propagiert und sich auf Exponenten beschränken will, welche in das Leitbild der österreichischen ‚Kulturation‘ passen oder das zu weckende bzw. zu stärkende Bewusstsein für die ‚Heimat Österreich‘ emotional vertiefen.

Ein wichtiges Sprachrohr für die Verbreitung solcher Gedanken und den Versuch, die (lesende) Bevölkerung publizistisch für diese Ideen zu gewinnen, ist die Grazer Zeitschrift *Austria. Die Welt im Spiegel Österreichs*, die im Mai 1946 auf Anregung des Katholischen Preßvereins durch Hanns Koren (1906–1985), damals Dozent für Volkskunde und nachheriger Präsident des Steiermärkischen Landtags, aus der Taufe gehoben wird. Von der Gesinnung her fußt sie auf einem verklärten, retrospektiven Österreichbild mit stark historisierenden Zügen und bekennt sich zu einem Humanismus, der auf Basis der abendländischen Kultur und des Christentums neu zu schaffen sei als Antwort auf die ‚Barbarei‘ des Faschismus bzw. Nationalsozialismus und zu deren Überwindung.<sup>45</sup> Das weltanschauliche Ideal und Motto lautet „Österreichischsein“, das untrennbar mit „unserer großen Vergangenheit“ zusammenhänge und als „reiches Erbe“ verbindlich sei:

Wir wollen zeigen, daß unsere Volkssubstanz nicht ausgebrannt und verschlackt, sondern geläutert und veredelt aus dem Hochofen des Schicksals hervorgegangen ist: daß der Österreicher [...] zur Mitlösung der schwierigen Zeitprobleme besonders geeignet und berufen ist.<sup>46</sup>

Der anspruchsvollen Aufgabe können sich die Herausgeber der Zeitschrift freilich nicht lange widmen. Das publizistische Unternehmen erweist sich bald als unrentabel und wird nach 31 Nummern mit Dezember 1948 beendet.

Im Jännerheft 1947 erscheint ein Beitrag des Salzburger Schriftstellers Franz Braumann (1910–2003), der seinerzeit als Lehrer bzw. Direktor an der Volksschule von Köstendorf im Flachgau wirkt.<sup>47</sup> Aus der Rückschau gesehen erscheint dieser Aufsatz wie eine Fingerübung zu seiner Biografie *Franz Stelzhamer – Leben und Dichtung*, die Braumann 1973 vorlegt. Der 145. Geburtstag Stelzhamers 1947 könnte ein äußerer Anlass gewesen sein, den Essay für *Austria* zu schreiben, wenngleich das Jubiläum genau genommen erst im November desselben Jahres zu feiern wäre. Braumann bietet eine geraffte sensitive Lebensschilderung Stelzhamers, den er mit Adalbert Stifter und Peter Rosegger vergleicht, und schickt ihr eindrucksvolle Worte über die Besonderheiten und Verdienste des

Heimatländers voraus: „Er hebt die Landschaft seiner Kindheit, die bislang tausend Jahre unbeachtet und vergessen dahinträumte, mit einem Male voll von verklärtem Schein in das helle Licht der Welt!“ Analog zu Stifter, der gerne erst prägnant das heimatische Panorama der Schauplätze ausmalt, ehe die eigentliche Erzählung beginnt, aber viel knapper skizziert Braumann die Geburtsheimat Stelzhamers, diesen

Winkel zwischen Hausruck und Kobernaußerwald mit der unregelmäßigen und doch so gelassenen Vielfalt der Hügel, der Gräben, von denen man lange nicht feststellen kann, nach welcher Richtung sie ihre klaren Waldwasser hinausplätschern lassen in die ‚Öbn‘, mit den halbverdeckt herübergrübenden Kirchtürmen und den scheinbar regellos verstreuten Menschengesiedlungen hinter Wäldern von Obstbäumen [...].

Er charakterisiert Stelzhamer als eine zerklüftete Persönlichkeit, hin- und hergerissen zwischen dem unbezähmbaren „Wandertrieb“ und plagender „Heimatsehnsucht“. Um diese Brennpunkte zirkulieren Stelzhamers dichterische Kraft und Kreativität, die Dichtung sei künstlerische Entfaltung und Selbsttherapie in einem gewesen: „Äußerlich trieb ihn dies hinaus aus der Geborgenheit von Heimat und Beruf, innerlich erlöste er seine Seele durch das Gedicht und sang sich mit ihm wieder leicht und frei.“ Ähnlich wie schon bei Hans Brecka in der *Furche* ein Jahr zuvor klingt auch bei Braumann die Assoziation Stelzhamers mit dem fahrenden Sängerdichter an. Er bezeichnet ihn als einen „Troubadour aus dem 19. Jahrhundert“, der die heimatischen Gefilde durchquert, allein über die „langen, unendlich einsamen Straßen“ zieht und wieder verschwindet, als Mensch unscheinbar und kaum Spuren hinterlassend, als Dichter unsterblich.

Ausführlich widmet sich Braumann der innigen Beziehung Stelzhamers zu seiner Mutter, deren Wesen er zu ergründen trachtet. Die Mutter sieht er als den eigentlichen Dreh- und Angelpunkt im Fühlen bzw. Denken des Dichters. Stelzhamer habe sie in seinen Werken dergestalt verewigt, wie er sie auf beinahe schon sinnbildliche Weise erlebt und empfunden habe, nämlich als Mütterlichkeit in wunschloser Vollkommenheit oder als Inbegriff des mütterlichen Prinzips. „In ihr vereinigte sich für ihn alles Große und Lebenserhaltende: Geborgenheit des Kindes, Umfaßtsein vom Atem der Heimat, Unerreichtheit im Schenken und Entsagen und immerwährendes Verstehen.“ Mutter und Heimat bergen ein irdisches Glücksversprechen und sind Synonyme für einen gleichsam paradiesischen Zustand. Braumanns Deutung zufolge wird die Mutter für Stelzhamer zur „wahre[n] Heimat“.<sup>48</sup> Aber der Untertitel seines Essays dürfte noch eine weitere Anspielung enthalten und legt eine allegorische Deutung des Verhältnisses nahe. Indem Mutter und Heimat miteinander verschmelzen, nimmt Erstere die Züge einer oberösterreichischen Erdenmutter an, die mit ihrer Liebe und Güte den Sohn – die Bewohner des Landes – auf mustergültige Weise nährt und behütet. In diesem gefälligen und schmeichelhaften Spiegelbild fängt Braumann also durchwegs sympathische Wesensmerkmale des hiesigen Menschenschlags ein, was die Identifizierung mit ihm sowie die Befeuern patriotischer Gefühle wenigstens bei der heimischen Leserschaft erleichtert haben wird.



Abschließend soll noch ein kurzer Blick auf die *Oberösterreichischen Heimatblätter* geworfen werden, jenes heimatkundliche Organ, das unter den gewandelten ideologischen und kulturpolitischen Vorzeichen der Zweiten Republik fortsetzen will, was Adalbert Depiny während der Ersten Republik bzw. des Ständestaats bis zur erzwungenen Aufgabe 1938 mit den *Heimatgauen* versucht hat. Unmittelbar nach Kriegsende wird deren Wiederaufnahme in Erwägung gezogen, das Vorhaben kann aber erst im Jahr 1947 verwirklicht werden. Die Schriftführung übernimmt Franz Pfeffer, Leiter des Instituts für Länderkunde in Linz, und wird sie für knapp zwei Jahrzehnte innehaben.<sup>49</sup> Überblickt man nun die Ausgaben bis zur Mitte der 1950er-Jahre, fallen bezüglich Stelzhamer prinzipielle Ähnlichkeiten mit den *Heimatgauen* auf. Wiederum gibt es Rubriken, in denen etwa auf neu erschienene Bücher oder auf Veranstaltungen und Jubiläen hingewiesen wird. Herausgegriffen seien die Jahrgänge 1948 und 1949, wo Max Bauböck über Eigenwilligkeiten der neuen Werkausgabe Leo Kobers informiert, das Erscheinen einer Anthologie, zusammengestellt von Franz Berger, erwähnt oder der Abdruck von Briefen, verfasst durch Stelzhamers zweite Frau Therese, in den *Oberösterreichischen Nachrichten* zur Kenntnis gebracht wird. Die *Oberösterreichische Chronik* vermerkt u.a. den 60. Geburtstag von Hans Commenda, dem Obmann des Stelzhamerbundes, sowie eine Gedenkfeier für Stelzhamer in Wels.<sup>50</sup> Die Beiträge stammen von Autoren, die dem wiederbegründeten Stelzhamerbund zugehören oder aus seinem Umkreis kommen. Dazu gehören beispielsweise kleinere wissenschaftliche Abhandlungen zu Peter Rosegger als Erbpfleger Stelzhamers sowie Erläuterungen zu Federzeichnungen aus dem Nachlass des Dichters, die das Oberösterreichische Landesmuseum erworben hat, oder eine Dokumentation zum Verhältnis von Stelzhamer zu Stifter.<sup>51</sup> Gleichfalls vertreten ist der Versuch, dem dichterischen Werk Stelzhamers volks- bzw. heimatkundliche Aussagen abzugewinnen.<sup>52</sup> Eine besondere Gewichtung oder Schwerpunktsetzung bezüglich Stelzhamer lässt sich allerdings nicht erkennen, obwohl sich dazu etwa im Jahr 1947 (145. Geburtstag Stelzhamers) oder 1952 (Einführung der oberösterreichischen Landeshymne) zweifellos ein günstiger Anlass geboten hätte. Allen Beiträgen liegt jedoch die Absicht zugrunde, Stelzhamer im Gedächtnis zu behalten, ihn zum festen Bestandteil der öffentlichen Erinnerungskultur zu machen und als Autor weiter zu popularisieren, ohne den dichterischen Mythos Franz Stelzhamer außer Kraft zu setzen.

- 1 Hans Commenda: Franz Stelzhamer in der Literaturgeschichte. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 109 (1964), S. 336–350, hier S. 348. – Zu Commenda und Stelzhamer vgl. Ernst Burgstaller: Hans Commenda. Ein Leben im Dienste der Wissenschaft. Hg. v. Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Linz 1959, bes. S. 11–13. – Hans Commenda: Erinnerungen eines Linzer Volksbildners. Linz 1961, bes. S. 22–24 (= Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes 10).
- 2 Vgl. Martha Khil: Die Heimatgaue Dr. Adalbert Depinys. In: Oberösterreichische Heimatblätter 35 (1981), S. 99–110. – Zu Depiny zuletzt auch Siegfried Kristöfl: Heimatforschung. In: Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 23 (2013), S. 145–172, bes. S. 147–154.

- 3 Dr. A. Depiny: Wege und Ziele. In: Heimatgäue 1 (1919/20), S. 1–7.
- 4 Reinhard Johler: Das Werk Max Kislingers und die Erfindung der Heimatkunst in Oberösterreich. In: Max Kislinger. Künstler, Chronist und Sammler zum 100. Geburtstag. Linz 1995, S. 42–50, hier S. 45f. (= Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums 96).
- 5 Dr. Zötl: Aus dá Hoamát. In: Heimatgäue 1 (1919/20), S. 62f. – Johannes Hauer: Die Mundartdichtung in Oberösterreich. Ein bio-bibliographischer Abriss. In: Mitteilungen der Mundartfreunde Österreichs 31 (1977), Folge 3–4, S. 1–134, hier S. 38 u. 124f.
- 6 Zu Stibler vgl. Hauer: Die Mundartdichtung in Oberösterreich, S. 36–38.
- 7 Georg Stibler: Stelzhamers Geburtshaus. In: Heimatgäue 4 (1923), S. 99. – Hans Commenda: Das Hochzeitslied aus der „Ahn!“. In: Heimatgäue 13 (1932), S. 143–146. – Franz Angerer: Zum Volkscharakter im mittleren Innviertel. In: Heimatgäue 17 (1936), S. 108–116. – Hans Commenda: Unser Volkstanz. In: Heimatgäue 3 (1922), S. 185–194.
- 8 Alfred Webinger: Neue Mundartdichtung aus Oberösterreich. In: Heimatgäue 12 (1931), S. 286–288. – Zu Webinger vgl. Hauer: Die Mundartdichtung in Oberösterreich, S. 86.
- 9 Die Angaben zum Autor stammen aus dem Biographischen Archiv im StifterHaus Linz und dem St. Martinier Heimatbuch. Hg. v. d. Marktgemeinde St. Martin im Innkreis. Ried im Innkreis 1984, S. 172.
- 10 Max Karl: Sein Müaderl. In: Heimatland Nr. 7 (3.8.1924), S. 49–51.
- 11 Dr. F. Pfeffer: Wie der Stelzhamer Franzl Schauspieler werden wollte. In: Heimatland Nr. 47 (24.11.1929), S. 562f. – Zu Franz Pfeffer vgl. den biografischen Abriss bei Michaela Gustenau: Mit brauner Tinte. Nationalsozialistische Presse und ihre Journalisten in Oberösterreich (1933–1945). Linz 1992, S. 202f. (= Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs 13).
- 12 Alois Fridrich: Franz Stelzhamer. Zum 60. Todestage des oberösterreichischen Mundartdichters. In: Bergland 16 (1934), H. 4: Oberösterreich, S. 29–31 u. 51–55.
- 13 Vgl. dazu Christian Neuhuber: Zwischen Traditionalismus und Modernität. Die Dorfgeschichten Franz Stelzhamers. In: Silvia Bengesser (Hg.): Franz Stelzhamer. Wanderer zwischen den Welten. Ausstellungskatalog mit CD. Linz 2002, S. 112–121 (= Literatur im StifterHaus 15).
- 14 P.: In der Heimat Stelzhamers. Eine Bilderreihe aus Pramet im Innviertel. In: Heimatland Nr. 20 (1933), S. 306–313.
- 15 Vgl. Friedbert Aspetsberger: Literarisches Leben im Austrofaschismus. Der Staatspreis. Königstein/Ts., Athenäum 1980, S. 64–114, bes. S. 90 (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 2). – Friedrich Achberger: Fluchtpunkt 1938. Essays zur österreichischen Literatur zwischen 1918 und 1938. Gerhard Scheit/Wendelin Schmidt-Dengler (Hg.). Wien, Verl. für Gesellschaftskritik 1994, S. 42–58 (= Antifaschistische Literatur und Exilliteratur 12).
- 16 Oberösterreich 1 (1934), H. 1, S. 1.
- 17 Hans Commenda: Lied, Musik und Tanz im Volke. In: Oberösterreich 1 (1934), H. 2: Wintersport in Oberösterreich, S. 25–30.
- 18 Vgl. Sigurd Paul Scheichl: Literatur in österreichischen Zeitschriften der dreißiger Jahre. Mit einem bibliographischen Anhang. In: Klaus Amann/Albert Berger (Hg.): Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse, institutionelle Voraussetzungen, Fallstudien. Wien/Köln, Böhlau 1990<sup>2</sup>, S. 178–211, hier S. 186, 189 und 196f. – Silvia Zust: Die Innsbrucker Zeitschrift „Bergland“ unter besonderer Berücksichtigung der Jahrgänge 1938 bis 1943. Dip.-Arb. (masch.). Innsbruck 1995.
- 19 Die Gmundener Bildhauer Anton Gerhart, Hedwig Mitterbacher, Heinrich Natter, Anna Prentner, Ausst.-Kat. Gmunden 1975.
- 20 Festschrift zur Enthüllung des Stelzhamer-Denkmales in der Stadt Ried im Innkreise am 25. Mai 1911.

- Hg. v. Denkmal-Ausschusse in Ried. Ried im Innkreis 1911, S. 15 u. 27. Zur Entstehung des Denkmals vgl. Heinz Forstinger: 100 Jahre Stelzhamerdenkmal in Ried im Innkreis – über sein Zustandekommen. In: Der Bundschuh 14 (2011), S. 103–110.
- 21 Hans Commenda: Franz Stelzhamer. In: Bergland 7 (1925), H. 1: Aus dem oberösterreichischen Innviertel, S. 9–11 u. 16f.
- 22 J. E. Langhans: Ried im Innkreis. In: Bergland 8 (1926), H. 8: Aus Oberösterreich, S. 10–12. Langhans, ein gebürtiger Welser, arbeitet seit 1908 für die *Innsbrucker Nachrichten*. Vgl. Hans Giebisch/Gustav Gugitz: Bio-Bibliographisches Literaturlexikon Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien, Hollinek 1964, S. 224.
- 23 Geboren in Znaim, Sohn aus einer Künstlerfamilie und Schüler des Bildhauers Caspar von Zumbusch. Er hat in Wien Denkmäler, Büsten sowie Grabmalsplastik hinterlassen.
- 24 Vgl. dazu Maria Pötzl-Malikova: Franz Metzner, Leben und Werk. In: Franz Metzner. Ein Bildhauer der Jahrhundertwende in Berlin – Wien – Prag – Leipzig. Ausst.-Kat. München [u.a.] 1977, S. 12–37 u. 117. Eine Fotografie aus dem Jahr 1907 zeigt Metzner in seinem Berliner Atelier neben dem überlebensgroßen Gipsmodell der Linzer Stelzhamer-Figur (S. 34).
- 25 Siehe Bergland 16 (1934), H. 4: Oberösterreich, S. 31.
- 26 Arthur Fischer-Colbrie: Ein Frühlingsspaziergang im Linzer Volksgarten. In: Heimatland Nr. 22 (1930), S. 342–344.
- 27 Peter Hutter: Zur Baugeschichte des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. In: Karin Keller/Hans-Dieter Schmid (Hg.): Vom Kult zur Kulisse. Das Völkerschlachtdenkmal als Gegenstand der Geschichtskultur. Leipzig, Leipziger Univ.-Verl. 1995, S. 42–61, hier S. 58. – Thomas Topfstedt: Das Völkerschlachtdenkmal – Konzeption, Baugeschichte, Baugestalt. In: Ernst Ullmann (Hg.): „... die ganze Welt im kleinen ...“. Kunst und Kunstgeschichte in Leipzig. Leipzig, Seemann 1989, S. 248–261, hier S. 257.
- 28 Z. B. Josef Sames: Der Volksgarten in Linz. In: Heimatgäue 10 (1929), S. 46–52. – Hermann Ubell: Alte und neue Denkmäler in Linz. In: Oberdonau 2, Folge 4 (Dezember 1942/Feber 1943), S. 22–24. Anders als bei Fischer-Colbrie sind diese Beiträge aber nicht der Belletristik zuzurechnen.
- 29 Zur Deutung siehe Alfred Spitzner: Das Völkerschlacht-Nationaldenkmal, das Denkmal der Befreiung und der nationalen Wiedergeburt Deutschlands. Denkschrift. Leipzig, Verlag d. dt. Patrioten-Bundes 1897. – Ders.: Deutschlands Denkmal der Völkerschlacht, das Ehrenmal seiner Befreiung und nationalen Wiedergeburt 1813–1913. Weiheschrift des Deutschen Patriotenbundes. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1913. Eine Zusammenstellung der relevanten Literatur zuletzt bei Tim Tepper: Eine „Prachtstraße“ zum Völkerschlachtdenkmal. Die Planungen von Hans Strobel für die Straße des 18. Oktober in Leipzig. In: Denkmalpflege in Sachsen. Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen, Jahrbuch 2012. Dresden 2012, S. 128–139.
- 30 Arnold Klaffenböck: Arthur Fischer-Colbrie. Die „stille“ Karriere eines Dichters. In: Birgit Kirchmayr (Hg.): „Kulturhauptstadt des Führers“. Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich. Linz 2008, S. 209–214 (= Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen 78).
- 31 Klaus Amann: Der Anschluß österreichischer Schriftsteller an das Dritte Reich. Institutionelle und bewußtseinsgeschichtliche Aspekte. Frankfurt a. M., Athenäum 1988 (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 16). – Ders.: Literaturbetrieb 1938–1945. Vermessungen eines unerforschten Gebietes. In: Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945. Wien, Verl. für Gesellschaftskritik 1988, S. 283–299 (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 36). – Regina Thumser: „Der Krieg hat die Künste nicht zum Schweigen gebracht.“ Kulturpolitik im Gau Oberdonau. In: Reichsgau Oberdonau. Aspekte 1. Hg. v. Oberösterreichischen

- Landesarchiv. Linz 2004, S. 127–173 (= Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 2). – Arnold Klaffenböck: Literatur im Reichsgau Oberdonau 1938–1945. In: Kirchmayr (Hg.): „Kulturhauptstadt des Führers“, S. 161–184.
- 32 Khil: Die Heimatgaue Dr. Adalbert Depinys, S. 106. – Gustenau: Mit brauner Tinte, S. 120f. u. 260.
- 33 Vgl. Gustenau: Mit brauner Tinte, S. 119f. u. 225–228.
- 34 Oberdonau 1, Folge 1 (Feber/März 1941).
- 35 Anton Fellner: Was wollen wir mit „Oberdonau“? In: Oberdonau 1, Folge 3 (Juni/August 1941), S. 1f.
- 36 Franz Koch: Der Anteil des Gaus Oberdonau an der großdeutschen Dichtung. In: Oberdonau 1, Folge 3 (Juni/August 1941), S. 29–33, hier S. 30.
- 37 Eine ausführliche Würdigung seines Lebens findet sich bei Carl Hans Watzinger: Max Bauböck. Hüter der Innviertler Landschaft und Kultur. Hg. v. d. Innviertler Künstlergilde. Ried im Innkreis 1981.
- 38 Max Bauböck: Franz Stelzhamer in seiner und unserer Zeit. In: Oberdonau 2, Folge 2 (Juni/August 1942), S. 5–9.
- 39 Vgl. Stelzhamer, des Innviertels großer Sohn. Stelzhamer-Gedenktage 1942. In: Innviertler Heimatblatt. Parteiamtliches Blatt der NSDAP Ried, Nr. 48 (27.11.1942), S. 4. – Silvia Bengesser: Franz Stelzhamer zwischen Legende und Wahrheit. Materialien zur Rezeption seiner Mundartdichtung 1837–1982. Mit einem einleitenden Essay von Walter Pilar. Weitra, Bibliothek der Provinz o.J. [1996], S. 251–259 (= Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich 4).
- 40 Rüdiger Wischenbart: Literarischer Wiederaufbau in Österreich 1945–1949. Am Beispiel von sieben literarischen und kulturpolitischen Zeitschriften. Königstein/Ts., Hain 1983, S. 7 (= Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 9).
- 41 Vgl. ebd., S. 12.
- 42 Grundlegend dazu etwa Joseph McVeigh: Kontinuität und Vergangenheitsbewältigung in der österreichischen Literatur nach 1945. Wien, Braumüller 1988, bes. S. 11–116 (= Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts 10).
- 43 Giebisch/Gugitz: Bio-Bibliographisches Literaturlexikon Österreichs, S. 38f. – Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Nekrolog 1936–1970. Werner Schuder (Hg.). Berlin/New York, de Gruyter 1973, S. 76.
- 44 Hans Zelkinger [d. i. Hans Brecka]: Stelzhamer, der Homer Oberösterreichs. In: Die Furche. Kulturpolitische Wochenschrift Nr. 34 (24.8.1946), Beilage Die Warte. Blätter für Literatur, Kunst und Wissenschaft, S. 1f.
- 45 Wischenbart: Literarischer Wiederaufbau in Österreich 1945–1949, S. 45. Zur Zeitschrift *Austria* siehe v. a. S. 44–47 u. 148.
- 46 Wolf Josef Graf Uiberacker: Zum Geleit. In: Austria. Die Welt im Spiegel Österreichs. Zeitschrift für Kultur und Geistesleben 1 (1946), Heft 1, S. 1. Zum Begriff „Österreichischsein“ vgl. auch Wischenbart: Literarischer Wiederaufbau in Österreich 1945–1949, S. 51–65.
- 47 Hildemar Holl: Dem Flachgauer Schriftsteller Franz Braumann zum 80. Geburtstag. In: Salzburg Archiv 10 (1990), S. 197f. – Franz Braumann: Eine Heimat am See. Erzählungen und Geschichten aus sieben Jahrzehnten. Christoph Braumann (Hg.). Salzburg, Pustet 2010, S. 9–17 u. 292–294.
- 48 Franz Braumann: Der Franz von Piesenham. Stelzhamer als Ausdruck oberösterreichischen Wesens. In: Austria. Die Welt im Spiegel Österreichs. Zeitschrift für Kultur und Geistesleben 2, H. 1 (Jänner 1947), S. 70–74.
- 49 Vgl. Khil: Die Heimatgaue Dr. Adalbert Depinys, S. 106.
- 50 Max Bauböck: Eine neue Stelzhamer-Ausgabe. In: Oberösterreichische Heimatblätter 2 (1948), S. 275–279. – Oberösterreichische Heimatblätter 3 (1949), S. 280 u. 287 bzw. S. 366 u. 368.
- 51 Franz Haslinger: Auch ein Stelzhamerdenkmal. Peter Rosegger als langjähriger treuer Anwalt des dach-

terischen Stelzhamererbes. In: Oberösterreichische Heimatblätter 5 (1951), S. 1–12. – Hans Commenda: Ein Landlabild Franz Stelzhamers. In: Oberösterreichische Heimatblätter 5 (1951), S. 59f. – Franz Lipp: Trachtenkundliches zum Landlabild Franz Stelzhamers. In: Oberösterreichische Heimatblätter 5 (1951), S. 60f. – Hans Commenda: Franz Stelzhamer und Adalbert Stifter (mit zwei unveröffentlichten Briefen Adalbert Stifters). In: Oberösterreichische Heimatblätter 6 (1952), S. 457–476.

- 52 Etwa Hans Commenda: Volkskundliche Hinweise bei Stelzhamer. In: Oberösterreichische Heimatblätter 8 (1954), S. 306–325. – Ders.: Volkskundliche Hinweise bei Stelzhamer (Schluß). In: Oberösterreichische Heimatblätter 9 (1955), S. 44–53.



„Wann und wo wird mir eine ähnliche Ehre zu Theil werden?“<sup>1</sup>

## Franz Stelzhamer als legitimer Erinnerungsort Oberösterreichs?

Franz Stelzhamer (1802–1874), auch Franz von Piesenham oder Franzl genannt, vereinigt in seiner Person mehrere Zugänge zum Erinnern, zur Erinnerungskultur. Gemäß Pierre Noras „lieux de mémoire“ kann er als regionaler Erinnerungsort betrachtet werden.<sup>2</sup> Während Stelzhamer vor 1848 als Dichter eine enorme Bedeutung zukam, ließ das Interesse nach dem Revolutionsjahr nach.<sup>3</sup> Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebten die von ihm geschaffenen Gedichte eine kurze Renaissance, an der der in Linz geborene Dichter und Theaterkritiker Hermann Bahr nicht ganz unbeteiligt war. Zuvor hatten allerdings der Heimatdichter Peter Rosegger (1843–1918), dessen Geburtshaus heute als „Gedenkstätte, Wallfahrtsort und Museum“ bezeichnet wird,<sup>4</sup> und ab 1882 Franz Matosch, Hans Commenda und Hans Zötl,<sup>5</sup> die Begründer des Stelzhamerbundes, die Erinnerung an Stelzhamer wach gehalten.<sup>6</sup>

Nicht zuletzt mit der Errichtung zweier Denkmäler in Linz und in Ried im Innkreis wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwei urbane Orte des Erinnerns an den Dichter geschaffen. Den Weg zu einer gemeinsamen, wenngleich vielleicht sogar erzwungen gemeinsamen Erinnerungsfigur aller OberösterreicherInnen,<sup>7</sup> fand Stelzhamer hingegen erst 1952 nach der von einigen wenigen, insbesondere von Hans Commenda dem Jüngeren, betriebenen gesetzlichen Verankerung des Gedichts/Lieds *Hoamatgsang* (*Hoamatland*) als oberösterreichische Landeshymne. Der Text in der Vertonung von Hans Schnopfhagen soll allerdings bereits zuvor in das Volks(lied)gut übergegangen und zu einer heimlichen Hymne avanciert sein.<sup>8</sup> Neben den Denkmälern, Erinnerungstafeln und der in Oberösterreich bis heute bei offiziellen Anlässen täglich mehrfach abgesungenen Hymne stehen die Speicherorte des Gedächtnisses, sprich jene Orte, in denen Stelzhamers Nachlass aufbewahrt wird, das Adalbert-Stifter-Institut, das Landesmuseum und das oberösterreichische Landesarchiv,<sup>9</sup> sowie eine Reihe von Stelzhamer-„Weiheorten“ und marketingstrategisch gebrauchte Etikettierungen, wie das „Rieder Stelzhamer Bier“ und die „Stelzhamer-Küsschen“ einer Rieder Bäckerei. Eine Stelzhamer-Wandermedaille oder der vom Stelzhamerbund vergebene „Franz-Stelzhamer-Preis“ komplettieren die populäre Erinnerungskultur.<sup>10</sup> Als Besonderheit in der Erinnerungsarbeit um Franz Stelzhamer kann gelten, dass er keine Anniversaria im Feierzklus von Oberösterreich besitzt, sondern maximal runde Jahrestage anlässlich seines Geburts- oder Todestages bzw. der Jahrestage der Aufstellung seiner Denkmäler innerhalb des öffentlichen Gedenkens geehrt wurden und werden.<sup>11</sup>

Obwohl Silvia Bengesser von einer „Ikonisierung des Volks- und Heimatdichters“ spricht, ist Franz Stelzhamer auch heute – mit Ausnahme der Verehrung durch eine kleine Gruppe von Nachdichtern – kein nationaler Heroe, der sich in das kulturelle Gedächtnis von ganz Österreich eingeschrieben hätte.<sup>12</sup> Auf lokaler Ebene steht dem entgegen, dass neben dem *Hoamátland (Haimátgsang)* mit all seinen Strophen (!) nicht zuletzt Stelzhamers Gedichte *A lustige Eicht* und *Da blüahade Kerschbam* zur Allgemeinbildung der InnviertlerInnen gehör(t)en.<sup>13</sup>

Aufgefordert über Stelzhamer zu schreiben, muss ich als Historikerin meine eigene Beziehung zum Dichter offenlegen. In Ried im Innkreis und damit in der Nähe zu Stelzhamers Geburtsort Großpriesenham geboren, gab es für mich kein Entrinnen, Stelzhamer sowohl in der Schule als auch in der Freizeit zu begegnen. So war mir Stelzhamers letzter Wohn- und Sterbeort Henndorf am Wallersee ebenfalls früh ein Begriff. Freiwillig habe ich als etwa Achtjährige Stelzhamers Gedicht *Himmel und Hölle* auswendig gelernt – wohl weniger in Anerkennung des Dichters als vielmehr ob des faszinierenden Inhalts –, den Ungehorsam gegenüber dem zur Besserung mahnenden Ahnl, den Trotz gegen die himmlischen Heerscharen und die grausige Beschreibung der Hölle bewundernd. Mit meinem Weggehen aus dem Innviertel ist der Dichter Franz Stelzhamer aus meinem Blickfeld verschwunden, bis ich einige Jahre später mit dem Gedicht *Da gehát Schuestá* konfrontiert war und mich nun erneut der Person und ihrer Verehrung stelle. Aus der Fülle der oftmals unreflektierten Erinnerungsarbeit muss die Frage nach der Rechtfertigung des Erinnerns an Franz Stelzhamer abgeleitet werden.<sup>14</sup> Dies ist auch jene Frage, die aufgrund Stelzhamers antisemitischer Äußerungen und Texte ohne Polemik diskutiert werden muss. Zu untersuchen wäre indes ebenso seine Vorbildwirkung auf andere Schriftsteller und Dichter, wie etwa Peter Rosegger und dessen Zugang zu Ahasver.<sup>15</sup> Es ist hier nicht Platz für einen ausholenden inhaltlichen Vergleich der 1850 erstmals erschienenen antisemitischen Schrift Richard Wagners (1813–1883) *Das Judentum in der Musik* mit dem zwei Jahre später von Franz Stelzhamer in München im Privatverlag veröffentlichten Pamphlet *Jude*.<sup>16</sup> Allerdings sei – neben dem Erscheinungsjahr – auf einige Parallelen und Unterschiede verwiesen. Beide Werke stehen in der Tradition antisemitischen Schrifttums, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchaus üblich war.<sup>17</sup> Die Übertragung des zeitgleich zur jüdischen Emanzipation anschwellenden Frühantisemitismus der Jahre 1800 bis 1850 schlug sich nicht nur bei Wagner und verstärkt in dessen musikalischem Schaffen sowie in der Neuauflage seiner Schrift *Das Judentum in der Musik* des Jahres 1869 nieder, sondern auch bei vielen anderen Schriftstellern der Zeit. Wie bei Wagner dürften auch bei Stelzhamer irrationale Ängste Auslöser für antisemitisches Agitieren gewesen sein. Ob Stelzhamer Wagners Schrift kannte, muss zu diesem Zeitpunkt dahingestellt bleiben.<sup>18</sup> Wagners *Das Judentum in der Musik* wurde oftmals rezipiert, während Stelzhamers Text kaum an die Öffentlichkeit gelangte.<sup>19</sup> Die Rezeption der beiden Autoren war daher auch während des Nationalso-



zialismus eine unterschiedliche. Ausgewiesene Antisemiten im Umfeld von Bayreuth, wie Wagners Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain (1855–1927)<sup>20</sup>, hatten direkten Einfluss auf die Geisteswelt Adolf Hitlers. Nicht nur Richard Wagners Schriften wurden im Dritten Reich instrumentalisiert, sondern auch Wagners Musiktheater-Werke, so etwa die Oper *Meistersinger*, Festoper der Nürnberger Reichsparteitage, in der etwa die Figur des Schusters Hans Sachs mit Ahasver gleichgesetzt wird oder Sixtus Beckmesser als antisemitische Karikatur gesehen werden kann.<sup>21</sup> Der Titel von Wagners Schrift *Das Judentum in der Musik* fand, wenn auch vermutlich nur indirekt, Eingang in das von Theo Stengl und Herbert Gerigk 1940 als Instrumentarium für die Verfolgung jüdischer MusikerInnen herausgegebene *Lexikon der Juden in der Musik*.<sup>22</sup> Unter dem Titel *Judentum und Musik. Liste der jüdischen Komponisten als Unterlage für die Säuberungsaktionen auf dem Gebiete der Musik* wurde ein Extrakt dieses Lexikons von Franz Kinzl für das „Gaupropagandaamt Oberdonau“ herausgegeben.<sup>23</sup>

Stelzhamers antisemitische Schriften hingegen scheinen rezeptionsgeschichtlich für die Jahre der NS-Zeit vernachlässigbar. Von der nationalsozialistischen Kulturpolitik „Oberdonaus“ wurde zwar auf Stelzhamer verwiesen, nie jedoch Bezug auf seine antisemitischen Texte genommen. Dies lässt den Rückschluss zu, dass diese nicht oder kaum bekannt waren. Die von Adolf Hitler bestimmte und von den OberösterreicherInnen ersehnte Kulturhegemonie Oberösterreichs äußerte sich während der NS-Zeit allerdings in einer Rückbezogenheit auf die Künstler Adalbert Stifter (1805–1868), Franz Stelzhamer und Anton Bruckner (1824–1896). Anton Fellner, unter anderem „Kulturbeauftragter des Gauleiters und Reichsstatthalters von Oberdonau“<sup>24</sup>, drückte dies 1944 mit folgenden Worten aus:

Vielleicht kann uns der *künstlerische Dreiklang* des Raumes,<sup>25</sup> den wir natürlich-geschichtlich zu einer gewissen organischen Einheit zusammengewachsen und zusammengehörig, unsere Heimat nennen, dafür einen Hinweis geben? *Stifter – Stelzhamer – Bruckner*, alle großen Oberösterreicher verbindet nicht nur in ihren Werken, sondern vor allem auch Menschlichen etwas, das Stifter einmal „*das unverilgbare gute Herz*“ nannte.<sup>26</sup>

Schon vier Jahre zuvor hieß es:

Die Ganzheit des Landes und seiner Menschen wird kaum durch etwas schlagender erwiesen, als durch sein und deren Verhältnis zur Kunst. Das Land hat, ohne einen eigenen Kunstmittelpunkt zu besitzen, ohne mächtige Förderung von außen, in allen Volksschichten und Gegenden stets einen mächtigen und schöpferischen Sinn für die Steigerung von Natur und Leben durch die Kunst bezeugt und ist von dieser breiten, naturhaften Grundlage aus auch hier zu höchsten gesamtdeutschen, ja Weltleistungen emporgestiegen: Bruckner, Stelzhamer, Stifter.<sup>27</sup>

Noch einmal sei die Frage nach einem möglichen Vorbild für Stelzhamers antisemitische Haltung aufgegriffen. In Oberösterreich bestand eine lange von Antisemitismus geprägte Tradition in Politik und Kirche.<sup>28</sup> 1745 waren die Juden auf Geheiß von Kaiserin Maria

Theresia aus Oberösterreich abgeschafft worden. Erst im Rahmen der josephinischen Reform durften sie ab 1822 erneut die Märkte in Linz und in Oberösterreich beliefern; die jüdischen Kaufleute mussten das Land jedoch innerhalb von 24 Stunden wieder verlassen. 1850, zwei Jahre nach dem Revolutionsjahr 1848, ließ sich dem Protest zum Trotz erstmals wieder ein Jude in Linz nieder.<sup>29</sup> Stelzhamer konnte also im damaligen Oberösterreich kaum Berührungspunkte mit Juden gehabt haben, zumal er, abgesehen von Vortragsreisen, immer nur kurze Zeit in Oberösterreich weilte, so etwa von August 1832 bis Frühjahr 1833, als er in Linz das Priesterseminar besuchte,<sup>30</sup> und 1838/39, als er sich für kurze Zeit wieder im Innviertel und in Linz aufhielt. 1845 bis 1851 sowie 1855 verlegte Stelzhamer mit seiner Frau und Tochter den Hauptwohnsitz nach Ried im Innkreis, Kapuzinerberg 6, wenngleich der Dichter selbst kaum in Ried anwesend war.<sup>31</sup> In Wien hingegen hatte Franz Stelzhamer jüdische Gönner, wie den Wiener Kantor Salomon Sulzer (1804–1890) und den Arzt und Schriftsteller Ludwig August Frankl (1810–1894).<sup>32</sup> Wie weit sich seine Zeit im Priesterseminar, seine persönliche Situation in München sowie der Einfluss deutschnationaler Kreise in anderen Lebensstationen wie Salzburg oder Graz in seinem Text *Jude* spiegeln, muss offen bleiben. Eines seiner Vorbilder allerdings benannte Stelzhamer selbst. Sowohl dem Text *Jude* im *Bunten Buch* als auch dem Gedicht *Da gehát Schuestá* ist der Name Ahasver, der „Ewige Jude“, vorangestellt. Der Prosa-Text wird weiters mit den Zeilen „Nicht sterben können, nicht sterben können, Nicht ruhen nach des Staubkleids Mühen! D. Schubarts Ahasver“ eingeleitet. Stelzhamer verweist hierbei auf die von Christian Friedrich Daniel Schubart verfasste „lyrische Rhapsodie“ *Der ewige Jude* aus dem Jahr 1783.<sup>34</sup>

Der Schriftsteller Ludwig Laher benannte zu Recht mehrfach die Praxis völlig unkritischer Ehrungen Franz Stelzhamers.<sup>35</sup> So berichtete Wolfgang Dobesberger 1982, dass in den vorangegangenen Jahrzehnten mit der Unterstützung des Stelzhamerbundes „mehr als 30 Gedenksteine, Gedenktafeln, Büsten und Reliefs enthüllt werden“ konnten.<sup>36</sup> Neben einer Gedächtnisausstellung und mehreren Festveranstaltungen wurden 1974 eine Postkarte, eine Briefmarke und ein Sonderstempel herausgegeben. Eine Stelzhamer-Plakette wiederum sollte dem Dichter Nacheifernden verliehen werden. Das Erbe Stelzhamers wurde nicht zuletzt durch zahlreiche berufene, unter ihnen der ebenfalls in Großpriesenham geborene und entfernt mit Stelzhamer verwandte Geigenbauer Hans Schatzdorfer (1897–1969), und weniger berufene dichtende NachahmerInnen weitergetragen.<sup>37</sup> Im Folgenden sollen ausgewählte Erinnerungs- und Gedenkort um Franz Stelzhamer dargestellt werden.

### **Die Landeshymne**

Auf der Internetseite „Österreichische Dialektplattform mit Mundart-Datenbank“ mit der Adresse „www.franzstelzhamer.at“ findet sich die Genese der Landeshymne, und ein Hinweis darauf, dass Hans Schnopfhagen die von ihm komponierte Melodie ursprüng-

lich dem Gedicht *Dá gehát Schuestá* zgedacht hatte. Verschwiegen wird jedoch, dass dieses Stelzhamer-Gedicht den Zusatz „Ahasver“, also „Ewiger Jude“, trägt.<sup>38</sup> Erstmals fand „Ahasversus“, Jude und von Beruf Schuhmacher, in einer in Deutschland 1602 erschienenen Broschüre Erwähnung. Er soll nicht nur bei der Kreuzigung Jesu Christi anwesend gewesen sein, sondern auch gegen diesen gehetzt habe. Im Gegenzug wurde Ahasver von Jesus Christus zur ewigen Wanderschaft verdammt. Auf dieser soll Ahasver Ende des 16. und im 17. Jahrhundert mehrfach gesichtet worden sein.<sup>39</sup> Eine andere Herleitung des Mythos vom „Ewigen Juden“ findet sich im christlichen Orient. Im 17. Jahrhundert wurde der Mythos in mehr als 70 deutschsprachigen Werken und im europäischen Raum in mehr als 100 Texten rezipiert.<sup>40</sup> Die Interpretation der Erzählung wandelte sich bis ins 19. Jahrhundert dahingehend, dass die Verknüpfung zwischen der „ewigen Wanderschaft“ und der Passion Christi in den Hintergrund rückte und das Tragische dieser Wanderschaft zunehmend „zum Paradigma für die Schicksale seines Volkes“ und „die Rastlosigkeit des Ewigen Juden schließlich nicht mehr als Ergebnis der göttlichen Strafe, sondern als Ausdruck einer ‚Nationaleigenschaft‘ der Juden“ gesehen wurde.<sup>41</sup>

In einer Erinnerungsbroschüre zum 100. Todestag von Hans Schnopfhagen erfuhr die Bedeutung des Stelzhamer-Gedichtes *Dá gehát Schuestá (Ahasver.)* eine nahezu fahrlässige Verharmlosung und Fehlinterpretation, wenn es da heißt:

Die Rhythmik des Gehens beherrscht die ersten beiden Verse des dreistrophigen Gedichts. Doch auch der „geháte Schuastá“ findet einmal seine Ruhe. Schon zu Lebzeiten übernimmt der Lehrbub die Geschäfte und Gänge, damit er es gewohnt ist, wenn er die Nachfolge antritt. Gehen und Ruhn sind die zentralen Motive des Gedichts.<sup>42</sup>

„An gehadn Schuasta“, so die Erklärung eines Beitrags in der *Mittelbayerischen Zeitung*, nenne man „eine rastlose Person voller Unruhe, einen Menschen, der ständig in Bewegung ist. Man hatte wohl einen Schuhmacher auf der Stör im Sinn, der von einem Haus zum anderen gehen musste, um seine Arbeit zu verrichten“<sup>43</sup>. Ob die dahinterstehende Bedeutung indes auch dem Verfasser dieser Zeilen nicht bekannt war? Das Thema „Ahasver“, das in den Bezeichnungen „Ewiger Jude“ und „Dá gehát Schuestá“ eine Entsprechung findet, wurde in der Literatur unzählige Male durchaus ambivalent und nicht immer mit judenfeindlichem Konnex verarbeitet.<sup>44</sup> Von Stelzhamer erfuhr das Gedicht durch seinen Prosatext *Jude* aus dem Jahr 1852 eine stark antisemitische Aufladung.<sup>45</sup> Stephan Gaisbauer deutet hingegen den „Ewigen Juden“ als das „lyrische Ich“ Stelzhamers, der selbst nur etwa 17 Jahre in seiner Heimat verbracht hatte.<sup>46</sup> Gefragt wurde bislang nicht danach, warum Hans Schnopfhagen 1884, selbst im Dunstkreis deutschnationaler Gesinnungsträger, gerade dieses Stelzhamer-Gedicht zur Vertonung auswählte.<sup>47</sup> Mit der Melodie zum Gedicht *Dá gehát Schuestá (Ahasver.)* wurde

– auf Intervention Hans Zötls – schließlich der Text von *Hoamátland* (*s’Haimátgsang*) aus dem Jahr 1841 unterlegt.<sup>48</sup> Erstmals soll das Lied von Kindern der St. Veiter Volksschule am 3. November 1885 anlässlich der Eröffnung der Volksschule Kirchschlag vorgetragen worden sein, geleitet vom Komponisten persönlich.<sup>49</sup> Das *Hoamátland* wurde in den darauffolgenden Jahren vorwiegend bei einschlägigen Feierlichkeiten zu Ehren Stelzhamers oder Schnopfhagens gesungen. Der Mythos, das *Hoamátland* sei bereits früh zu einer inoffiziellen Hymne aller OberösterreicherInnen avanciert, wird durch eine einzige Quelle genährt: Am 5. April 1936 sei im Hotel Achleitner in Linz-Urfahr anlässlich eines Heimatabends des „Landesverbands der Elternvereinigungen an den Mittelschulen Oberösterreichs“ zu Ehren von Franz Stelzhamer das *Hoamátland* „stehend [...] von der ganzen Versammlung“ gesungen worden.<sup>50</sup> Laut Programmpunkt 33 des von Hans Zötl verfassten Veranstaltungsprogramms wurde das Absingen des Lieds von ebendiesem geplant und damit „verordnet“.

Die erste, zweite und achte Strophe des Stelzhamer-Texts *Hoamátland* in der Vertonung von Hans Schnopfhagen wurde anlässlich der 150. Wiederkehr des Geburtstages von Franz Stelzhamer am 28. November 1952 per Landesgesetz zur Landeshymne erhoben.<sup>51</sup> – Setzt man dieses Datum in Beziehung zu Stelzhamers Schaffen, so erschien exakt 100 Jahre zuvor dessen antisemitischer Text *Jude*. – Die Publikation des Gesetzes erfolgte erst im darauffolgenden Jahr, im Landesgesetzblatt für Oberösterreich Nr. 36 vom 15. Oktober 1953.<sup>52</sup> 2006 fand das Originalnotenblatt aus dem Besitz Hans Zötls den Weg in das Oberösterreichische Landesarchiv und somit in den offiziellen Erinnerungsspeicher des Landes.<sup>53</sup>

## Der Weg

Nicht wenige Straßen sind in Österreich nach Franz Stelzhamer benannt. In Graz besteht ein Stelzhamerweg; in Attnang-Puchheim und in Wien, im dritten Bezirk, gibt es eine Stelzhamergasse. In Steyr, Gmunden, Wels, Linz, Vöcklabruck und Salzburg sowie in Passau trägt jeweils eine Straße den Namen Stelzhamers.<sup>54</sup> Ried im Innkreis als die zum Geburtsort Großpiesenham nächst gelegene Bezirksstadt und für kurze Zeit auch Wohnort Stelzhamers besitzt seit 1911 gar einen Platz mit einer überlebensgroßen Statue des Dichters.

Eine besondere Ausprägung des Gedenkens stellt der im Mai 1996 von den Gemeinden Pramet und Schildorn eröffnete Franz-Stelzhamer-Kulturweg dar, der auch am Geburtshaus vorbeiführt.<sup>55</sup> Die Gedichte Stelzhamers sollen den BegeherInnen des Wegs anhand von Schautafeln näher gebracht werden. Eine besondere Aufwertung erhielt dieser durch die Eröffnung durch Altlandeshauptmann Josef Ratzenböck (1977–1995).

Ab 1996 begrüßte und verabschiedete die Gemeinde Pramet ihre Gäste zusätzlich zur Ortstafel in Anspielung auf die oberösterreichische Landeshymne mit: „Grüaß Gott im Hoamátland – i han di so gern!“ und „Dahoam is dahoam“.<sup>56</sup> Nahezu inflationär mutet die Schaffung weiterer Wander- und Kulturwege in der Gegend um Pramet und Schildorn an,

wie des Stelzhamer-Müaderl-Wegs<sup>57</sup>, des Schatzdorfer-Wegs aus dem Jahr 1997, gewidmet dem Geigenbauer und Mundartdichter Hans Schatzdorfer, und des Romantik-Wegs. Der Müaderl-Weg entstand 2002 anlässlich des 200. Geburtstags Franz Stelzhamers; auch er ist mit Schautafeln gespickt und endet am Grab von Stelzhamers Eltern.<sup>58</sup>

Aber nicht nur im Innviertel gibt es einen Stelzhamer-Wanderweg. Seit 1973 besteht in Bad Kreuzen, einem kleinen Kurort im Bezirk Perg, ein Stelzhamer-(Rund-)Weg auf einer Länge von 6720 Metern. Hier findet sich neben einer „Anton Bruckner-“ auch eine „Stelzhamer-Quelle“ (!).<sup>59</sup> Diese soll dem Dichter anlässlich seines 60. Geburtstags gewidmet worden sein.<sup>60</sup> Einen Bezug zu Stelzhamer stellt eine Gedenktafel her, die das Gedicht *O Hoamat, Hoamat* trägt. Vermutlich ist die Benennung des Wegs in Bad Kreuzen zu einem Gutteil ein tourismus- und marketing-strategischer Versuch. Den Wanderinnen und Wanderer werden überdies Most- und Jausenstationen als Einkehrmöglichkeiten benannt.<sup>61</sup>

Dass der Stelzhamerbund über eine eigene „Wandergruppe“ verfügte, die zumindest noch in den 80er-Jahren jeden ersten Montag im Monat „Wanderungen zu den Schönheiten unserer Heimat“ durchführte,<sup>62</sup> sei ergänzend erwähnt. Das „Erwandern der Heimat“ sollte den „Gemeinschaftssinn der Mundartfreunde fördern und zugleich das Interesse an der Landeskunde wecken“.<sup>63</sup>

Gemäß einer zum 100. Todestag von Hans Schnopfhagen herausgegebenen Broschüre steht der Melodiegeber der Landeshymne als Namensgeber für Erinnerungsorte, -vereine und Wege dem Dichter Stelzhamer um nichts nach – es gibt das Projekt „Kulturhaus – Schnopfhagen“ mit eigener Schnopfhagen-Ausstellung und Schnopfhagen-Stube, ein als Schnopfhagen-Stadl bezeichnetes Veranstaltungszentrum, den Kulturverein Schnopfhagen, einen Schnopfhagen-Liederkranz, und nicht zuletzt einen „Wanderweg auf den Spuren von Hans Schnopfhagen“.<sup>64</sup>

## Das Haus

Der Erste, der das Ansinnen hegte, Franz Stelzhamer in Großpiesenham ein Monument zu setzen, war der Dichter selbst. Er schrieb 1854 nach dem Gerücht, er sei in München verstorben, an seine Frau Betty: „Jawohl ist der Franz von Piesenham, den das Vaterland kennt und liebt, jawohl ist derselbe Franz gestorben und sie mögen ihm heute oder morgen in Großpiesenham ein kleines Monument setzen.“<sup>65</sup> Das Geburtshaus Stelzhamers in Großpiesenham, das neben anderen Bezeichnungen den Namen Siebengütthaus trug,<sup>66</sup> wurde ab 1820 von der Familie des Bruders Andreas völlig heruntergewirtschaftet, die dazugehörigen Grundstücke verkauft; das Haus war im 19. Jahrhundert somit zunehmend dem Verfall preisgegeben.<sup>67</sup> Im Herbst 1882 soll erstmals von Seiten des neu gegründeten Stelzhamerbundes ein „Aufruf zur Rettung“ des Hauses ergangen sein; eine Sammlung für den Stelzhamerfonds soll 1100 Gulden erbracht haben.<sup>68</sup> Wann genau ein Gedenkstein „vor Stelzhamers Elternhaus“ eingegraben worden ist, muss offen bleiben.<sup>69</sup> Strittig erscheint heute ebenso, wer den tatsächlichen Anstoß für

die Revitalisierung des Geburtshauses gab.<sup>70</sup> Denn auch Peter Rosegger brachte im Februar-Heft 1883 des *Heimgarten* einen direkten Aufruf an das Land Oberösterreich, sich um das Haus zu kümmern:

Das Land Oberösterreich erwerbe die Geburtsstätte eines seiner besten Söhne, eines Mannes, dessen Werke dem Lande zur Ehre gereichen werden noch in ferner Zukunft. Es erwerbe das Haus, stelle es in einen wohnlichen Zustand und überlasse es der jetzt dürftig lebenden Witwe des Dichters zur Nutznießung auf ihr Lebtag. Das ist die schöne That, mit der das edle und reiche Oberösterreich sich selbst ehren wird!<sup>71</sup>

Am 5. März 1907, so Hans Commenda, erwarb Hans Zötl das Haus schließlich für den Stelzhamerbund. Per 27. September 1943, also in einer Zeit, in der der Stelzhamerbund als Verein aufgelöst war, ging Stelzhamers Geburtshaus durch Schenkung in den Besitz des „Gaues Oberdonau“ über.<sup>72</sup> 1954 (?) wurde es erneut von Seiten des Landes Oberösterreich renoviert und, so der Stelzhamer-Biograf Hans Commenda der Jüngere, „damit für Menschengedenken eine dichterische Weihestätte erhalten, die kein Oberösterreicher ohne Ergriffenheit“ betrete.<sup>73</sup>

Als zweites Stelzhamer-Haus gilt jenes in Henndorf, in dem Franz Stelzhamer ab 1870 seine letzten Lebensjahre verbrachte. Hier gibt es auch eine sogenannte Stelzhamer-Stube; am Haus ist eine Erinnerungstafel angebracht. Neben dem vom Land Oberösterreich 1974 anlässlich der 100. Wiederkehr des Todestages Franz Stelzhamers geschaffenen Denkmal „Da blüahade Kerschbam“ stellt auch das Grab Stelzhamers in Henndorf einen Erinnerungsort dar.<sup>74</sup> Für die Eltern Stelzhamers wurde bereits am 9. Mai 1954 auf dem Friedhof der Pfarre Schildorn ein Ehrenkreuz enthüllt. Die Feierlichkeit inspirierte Hans Schatzdorfer zu dem Gedicht *Für an rechtschaffener Nam*.<sup>75</sup>

An den Wohnhäusern in Salzburg und München befinden sich jeweils Gedenktafeln, so etwa jene in Salzburg an der Adresse Müllner Hauptstraße 17. Eine weitere dem Andenken des „bayer.-österr.“ (!) Dichters gewidmete Tafel wurde 2002 in München, in der Müllerstraße 11, an jenem Haus angebracht, in dem Stelzhamer 1851/52 wohnte.<sup>76</sup> Die Tafel wurde vom „Klub Austria Superior“, einem „Kulturverein“ der Freiheitlichen Partei Österreichs, auch als „Institut für Politik, Gesellschaft und Kultur“ bezeichnet, mit Adresse Linz, Graben 11, gesponsert.<sup>77</sup> Der Stelzhamerbund hält im Klub Austria Superior Lesungen ab, so etwa am 3. März 2011.<sup>78</sup>

### **Das Theaterstück**

Kein Geringerer als der in Linz geborene Schriftsteller Hermann Bahr (1863–1934), Vertreter einer „anderen Moderne“<sup>79</sup>, setzte sich intensiv mit Franz Stelzhamer auseinander. 1902 erschien zu Ehren der 100. Wiederkehr des Geburtstages von Franz Stelzhamer ein überschäumender Erinnerungstext Bahrs.<sup>80</sup> Bahr warb darin einerseits für eine von den in Wien lebenden OberösterreicherInnen zu Ehren Stelzhamers abgehaltene Veranstaltung im Großen Musikvereinssaal, an der unter anderem Katharina Schrott und

Hofopernsänger (Richard?) Mayr mitwirkten. Andererseits schilderte er Stelzhamer als einen Dichterheroen, verglich ihn gar mit Johann Wolfgang Goethe und stellte dessen Epos *Hermann und Dorothea* neben Stelzhamers *D'Ahn!*. Dennoch wäre, beklagte Bahr, Stelzhamers Leistung vergessen. Auch Bahr, der sich immer wieder mit dem Judentum und mit Antisemitismus auseinandersetzte, dürfte entweder Stelzhamers Text *Jude* nicht gekannt oder diese Seite im Schaffen Stelzhamers schlichtweg ausgeblendet haben.<sup>81</sup> Von der Auseinandersetzung Bahrs mit Stelzhamer zeugt vor allem das Theaterstück *Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes*, uraufgeführt am 22. Dezember 1900 in Linz.<sup>82</sup> Bahr widmete das Stück mit folgenden Worten der oberösterreichischen Jugend:

Der Oberöreicher Jugend  
denen vom Pan  
die vollenden sollen  
sei  
dies Denkmal eines guten Mannes  
anvertraut.<sup>83</sup>

Ein Akt aus *Franzl* wurde in der Festvorstellung des Theaters anlässlich der Enthüllung des Linzer Stelzhamer-Denkmal 1908 gegeben. 1974 wurde das nicht unumstrittene Theaterstück von der Spielgemeinschaft der „Bauernfestspiele in Mettmach“ erneut aufgeführt.<sup>84</sup>

### **Das Denkmal**

1887 wurde in Düsseldorf, der Heimatstadt Heinrich Heines (1797–1856), auf Initiierung der österreichischen Kaiserin Elisabeth eine – von ihr nicht beabsichtigte – Kontroverse hinsichtlich der Errichtung eines den Dichter ehrenden Denkmals eingeleitet. Die Kaiserin, eine Verehrerin Heines, wollte die Hälfte der Errichtungskosten tragen. Es kam nicht dazu: Aufgrund nationaler und antisemitischer Töne aus Berlin und Wien nahmen die Düsseldorfer 1893 Abstand von der Denkmalserrichtung.<sup>85</sup> Viel weniger aufregend gestaltete sich die Errichtung der beiden Stelzhamer-Denkmalen in Linz und Ried im Innkreis, wobei für Letzteres Kaiser Franz Joseph einen finanziellen Beitrag geleistet haben soll.<sup>86</sup> Der Ort der Denkmalserrichtung im Linzer Volksgarten wurde 1904 festgelegt. So wie Stelzhamer ein Monument in Großpriesenham einforderte, soll er auch selbst den Platz für das Linzer Denkmal bestimmt haben.<sup>87</sup> Franz Stelzhamer wurde vom Künstler Franz Metzner (1870–1919) als überlebensgroßes Denkmal in der oberösterreichischen Landeshauptstadt visualisiert.<sup>88</sup> Anlässlich der Denkmalsenthüllung wurde am 17. Oktober 1908 im landschaftlichen Theater in Linz eine Festvorstellung gegeben – das dort verlesene Festwort von Regisseur und Schauspieler Anton Freytag (1854–1934) endete mit den Worten, Stelzhamer sei „dem deutschen Volk [nie] gestorben“, er, der „Volkspoet“, lebe „in Deutschlands Ruhmeshalle“.<sup>89</sup> – Der Gebrauch dieser Metapher geschah ver-

mutlich nicht zufällig; mit Datum 18. Oktober 1908 wurde zu Ehren des ersten deutschen Reichskanzlers Fürst Otto von Bismarck in der Walhalla in Regensburg eine Büste aufgestellt.<sup>90</sup> – Das Programm des Abends im Linzer Theater gestaltete sich aus Stelzhamers Lustspiel *Die Ehre des Regiments*, das am 6. November 1856 zur Uraufführung gelangt war, und einem Akt aus Hermann Bahrs *Franzl*.<sup>91</sup>

Die Übergabe des Denkmals von Hans Commenda an die Stadt Linz, vertreten durch den Linzer Bürgermeister Franz Dinghofer (Amtszeit: 1907–1918), und der feierliche Akt der Enthüllung fanden am 18. Oktober 1908 statt und zogen eine intensive Berichterstattung nach sich.<sup>92</sup> Es folgte das Absingen des *Hoamatgsangs* – angegeben mit „Worte von Stelzhamer“. Die vorgetragene Komposition fand keine Erwähnung.<sup>93</sup> Erst anlässlich des Festmahls und einer neuerlichen Rede Commendas wurde auf die Vertonung des *Hoamatgsangs* durch Hans Schnopfhagen verwiesen.<sup>94</sup> Die Festrede zur Enthüllung des Linzer Denkmals schloss Anton Matosch mit den Worten: „Heute aber [...] feiern wir sein Auferstehungsfest. Seine von Künstlerhand verklärte Gestalt wird sich [...] für immer erheben dank dem einmütigen, opferwilligen Zusammenwirken von Stadt und Land und der großzügigen Unterstützung seitens der hohen Regierung.“ Die Hülle solle – und hier kommt wiederum Richard Wagner ins Spiel – unter dem „hehren Mahnrufe aus den ‚Meistersinger‘ [fallen]: ‚Ehret eure Meister – so baut ihr gute Geister!‘“<sup>95</sup>

Drei Jahre später, am 25. Mai 1911, folgte die Denkmalsenthüllung in Ried im Innkreis.<sup>96</sup> Beide Denkmäler ähneln sich stark – sie haben als Zugabe einen Spazierstock: während in Linz der Stock am Arm des überdimensionalen Stelzhamers hängt, stützt sich die Rieder Figur damit ab und hält einen Hut in Händen; das Linzer Denkmal ziert als weiteres Utensil ein aufgeschlagenes Buch.

In Ried im Innkreis bildete sich 1902 im Rahmen der Feierlichkeiten um den 100. Geburtstag Stelzhamers ein Stelzhamerdenkmal-Errichtungsausschuss.<sup>97</sup> Die Zeitungen berichten vom April des Jahres 1906 als Gründungsdatum eines Denkmalkomitees.<sup>98</sup> Es folgten öffentliche Sammlungen und Spendenaufrufe in Zeitungen. Die Sammlungstätigkeit war zunächst nicht von Erfolg gekrönt, wobei die beiden Stelzhamer-Denkmäler in Konkurrenz zu treten schienen und man „der gleichartigen Aktion eines Linzer Komitees zur Errichtung eines Stelzhamer-Denkmales“ die Schuld an der fehlenden Spendenfreudigkeit gab.<sup>99</sup> Allerdings dürfte dies auch einer gewissen Verwirrung geschuldet gewesen sein; so entrichtete etwa der Bürgermeister von Braunau die für das Rieder Denkmal geplante Spende zusätzlich zur Spende für das Linzer Denkmal nach Linz. Der Schärddinger Bürgermeister hingegen soll das Ergebnis einer Sammlung explizit für das Rieder Denkmal zur Verfügung gestellt haben.<sup>100</sup> Dr. Max Mayr, der am 25. Mai 1911 in Vertretung für Landeshauptmann Johann Hauser bei der Enthüllungsfeier in Ried im Innkreis anwesend war, meinte zudem, „dass dem Linzer Denkmal manches fehle, was das Rieder Denkmal wirksam hervorhebe“ – das Linzer Denkmal nämlich „lasse die Züge Stelzhamers kaum erkennen“.<sup>101</sup> Schon anlässlich der Aufstellung des Linzer Denkmals, 1908, hatte der im selben Jahr als Direktor des oberösterreichischen Landesmuseums bestellte



Hermann Ubell (1876–1947) die Gestaltungstechnik des Bildhauers Franz Metzner in Schutz genommen – die „grandiose Einfachheit (die wahrhaftig tausendmal schwieriger zu erreichen ist, als kleinlich photographische, realistische Porträtähnlichkeit), diese ruhige Größe“ besitze das Linzer Stelzhamer-Denkmal.<sup>102</sup>

Im Zusammenhang mit der Rieder Denkmalsgestaltung wurde auch der Wert eines ehrennen Denkmals reflektiert: „Stelzhamers wertvollstes Erbe“ seien „seine unübertrefflichen Dichtungen“. Es könne „nicht oft genug wiederholt werden, dass auch Stelzhamer sich sein bleibendstes, schönstes Denkmal selbst gesetzt und dass, wenn man gerade in der neuesten Zeit viel von ‚Denkmalpfleger‘ spricht, man dabei auf die Pflege des geistigen Erbes großer Männer“ vergesse.<sup>103</sup>

Anlässlich der Enthüllungsfeier des Rieder Denkmals am 25. Mai 1911 hieß es dann,<sup>104</sup> dass die „allseitige Begeisterung [...] statt der geplanten bescheidenen Büste“ ein „Erzstandbild erstehen“ habe lassen.<sup>105</sup> Den Zuschlag der Ausschreibung hatte der Bildhauer Anton Gerhart erhalten, der das Denkmal für eine Summe von 14.000 Kronen plante und errichtete.<sup>106</sup> Die Kosten für den Guss betrug zusätzliche 6.000 Kronen.<sup>107</sup> Ein großer Teil, in Höhe von 10.000 Kronen, wurde vom k.k. Ministerium für Kultur und Unterricht getragen,<sup>108</sup> während das Land Oberösterreich zum Rieder Denkmal lediglich 500 Kronen beigetragen haben soll.

Aufstellung fand die Rieder Statue auf dem Stelzhamer-, vormals Holzplatz. Sie ist so ausgerichtet, dass sie von den jeweiligen ehemaligen Stadttoren gut sichtbar ist. Das Denkmal soll – gemäß einer der vielen Anekdoten, die sich um den Dichter bis in die Gegenwart ranken – jenem Gasthaus den Rücken gekehrt haben, in dem Stelzhamer zu Lebzeiten schwer verschuldet war. Laut der Festschrift von Franz Thalmayr blickt die Statue Stelzhamers hingegen Richtung Großpiesenham, seinen Geburtsort.<sup>109</sup>

Die Stadtgemeinde Ried stattete im Rahmen der Festvorbereitungen den Haupt- und den Stelzhamerplatz mit elektrischen Bogenlampen aus, „die der Stadt ein großstädtisches Aussehen geben“ sollten.<sup>110</sup> Bereits am Vorabend des Festes wurde in „Jungreitmayers großem Saal“ ein Stelzhamer-Abend abgehalten. Neben dem Vortrag von Gedichten und der musikalischen Umrahmung durch die Stadtkapelle Ried wurden Festschriften, Stelzhamer-Karten und Stelzhamer-Marken verkauft.<sup>111</sup>

Die Denkmalsenthüllung selbst sollte ein Volksfest mit großem Umzug werden. Die Festreden beschworen unter anderem Volk, Heimat, Vaterland und Deutschtum.<sup>112</sup> Nach der Enthüllung stimmte die Liedertafel *s'Homatsang* in der Vertonung von Eduard Kremser (1838–1914) an.<sup>113</sup> Zum Besten gegeben wurde auch der *Stelzhamer-Marsch* von Richard Missbach, dem Kapellmeister der Rieder Stadtkapelle.<sup>114</sup>

### **Der Stelzhamerbund**

Der Stelzhamerbund als Trägergruppe und Verein des Erinnerns an Franz Stelzhamer wurde 1882 von den bereits genannten Hans Zötl, Anton Matosch und Hans Commedia dem Älteren gegründet.<sup>115</sup> Als vorrangiges Anliegen sicherte „der satzungslose

Bund dreier Jugendfreunde“ das Bestehen des Geburtshauses Stelzhamers, das „Vadernhaus“, in Großpriesenham.<sup>116</sup> Weitere Ziele des neu gegründeten Vereins waren die Schaffung des Sammelwerks *Aus da Hoamat*, die Verbesserung der Mundartschreibung, die Herstellung einer Gesamtausgabe der Mundartdichtung von Franz Stelzhamer, die Errichtung eines Stelzhamer-Denkmal in Linz sowie die Abhaltung von Heimatabenden.<sup>117</sup> Als besonderes Anliegen galt es darüber hinaus, „die Lust an unserer mundartlichen Dichtung [...] der Jugend einzupflanzen [...], auf dass schon im Wege der Schule die Herzen der Jugend von Volksgefühl und Heimatstolz erglühen“<sup>118</sup>. Der Verein selbst bezeichnet heute als vormals „ehrgeizigstes Ziel“ das Bestreben, Stelzhamers *Hoamatgsang* zur Landeshymne von Oberösterreich zu erheben.<sup>119</sup>

Wie harmlos nach wie vor die Darstellung der NS-Zeit gehandhabt wird, zeigt sich oftmals in einfachen Formulierungen, die Laien nicht entschlüsseln können. So heißt es auf der Homepage des Stelzhamerbundes, dass sich dieser 1939 aufgelöst und erst 1946 gemeinsam mit dem „Bund oberösterreichischer Mundartdichter“ unter dem Namen „Stelzhamerbund der Freunde oberösterreichischer Mundartdichtung“ erneut gegründet habe.<sup>120</sup> Von einer erzwungenen Auflösung (?) durch die Nationalsozialisten, mit der meist der Einzug des Vereinsvermögens einherging, wird nichts berichtet.<sup>121</sup> Wolfgang Dobesberger schreibt in seinem historischen Abriss zur 100-Jahr-Feier des Stelzhamerbundes, dass beide Vereine während der NS-Zeit ruhten.<sup>122</sup>

In den 80er-Jahren war der Stelzhamerbund Mitglied im Dachverband der „Mundartfreunde Österreichs“.<sup>123</sup> Erst 2012 kehrte der Verein zu seinem ursprünglichen Vereinsnamen „Stelzhamerbund“ zurück. Von 1976 bis 2008 war der Verein im Landeskulturzentrum Ursulinenhof untergebracht; heute befindet er sich im Haus der Volkskultur in Linz, Promenade 33.<sup>124</sup> Die längsten Vorsitze des Vereins hatten der Gründer Hans Zötl (1882–1938) und der Stelzhamer-Forscher Hans Commenda (1946–1954) sowie Wolfgang Dobesberger (1964–1985) inne.<sup>125</sup> Die „nachstrebende Jugend“, so Dobesberger, war im „Jungen Kreis des Stelzhamer-Bundes“ erfasst, der – so die Beschreibung aus den 80er-Jahren – zweimal pro Jahr angehalten war, sich in Vortragsabenden „der Öffentlichkeit zu stellen“.<sup>126</sup> Monatliche „Heimat- und Volkstumsnachmittage“ in Linz und in den Bezirksstädten, dort insbesondere in „Bauernhäusern, Schulen, Heimen und Internaten“, sowie „Heimatauffahrten“ lassen vermuten, dass in diesen nicht eben ein kritisches Verständnis der in selbigen vermittelten Werte propagiert wurde. Eine kritische Untersuchung des Stelzhamer-Fördervereins kann im Rahmen dieses Beitrags nicht vorgenommen werden. Gegenwärtig verfügt der Stelzhamerbund nach eigenen Angaben über etwa 1.100 Mitglieder.

### **Land OÖ und Stelzhamer**

Gefragt muss zuletzt nach der – fortwährend vom Land Oberösterreich unterstützten – Intensität der Erinnerungsarbeit werden. 1860 suchte Stelzhamer erstmals um einen Ehrensold, um eine Landespension, beim Statthalter von Oberösterreich an.<sup>127</sup> Er

unterzeichnete diese mit „Franz Stelzhamer, Inhaber der kais. groß. Gold. Medaille für Wissenschaft und Kunst“.<sup>128</sup> Das Land Oberösterreich gestand dem Dichter daraufhin eine lebenslängliche Rente in Höhe von 600 Gulden aus dem Domestikalfonds zu.<sup>129</sup> Diese schrumpfte 1863 auf 400 Gulden.<sup>130</sup> Allerdings erhielt Stelzhamer in den letzten 15 Jahren seines Lebens, also ab etwa 1860, jährlich von Land und Bund zusammen rund 13.000 Gulden.<sup>131</sup> Dazu kamen Einkünfte aus Sammlungen, Stiftungsbeiträgen und Spenden, die mehrere tausend Gulden betragen. Ab dem 22. Jänner 1874 wurden Stelzhamer als jährliche Ehrengabe vom oberösterreichischen Landtag 500 Gulden zugestanden.<sup>132</sup> Dazu kam per Dekret des Ministers für Kultus und Unterricht am 13. April 1874 die jährliche Ehrenpension in Höhe von 600 Gulden, die, so Hans Commenda, zum Zeitpunkt des Todes, am 14. Juli 1874, aufgebraucht waren. Um dies in Relation zu stellen, sei nochmals auf Commenda zurückgegriffen, der eine Summe von rund 1500 Gulden als Jahresgehalt (!) eines höheren Beamten angab.<sup>133</sup> Die Geldnöte Stelzhamers und seine Geldbeschaffungsmaßnahmen zogen sich durch sein gesamtes Leben. Vermutlich lässt sich sein Unvermögen, mit seinen Einkünften zu haushalten, auch in Verbindung mit seinen antisemitischen Aussagen bringen.<sup>134</sup>

Nach Stelzhamers Tod sorgte das Land Oberösterreich überdies mit einer Jahrespension in Höhe von 500 Gulden für seine Witwe und die beiden Kinder Luzian und Rosa Stelzhamer. 1911 wurden die Begräbniskosten für die Witwe ebenso getragen, wie 1912 eine „dauernde Jahresgabe“ an „die unverschuldet in Not geratene Tochter“ vergeben wurde.<sup>135</sup> 1924 soll Stelzhamers Grab in Henndorf und – entgegen anderen Angaben (s.o.) – auch bereits das Haus in Großpiesenham in „Eigentum und Obsorge des Landes Oberösterreich“ übergeführt worden sein.<sup>136</sup>

Das Land Oberösterreich unterstützte den Dichter zu Lebzeiten, half dessen Familie, förderte den Stelzhamerbund und dessen Bemühen um die Erinnerungsarbeit, leistete einen Beitrag zur Entstehung der Denkmäler und finanzierte unter anderem Gedächtnisausstellungen, Dokumentarfilme, Museen, wie das Kulturhaus Stelzhamermuseum in Pramet<sup>137</sup>, Kulturwege, Gedenkstätten, Primär- und Sekundär-Publikationen.<sup>138</sup> Vorliegender Beitrag wirft einen ersten kritischen Blick auf die Erinnerungskultur(en) um Franz Stelzhamer und zeigt die Mythenbildung um dessen Person auf. Nicht zuletzt die tiefende Beschwörung der Heimatseligkeit, die inflationäre Verwendung und Instrumentalisierung des Heimatbegriffs im Zusammenhang mit der Stelzhamer-Rezeption<sup>139</sup> – darauf verwies bereits 1974 Adalbert Schmidt in einer Gedenkrede im Brucknerhaus<sup>140</sup> – bräuchten ein verstärkt kritisches Hinterfragen, ebenso wie eine fortdauernde Überprüfung der „kanonisch gewordene[n] Werteinstufung Stelzhamers, nach der er ganz einfach der ‚größte Mundartdichter Österreichs‘ sei“<sup>141</sup>.

1 Franz Stelzhamer an Betty Reyß, 18.9.1842. Zit. nach: URL, [http://www.landesmuseum.at/pdf\\_frei\\_remote/JOM\\_148b\\_0031-0043.pdf](http://www.landesmuseum.at/pdf_frei_remote/JOM_148b_0031-0043.pdf), 11.6.2012.

- 2 Vgl. Pierre Nora (Hg.): Les lieux de mémoire. 7 Bde. Paris: Gallimard 1984–1992. Die „lieux de mémoire“ stehen beispielgebend für eine ganze Reihe nationalstaatlicher Untersuchungen zu Erinnerungsorten in Europa; mittlerweile gibt es unter anderem Untersuchungen zu italienischen, deutschen, österreichischen und europäischen Erinnerungsorten. Gottfried Glechner bezeichnete Stelzhamer 1987 als „oberösterreichisches Denkmal“ und hinterfragte, ob Stelzhamer unter „Denkmalschutz“ zu stellen wäre. Gottfried Glechner: Franz Stelzhamer – unter Denkmalschutz? In: Rudolf Lehr (Hg.): Landeschronik Oberösterreich. Wien/München, Brandstätter 1987, S. 255f., hier S. 255.
- 3 Vgl. Ferdinand (?) Lentner: Franz Stelzhamer. In: Wiener Sonn- und Montagszeitung, 20.7.1874. – Vgl. auch: Hans Commenda: Zu Franz Stelzhamers Schullesebuch. In: Oberösterreichische Heimatblätter. 18 (Jänner/Juni 1964), H. 1/2, S. 57–60. – Max Bauböck: Ein Lebensbild Franz Stelzhamers. Bearbeitet v. Albrecht Etz. In: ebd. 28 (1974), H. 1/2, S. 3–36, hier S. 24f.
- 4 Vgl. URL, [http://www.waldheimathof.at/de-urlaub\\_steiermark-peter\\_rosegger.shtml](http://www.waldheimathof.at/de-urlaub_steiermark-peter_rosegger.shtml), 11.6.2012. – Franz Haslinger: Auch ein Stelzhamerdenkmal. Peter Rosegger als langjähriger treuer Anwalt des dichterischen Stelzhamererbes. In: Oberösterreichische Heimatblätter 5 (Jänner/März 1951), H. 1, S. 1–12.
- 5 Alle drei waren Mitglieder der oberösterreichischen akademischen Verbindung „Germania“, Zötl war überdies Turner. „In Turnvater Jahn“, so Otto Jungmair 1966, „erblickte er das hehre, straffe Vorbild einer für Volk und Staat so notwendigen Zucht, Ertüchtigung und gesunden Haltung der Jugend.“ Otto Jungmair: Vor 120 Jahren wurde Dr. Hans Zötl geboren. In: Mühlviertler Heimatblätter. Zeitschrift der Mühlviertler Künstlergilde im Oö. Volksbildungswerk 6 (1966), H. 9/10, S. 168–174, hier S. 172. – Vgl. Jonny Moser: Der Antisemitismus der Deutschnationalen in Österreich. In: Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen. Hg. v. Jüdischen Museum der Stadt Wien. Wien, Picus 1995, S.149–155, hier S. 149f.
- 6 Vgl. Klaus Petermayr: Vertonte Stelzhamertexte in der Schriftenreihe „Aus dá Hoamát“ des Oberösterreichischen Stelzhamerbundes. In: Viertelakt. Das Kommunikationsinstrument des Oberösterreichischen Volksliedwerkes, (Juni 2002), Nr. 2. – Vgl. auch: Stephan Gaisbauer: Stelzhamers Lieder. Gesprochene oder gesungene Dichtung? In: ebd.
- 7 Vgl. Emil Brix/Ernst Bruckmüller/Hannes Stekl: Das kulturelle Gedächtnis Österreichs. Eine Einführung. In: Dies.: (Hg.): Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten. Wien, Verlag für Geschichte und Politik 2004, S. 9–25, hier S. 19.
- 8 Vgl. Klaus Petermayr: Das Werden der oberösterreichischen Landeshymne. In: Hoamat-Land. Eine Geschichte der OÖ. Landeshymne. Hg. v. Land OÖ. Linz 2002, S. 5–14, hier S. 13. – Alfons Etz: Interpretation. In: Die Heimat. Heimatkundliche Beilage der Rieder Volkszeitung, Folge 271 (Juli 1952). – Wilhelm Eichinger: Zur Geschichte der oberösterreichischen Landeshymne. In: Mühlviertler Heimatblätter 5 (1965), H. 7/8, S. 133–140.
- 9 Vgl. Moritz Csáky/Peter Stachel (Hg.): Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive. Teil 2: Die Erfindung des Ursprungs. Die Systematisierung der Zeit. Wien, Passagen 2001. 1952 fand im Landesmuseum eine Stelzhamer-Gedächtnisausstellung statt, gefolgt von einer Ausstellung 1974 in Linz und Ried im Innkreis. Linz 1974 (= Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums 87). Vgl. Franz Stelzhamer 1802–1874. Gedächtnisausstellung zum 100. Todestag des Dichters. – Eichinger: Zur Geschichte der oberösterreichischen Landeshymne, S. 134.
- 10 Vgl. URL, <http://www.stelzhamerbund.at/literatur/franz-stelzhamer-preis/>, 11.6.2012.
- 11 So wurden etwa anlässlich Stelzhamers 100. Geburtstag Feiern im Staatsgymnasium in Linz und im Kommunalgymnasium Gmunden abgehalten. Am 30. November 1902 fand in der Linzer Volksfesthalle ein Fest-Kommers statt. Vgl. Stelzhamer-Feier. In: Tagespost, 29.11.1902. – 30 Jahre Stelzhamer-Denk-

- mal in Ried i. I. In: Innviertler Heimatblatt, 30.5.1941. – Stelzhamer-Gedenktage 1942. In: Kulturnachrichten des Kulturbeauftragten des Gauleiters und Reichsstatthalters in Oberdonau, 21.11.1942. – Vgl. auch die „Franz Stelzhamer“-Jubiläumsausstellung im Museum Lauriacum in Enns 2002. URL, [http://www.landesmuseum.at/pdf\\_frei\\_remote/JOM\\_148b\\_0031-0043.pdf](http://www.landesmuseum.at/pdf_frei_remote/JOM_148b_0031-0043.pdf), 11.6.2012. – Brix/Bruckmüller/Stekl: Das kulturelle Gedächtnis Österreichs, S. 20.
- 12 Silvia Bengesser: Franz Stelzhamer – Wanderer zwischen den Welten. URL, [http://www.oegesichte.at/index.php?id=1960&print=1&no\\_cache=1](http://www.oegesichte.at/index.php?id=1960&print=1&no_cache=1), 26.6.2012. – Vgl. Brix/Bruckmüller/Stekl: Das kulturelle Gedächtnis Österreichs, S. 20f.
- 13 Vgl. Die schönsten Mundartgedichte von Franz Stelzhamer. Heft I: „O so schen is dö Welt!“ Hg. v. Innviertler Künstlergilde. Ried i.I. 1952 (= „Die Truhe“ der Innviertler Künstlergilde, Lesebogen Nr. 2).
- 14 Vgl. auch: Adalbert Schmidt: Franz Stelzhamer in unserer Zeit. In: Oberösterreichische Heimatblätter 28 (1974), H. 3/4, S. 135–138.
- 15 Vgl. Juliane Vogel: Ahasvers Waldheimat. Unendliche Fahrten bei Robert Hamerling und Peter Rosegger. In: Wendelin Schmidt-Dengler/Karl Wagner (Hg.): Peter Rosegger im Kontext. Wien [u.a.], Böhlau 1999, S. 85–99, hier S. 87ff. – Vgl. auch: Hildegard Kernmayer/Ingrid Spörk/Günther A. Höfler: „... dass auch der Jude sozusagen ein Mensch sein kann“ – Peter Rosegger und die Judenfrage. In: Gerald Schöpfer (Hg.): Peter Rosegger 1843–1918. Graz 1993 (= Katalog der Steirischen Landesausstellung 1993, Waldheimat, 8.5.–31.10.1993), S. 333–344.
- 16 Vgl. Richard Wagner: Das Judentum in der Musik (1850). In: Richard Wagner. Mein Denken. Martin Gregor-Dellin (Hg.). München/Zürich, R. Piper & Co 1982, S. 17–190. Franz Stelzhamer: Jude. In: Ders.: Das bunte Buch. München 1852, S. 255–259.
- 17 Vgl. Jens Malte Fischer: Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“. Entstehung – Kontext – Wirkung. URL, <http://goldenpages.jpehs.co.uk/static/conferencearchive/98-8-wuj.html>, 28.5.2012. – Vgl. auch: Gertraud Pressler: Jüdisches und Antisemitisches in der Wiener Volksunterhaltung. In: Identität und Differenz. Wien, Sonderdruck 1998 (= Musicologia Austriaca 17).
- 18 Vgl. Fischer: Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“.
- 19 Vgl. Bengesser: Franz Stelzhamer – Wanderer zwischen den Welten.
- 20 Vgl. Moser: Der Antisemitismus der Deutschnationalen in Österreich, S. 153. – Jacob Katz: Richard Wagner. Verbote des Antisemitismus. Königstein/Ts., Jüdischer Verlag Athenäum 1985. – Peter Gay: Freud, Juden und andere Deutsche. Herren und Opfer in der modernen Kultur. Hamburg, Hoffmann und Campe 1986, S. 207–237. – Brigitte Hamann: Winifred Wagner oder Hitlers Bayreuth. München [u.a.], Piper 2002.
- 21 Vgl. auch: Julian Führer: „Deutscher Mensch“ und europäisches Genie: „Der Fall Wagner“. In: Constanze Carcenac-Lecomte [u.a.] (Hg.): Steinbruch. Deutsche Erinnerungsorte. Annäherung an eine deutsche Gedächtnisgeschichte. Frankfurt a. M. [u.a.], Lang 2000, S. 85–97. Vgl. auch: Corina Wagner: Der Richard-Wagner-Kult zur Zeit des Nationalsozialismus. URL, <http://community.zeit.de/user/corina-wagner/beitrag/2009/06/23/der-richardwagner-kult-zur-zeit-des-nationalsozialismus>, 30.6.2012. – Wolfgang Benz: „Der ewige Jude“. Metaphern und Methoden nationalsozialistischer Propaganda. Berlin, Metropol 2010 (= Dokumente, Texte, Materialien / Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin 75).
- 22 Vgl. Lexikon der Juden in der Musik. Mit einem Titelverzeichnis jüdischer Werke. Zusammengestellt im Auftrag der Reichsleitung der NSDAP, auf Grund behördlicher, parteiamtlich geprüfter Unterlagen. Theo Stengl/Herbert Gerigk. Berlin, Hahnfeld 1940 (= Veröffentlichungen des Instituts der NSDAP zur Erforschung der Judenfrage 2).

- 23 OÖLA, Broschürensammlung 5994: Judentum und Musik. Liste der jüdischen Komponisten als Unterlage für die Säuberungsaktionen auf dem Gebiete der Musik. Hg. v. Gauleitung der NSDAP. Oberdonau, Gaupropagandaamt Hauptstelle Kultur, Musikreferat, Linz o.D. – Vgl. Regina Thumser-Wöhs: Zum Stand der musikhistorischen NS-Forschung in Oberösterreich (Bericht Bruckner Symposium 2010, erscheint 2013).
- 24 Vgl. URL, [https://e-gov.ooe.gv.at/bgdfiles/p6555/Fellner\\_Anton.pdf](https://e-gov.ooe.gv.at/bgdfiles/p6555/Fellner_Anton.pdf), 29.6.2012.
- 25 Anlässlich der Denkmalsenthüllung in Linz, 1908, wurde als vierter wichtiger Oberösterreichischer Johannes Kepler genannt. 1952 fügte Hans Commenda zu der Trias Bruckner, Stelzhamer, Stifter als vierten den Komponisten Wilhelm Kienzl hinzu. Vgl. Enthüllung des Stelzhamer-Denkmales. In: Tagespost, 20.10.1908. – Hans Commenda: Franz Stelzhamer und Adalbert Stifter (Mit zwei bisher unveröffentlichten Briefen Adalbert Stifters). In: Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich 1 (1952), H. 3, S. 457–476. – Zu Kienzl vgl. Regina Thumser: Klänge der Macht. Musik und Theater im Reichsgau Oberdonau. In: Birgit Kirchmayr (Hg.): „Kulturhauptstadt des Führers“. Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich. Linz 2008 (= Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Linzer Schlossmuseum), S. 223–239, hier S. 234.
- 26 Anton Fellner: Vorwort. In: Anton Fellner (Hg.): Unser Oberdonau. Ewiger Kraftquell der Heimat. Ein deutscher Gau in Kunst und Dichtung. Berlin 1944, S. 7f., hier S. 8.
- 27 Rudolf Lenk (Hg.): Oberdonau die Heimat des Führers. München, F. Bruckmann 1940, S. 44. – Vgl. ebd., S. 52–55. Der Gau plante für die Zeit nach dem Krieg ein Stelzhamermuseum mit einem Stelzhamerarchiv, eine historisch-kritische Gesamt- und eine Volksausgabe. Vgl. Stelzhamer-Gedenktage 1942. In: Kulturnachrichten, 21.11.1942.
- 28 Vgl. Helga Embacher: Von liberal zu national: Das Linzer Vereinswesen 1848–1938. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1991. Hg. v. Archiv der Stadt Linz. Linz 1992, S. 41–110, hier S. 60.
- 29 Vgl. ebd. – Vgl. auch: Albert Lichtblau: Macht und Tradition. Von der Judenfeindschaft zum modernen Antisemitismus. In: Die Macht der Bilder, S. 212–229. – Kurt Schubert: Die Geschichte des österreichischen Judentums. Wien [u.a.], Böhlau 2008, S. 55ff.
- 30 Vgl. Bauböck: Ein Lebensbild Franz Stelzhamers, S. 14f. – Hans Commenda: Stelzhamer und Linz. In: Jahrbuch der Stadt Linz 1952. Linz 1953, S. 109–160.
- 31 Vgl. Lebensdaten – Werkdaten. In: Silvia Bengesser (Hg.): Franz Stelzhamer. Wanderer zwischen den Welten. Dokumentation eines Lebens in Bruchstücken. Zum 200. Geburtstag des Dichters. Linz 2002 (= Literatur im StifterHaus 15), S. 13–15. – Silvia Bengesser: Idylle und Abseits. Ried im Innkreis als Domizil von Betty und Franz Stelzhamer in den Jahren 1845–1851 und 1855. In: Der Bundschuh 5 (2002), S. 70–77, hier S. 70f.
- 32 Der Mecklenburgische (Mundart)-Dichter Fritz Reuter (1810–1874), mit dem Stelzhamer immer wieder verglichen wurde und dessen Lebensdaten mit jenen Stelzhamers (1802–1874) nahezu ident sind, setzte in seinem Roman einem jüdischen Arzt aus Dank ein literarisches Denkmal. In einem Schreiben an diesen heißt es: „... weil ich seit langen, langen Jahren Dein treues und ehrenvolles Wirken in Deinem Berufe und Deine Liebe und Freundschaft für mich kenne, so sende ich diese Gabe an Dich. Dir, dem Juden, der in trübster Zeit, in Not und in Tod treu zu mir gestanden hat, verdanke ich viel mehr als manchem, durch seinen Glauben aufgeputzten Christenmenschen.“ Leopold Donat: Geschichte der Juden in Mecklenburg von den ältesten Zeiten (1266) bis zur Gegenwart (1874). Auch ein Beitrag zur Kulturgeschichte Mecklenburgs. Leipzig, Leiner 1874. Zit. nach: URL, [http://www.ursulahomann.de/JudenInMecklenburg\\_Vorpommern/kap004.html](http://www.ursulahomann.de/JudenInMecklenburg_Vorpommern/kap004.html), 2.6.2012. – Franz Stelzhamer. In: Tagespost, 17.7.1874.

- 33 Stelzhamer: Jude, S. 255.
- 34 Christian Friedrich Daniel Schubart: Der ewige Jude. Lyrische Rhapsodie. In: Ders.: Gesammelte Schriften und Schicksale. Sämtliche Gedichte, 2. Bd. Stuttgart, Scheible 1839, S. 65–69.
- 35 Vgl. u.a. Ludwig Laher: Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmfliedermaushamster. Von den ausgeblendeten Abgründen einer Ikone. In: Alfred Pittertschatscher (Hg.): Linz. Randgeschichten. Wien, Picus 2009, S. 239–287.
- 36 Vgl. Wolfgang Dobesberger: 100 Jahre Stelzhamer-Bund (1882–1982). In: Oberösterreichische Heimatblätter 35 (1981), H. 3/4, S. 321f. – Vgl. auch: Josef Grüblinger: In memoriam Professor Wolfgang Dobesberger. In: Oberösterreichische Heimatblätter 39 (1985), H. 4, S. 313–316, hier S. 316.
- 37 Vgl. Günther Hummer: Hans Schatzdorfer. Mundartdichter und Geigenbauer aus Großpiesenham. In: Der Bundschuh 13 (2010), S. 123f.
- 38 Vgl. URL, <http://www.franzstelzhamer.at/Hoamatland.htm>, 9.6.2012. – Franz Stelzhamer: Dá gehát Schuestá (Ahasver). In: Ders.: Neue Gesänge in oberenns'scher Volksmundart. Wien, Ueberreutter 1841, S. 260. – Ders.: Dá gehát Schuestá (Ahasver). In: ders.: Gedichte in oberenns'scher Volksmundart. 1. Theil. 2. Aufl. Wien, Rohmann 1844, S. 221.
- 39 Vgl. Stefan Rohrbacher/Michael Schmidt: Judenbilder. Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile. Reinbek b. Hamburg, Rowohlt 1991, S. 246–252, hier S. 246f.
- 40 Vgl. ebd., S. 248.
- 41 Ebd., S. 249. – Zum Gottesmord-Vorwurf vgl. ebd., S. 252ff.
- 42 Monika Klepp: Die Landeshymne. Hans Schnopfhagens Melodie vom Gehen und Ruhen. In: Kulturhaus – Schnopfhagen. Hans Schnopfhagen zum 100. Todestag 2008. Hg. v. Amt der Oö. Landesregierung. Linz 2008, S. 10. – Zur Missinterpretation des Textes vgl. auch: Årg! Hoamatgsang auf Hochdeutsch. In: Oberösterreichische Nachrichten, 14.1.2012.
- 43 Vgl. Es werd scho wieder wern. Das Verb „werden“ und wie man im Bairischen die Zukunft ausdrückt. In: Mittelbayerische Zeitung, 9.6.2011. URL, [http://www.mittelbayerische.de/index.cfm?pid=10010&pk=672259&p=1\\_672259](http://www.mittelbayerische.de/index.cfm?pid=10010&pk=672259&p=1_672259), 7.6.2012.
- 44 Vgl. Rohrbacher/Schmidt: Judenbilder, S. 249f. – Vgl. auch: Frank Stern: „Der Ewige Jude“ – Stereotype auf der europäischen Wanderung. In: Die Macht der Bilder, S. 117–121.
- 45 Vgl. Stelzhamer: Jude, S. 255–259.
- 46 Stephan Gaisbauer: Hoamatgsang. Zur Genese der oberösterreichischen Landeshymne. In: Hoamat-Land, S. 15–31, hier S. 27.
- 47 Klaus Petermayr: Hans Schnopfhagen – Leben und Werk. In: Ders. (Hg.): Schnopfhagen. Umfeld – Leben – Wirken. Linz 2008 (= Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik 6), S. 61–108, hier S. 81. – Vgl. Peter Diem: Die Landeshymne. URL, [http://www.austria-lexikon.at/af/Wissenssammlungen/Symbole/Ober%C3%B6sterreich\\_Landeshymne](http://www.austria-lexikon.at/af/Wissenssammlungen/Symbole/Ober%C3%B6sterreich_Landeshymne), 28.5.2012. – Vgl. Regina Thumser: Franz Schnopfhagen. Facetten einer Musikerkarriere. In: Kirchmayr (Hg.): Kulturhauptstadt des Führers. S. 249–251. – Vgl. auch: Eva Maria Hois: „Wir leben von der Erinnerung der Menschen.“ Volksmusikforschung in Österreich als Ort und Speicher des Gedächtnisses. In: Csáky/Stachel: Speicher des Gedächtnisses, S. 117–144.
- 48 Vgl. Kulturhaus – Schnopfhagen, S. 10f. – Vgl. Johannes Steinbauer: Land der Hymnen. Eine Geschichte der Bundeshymnen Österreichs. Wien, Sonderzahl 1997. – Franz Grasberger: Die Hymnen Österreichs. Tutzing, Schneider 1968, S. 175f. – Eichinger: Zur Geschichte der oberösterreichischen Landeshymne, S. 133. Vgl. URL, [http://www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xchg/SID-AC932AC354B6214B/ooe/hs.xml/27586\\_DEU\\_HTML.htm](http://www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xchg/SID-AC932AC354B6214B/ooe/hs.xml/27586_DEU_HTML.htm), 28.5.2012.

- 49 Vgl. ebd.
- 50 Eichinger: Zur Geschichte der oberösterreichischen Landeshymne, S. 138.
- 51 Weitere Vertonungen des *Hoamátland* wurden von Franz Sales Reiter (um 1888), vom Bruckner-Schüler Martin Einfalt (1902), vom Linzer Domkapellmeister Franz Xaver Müller, von Eduard Kremser (?) und vom Schnopfhagen-Sohn Franz vorgenommen. Vgl. Eichinger: Zur Geschichte der oberösterreichischen Landeshymne, S. 135. – Die Enthüllung des Stelzhamerdenkmals in Ried. In: Linzer Volksblatt, 27.5.1911.
- 52 Vgl. Gesetz über die oberösterreichische Landeshymne. In: Landesgesetzblatt Nr. 36/1953. URL, [http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/Lgbl/LGBL\\_OB\\_19531015\\_36/LGBL\\_OB\\_19531015\\_36.html](http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/Lgbl/LGBL_OB_19531015_36/LGBL_OB_19531015_36.html), 28.5.2012. Landesgesetz vom 3. Juli 1997 über die oberösterreichischen Landessymbole. URL, <http://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LROO&Gesetzesnummer=10000563>, 28.5.2012.
- 53 Vgl. URL, [http://www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xchg/SID-3DCFCFC3-956732CF/ooe/hs.xsl/27586\\_DEU\\_HTML.htm](http://www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xchg/SID-3DCFCFC3-956732CF/ooe/hs.xsl/27586_DEU_HTML.htm), 28.5.2012.
- 54 Ebenso gibt es Stelzhamerstraßen in Ampflwang, Haid, Grieskirchen, Sankt Martin bei Linz, Altheim, Sankt Georgen im Attergau, Schwertberg und St. Pölten.
- 55 Vgl. Stelzhamer als Wegweiser. Pramet gedachte drei großer Söhne: Stelzhamer, Schatzdorfer, Binder. In: Rieder Volkszeitung, 10.5.1996. – Freimut Rosenauer: Der Franz-Stelzhamer-Kulturweg. In: Der Bundschuh 1 (1998), S. 113f. Vgl. auch: URL, [http://www.franzstelzhamer.at/Wanderwege/Stelzh\\_KulturWeg.htm](http://www.franzstelzhamer.at/Wanderwege/Stelzh_KulturWeg.htm), 22.3.2012.
- 56 Rosenauer: Der Franz-Stelzhamer-Kulturweg, S. 114. Laut Auskunft des Bürgermeisters von Pramet, ist derzeit einzig eine Tafel nicht aufgestellt.
- 57 Vgl. URL, <http://www.stelzhamermuseum.com/weg.html>, 22.3.2012.
- 58 Vgl. URL, [http://www.franzstelzhamer.at/Wanderwege/Stelzh\\_KulturWeg.htm](http://www.franzstelzhamer.at/Wanderwege/Stelzh_KulturWeg.htm), [http://www.franzstelzhamer.at/Wanderwege/Stelzh\\_MuaderlWeg.htm](http://www.franzstelzhamer.at/Wanderwege/Stelzh_MuaderlWeg.htm), 22.3.2012.
- 59 Vgl. URL, <http://www.antonbruckner.at/Brucknerorte.php?Ort=67>, 7.6.2012.
- 60 Vgl. URL, <http://www.franzstelzhamer.at/Wanderwege/StelzhamerwegBadKreuzen.htm>, 22.3.2012.
- 61 Vgl. ebd. – Vgl. auch: Gernot Gruber: Wolfgang Amadeus Mozart. In: Brix/Bruckmüller/Stekl: Das kulturelle Gedächtnis Österreichs, S. 48–78, hier S. 75f.
- 62 Dobesberger: 100 Jahre Stelzhamer-Bund, S. 321.
- 63 Grüblinger: In memoriam Professor Wolfgang Dobesberger, S. 315.
- 64 Vgl. Kulturhaus – Schnopfhagen, S. 33–35.
- 65 Zit. nach: Bauböck: Ein Lebensbild Franz Stelzhamers, S. 31.
- 66 Vgl. Max Bauböck: Franz Stelzhamer zum 150. Geburtstag. Stelzhamers Eltern. In: Rieder Volkszeitung, Nr. 48 (1952). – Hans Commenda: Franz Stelzhamers Vaterhaus. In: Oberösterreichische Heimatblätter 9 (Oktober/Dezember 1955), H. 4., S. 328–332, hier S. 328.
- 67 Vgl. ebd., S. 330. – Vgl. Georg Stibler: Stelzhamers Geburtshaus. In: Heimatgaue. Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde 4 (1923), S. 99.
- 68 Vgl. Commenda: Franz Stelzhamers Vaterhaus, S. 331.
- 69 Vgl. Zur Enthüllung des Stelzhamer-Denkmal. In: Linzer Volksblatt, 18.10.1908.
- 70 Irreführend ist auch die von Franz Stelzhamer selbst gebrauchte Bezeichnung „Vaterhaus“, da das Haus eigentlich aus dem Besitz der Mutter Maria Stelzhamer, geborene Hofstetter (auch Hofstädter), stammte.
- 71 Zit. nach: Haslinger: Auch ein Stelzhamerdenkmal, S. 5f.



- 72 Vgl. Commenda: Franz Stelzhamers Vaterhaus, S. 331.
- 73 Vgl. ebd., S. 328.
- 74 Vgl. Dobesberger: 100 Jahre Stelzhamer-Bund, S. 321. – Hans Commenda: Franz Stelzhamer und die oberösterreichische Landesregierung. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, 97. Bd., Linz 1952, S. 135–159, hier S. 135. – Christian Strasser: Antisemitismus am Wallersee. In: Robert Kriechbaumer: Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg. Wien, Böhlau 2002, S. 127–152. Stelzhamer verstarb am 14. Juli; die Zeitungen vermeldeten seinen Tod fälschlich mit Datum 15. Juli 1874. Vgl. Neue Freie Presse, 15.7.1874. Linzer Volksblatt, 16.7.1874. Ich danke Thomas Mittrecker für die Überprüfung der Sterbedaten Franz Stelzhamers. Thomas Mittrecker (Archiv der Erzdiözese Salzburg) an Regina Thumser-Wöhs, 26.3.2012.
- 75 Sammlung Thumser-Wöhs: Undatierter Zeitungsausschnitt, vermutlich Rieder Volkszeitung, Anf. Juni 1954.
- 76 Der Verweis auf das Bayerische/Deutsche des Dichters Stelzhamer wird hier – fälschlicherweise – bewusst eingesetzt. Das Innviertel kam nach dem Frieden von Teschen, am 13. Mai 1779, zu Österreich; Stelzhamer wurde somit 1802 bereits in Österreich geboren.
- 77 Vgl. Andres Mayer-Edoloeiy/Bettina Mayr-Bauernfeind/Andre Zogholy: Wer steht wofür? Landtagswahl 2003. Eine Analyse der verschiedenen Parteipositionen zu Fragen Freier Kulturarbeit. URL, <http://kupf.at/node/452>, 1.7.2012. Oberdonau die Heimat des Führers, S. 52f.
- 78 Vgl. URL, <http://www.bairische-sprache.at/Index/Archiv/2011/Maerz%202011.htm>, 29.6.2012.
- 79 Vgl. Jeanne Benay/Alfred Pfabigan (Hg.): Hermann Bahr – für eine andere Moderne. Bern, Lang 2004.
- 80 Vgl. Hermann Bahr: Stelzhamer. In: Neues Wiener Tagblatt, 21.11.1902. Norbert Hanrieder kritisierte die Darstellung Stelzhamers in Bahrs Theaterstück *Franzl* in seinem Erinnerungstext anlässlich Stelzhamers 100. Geburtstags. Vgl. Norbert Hanrieder: Den Manen Stelzhamers. In: Linzer Volksblatt, 29.11.1902.
- 81 Vgl. Hermann Bahr: Der Antisemitismus. Ein internationales Interview. Berlin, S. Fischer 1894. Hermann Bahr über die Judenfrage. In: Prager Tagblatt, 20.2.1911. Vgl. auch: URL, <http://www.univie.ac.at/bahr/node/39023>, 5.6.2012. – Heinz Lunzer/Victoria Lunzer-Talos: Peter Altenberg und Hermann Bahr. Briefe. In: Benay/Pfabigan (Hg.): Hermann Bahr, S. 249–262, hier S. 237. – Michael Brenner: Antisemitismus und moderne jüdische Identität. Wie Klischees und Selbstbilder ineinander greifen. In: Neue Zürcher Zeitung, 22.7.2002. URL, <http://www.nzz.ch/2002/07/22/fe/article8A4WO.html>, 5.6.2012.
- 82 Hermann Bahr: Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes. Berlin [u.a.], Ahn 1901. – Vgl. auch: Heinrich Wimmer: Hermann Bahr am Landestheater. In: Promenade 39. Das Landestheater Linz 1803–2003. Hg. v. Landestheater Linz. Salzburg/Wien, Residenz 2003, S. 54f. Vgl. auch: URL, <http://www.univie.ac.at/bahr/node/49656>, 5.6.2012.
- 83 Bahr: Der Franzl, o.S.
- 84 Vgl. Enthüllung des Stelzhamer-Denkmales. In: Tagespost, 20.10.1908. – Stelzhamer-Festvorstellung. In: Linzer Volksblatt. 20.10.1908. – Bauernfestspiele in Mettmach. Spielgemeinschaft bringt „Der Franzl“ von H. Bahr. In: Rieder Volkszeitung (?), 6.6.1974. – Weitere Theaterstücke und Romane, die Stelzhamer als Thema haben, finden sich in Hans Commendas kommentierter Bibliografie. – Vgl. Hans Commenda: Franz Stelzhamer in der Literaturgeschichte. In: Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines, 109. Bd. Linz 1964, S. 336–350, hier S. 347f. Commenda differenziert hier unter anderem zwischen Werken, „die Stelzhamer totsichweigen“, „die ihn bloß nennen“, solchen, „die ihn unzulänglich darstellen“, und jenen „die ihm gerecht werden“. Ebd., S. 337. Vgl. auch: Hans Commenda: Stelzhamer-Bibliographie. Bausteine zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters. Linz, Verlag des Vereines Museum Francisco-Carolinum 1909 (= 67. Jahres-Bericht des Museum Francisco-Carolinum nebst

- der 61. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns). – Hans Zötl: Franz Stelzhamer. Zur Geschichte seines Volksliedes. In: Tagespost, 14.7.1934.
- 85 Das Denkmal wurde schließlich 1899 in der New Yorker Bronx aufgestellt. Vgl. Michael Werner: Heinrich Heine. In: Deutsche Erinnerungsorte, Bd. I. Etienne François und Hagen Schulze (Hg.). München, Beck 2001, S. 484–501, hier S. 484f.
- 86 Vgl. Die Enthüllung des Stelzhamer-Denkmal in Ried. In: Tagespost, 27.5.1911.
- 87 Enthüllung des Stelzhamer-Denkmales. In: Tagespost, 20.10.1908.
- 88 Vgl. Hermann Ubell: Franz Metzner. In: Tagespost, 18.10.1908.
- 89 Anton Freytag: Festwort zum Gedächtnis an Franz Stelzhamer. In: Tagespost, 18.10.1908.
- 90 Vgl. Enthüllung des Stelzhamer-Denkmales. In: Tagespost, 20.10.1908.
- 91 Vgl. ebd. Stelzhamer-Festvorstellung. In: Linzer Volksblatt, 20.10.1908. – Vgl. Commenda: Franz Stelzhamer und die oberösterreichische Landesregierung, S. 145.
- 92 Vgl. auch: Zur Enthüllung des Stelzhamer-Denkmal. In: Tagespost, 18.10.1908.  
Vgl. URL, <http://www.linz.at/archiv/denkmal/default.asp?action=denkmaldetail&id=2717>, 30.6.2012.
- 93 Vgl. Enthüllung des Stelzhamer-Denkmales. In: Tagespost, 20.10.1908.
- 94 Vgl. ebd.
- 95 Anton Matosch: Festrede zur Enthüllungsfeier des Stelzhamer-Denkmales. In: Tagespost, 20.2.1908.
- 96 Vgl. Festschrift zur Enthüllung des Stelzhamer-Denkmales in der Stadt Ried i. I. am 25. Mai 1911. Hg. v. Denkmal-Ausschusse in Ried. Ried i. I. 1911. – Heinz Forstinger: 100 Jahre Stelzhamerdenkmal in Ried im Innkreis – über sein Zustandekommen. In: Bundschuh 14 (2011), S. 103–110.
- 97 Vgl. ebd., S. 103.
- 98 Vgl. Die Enthüllung des Stelzhamerdenkmals in Ried. In: Linzer Volksblatt, 27.5.1911.
- 99 OÖ Volkszeitung 1904, abgedruckt in: Forstinger: 100 Jahre Stelzhamerdenkmal in Ried im Innkreis, S. 104.
- 100 Vgl. ebd., 103f.
- 101 Die Enthüllung des Stelzhamerdenkmals in Ried. In: Linzer Volksblatt, 27.5.1911. Vgl. auch: Die Enthüllung des Stelzhamer-Denkmal in Ried. In: Tagespost, 27.5.1911.
- 102 Ubell: Franz Metzner.
- 103 Franz Brosch: Das Stelzhamer Erbe. In: Tagespost, 25.5.1911. Vgl. auch: Karl Ferdinand Kummer: Franz Stelzhamer. In: Wiener Abendpost, Beilage zur Wiener Zeitung, 20.4.1874.
- 104 Vgl. Forstinger: 100 Jahre Stelzhamerdenkmal in Ried im Innkreis, S. 108 u.110.
- 105 Die Enthüllung des Stelzhamerdenkmals in Ried. In: Linzer Volksblatt, 27.5.1911.
- 106 Forstinger: 100 Jahre Stelzhamerdenkmal in Ried im Innkreis, S. 105.
- 107 Vgl. ebd., S. 106.
- 108 Vgl. ebd., S. 105.
- 109 Vgl. 100 Jahre Stelzhamerdenkmal (19.5.2011) URL, [http://www.meinbezirk.at/Riedi.Innkreis/bez\\_89/channel\\_3/chsid\\_1/uid\\_14539/id\\_941995?printarticle=1](http://www.meinbezirk.at/Riedi.Innkreis/bez_89/channel_3/chsid_1/uid_14539/id_941995?printarticle=1), 3.6.2012.
- 110 Die Enthüllung des Stelzhamerdenkmals in Ried. In: Linzer Volksblatt, 27.5.1911. Vgl. auch: Die Enthüllung des Stelzhamer-Denkmal in Ried. In: Tagespost, 27.5.1911.
- 111 Vgl. ebd.
- 112 Vgl. Die Enthüllung des Stelzhamerdenkmals in Ried. In: Linzer Volksblatt, 27.5.1911.
- 113 Vgl. ebd.
- 114 Vgl. Die Enthüllung des Stelzhamer-Denkmal in Ried. In: Tagespost, 27.5.1911.
- 115 Vgl. Brix/Bruckmülle/Stek: Das kulturelle Gedächtnis Österreichs, S. 20. – Hans Zötl. In: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 60. Wien, k.k. Hof- und Staatsdruckerei 1891, S. 233–235.

- 116 Vgl. Hans Zötl: Aus dá Hoamát. In: Heimatgaue 1 (1919/20), H. 1, S. 62f. Gründung und Wirksamkeit des Stelzhamer-Bundes. In: Hans Zötl/Anton Matosch/Hans Commenda (Hg.): Aus dá Hoamát. Volksausgabe ausgewählter o.ö. mundartlicher Dichtungen. Linz, Verlag des Stelzhamerbundes 1908 (= Festgabe zur Enthüllung des Stelzhamerdenkmales in Linz), S. XII–XX. Vgl. auch: ebd., S. XXI–XXVI.
- 117 Vgl. URL, <http://www.stelzhamerbund.at/verein/geschichte/>, 22.3.2012.
- 118 Zötl: Aus dá Hoamát, S. 63. Diese Zielsetzung blieb, wenn auch aus politischen Gründen fragwürdig, erhalten. Vgl. Wolfgang Dobesberger: Hans Schnopfhagen und der Stelzhamerbund. In: Mühlviertler Heimatblätter 5 (1965), H. 7/8, S. 122. – Regina Thumser: Franz Schnopfhagen – eine „steinige“ Biografie. In: Petermayr: Schnopfhagen, S. 117–119.
- 119 Vgl. URL, <http://www.stelzhamerbund.at/verein/geschichte/>, 22.3.2012.
- 120 Vgl. Dobesberger: 100 Jahre Stelzhamer-Bund (1882–1982), S. 321. Bund oberösterreichischer Mundartdichter „Hoamátsgang“. In: Heimatgaue 1 (1919/20), H. 1, S. 63f.
- 121 Vgl. Verena Pawlowsky/Edith Leisch-Prost/Christian Klösch: Vereine im Nationalsozialismus. Vermögensentzug durch den Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände und Aspekte der Restitution in Österreich nach 1945. Wien [u.a.], Oldenbourg 2004 (= Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, 21/1), S. 13ff. Ein Text aus dem Jahr 1942 verweist auf die Vorarbeiten des Stelzhamerbundes und dessen Geschichte als „satzungslose Gemeinschaft“. Dies deutet auf ein inoffizielles Fortbestehen hin. Vgl. Stelzhamer-Gedenktage 1942. In: Kulturnachrichten, 21.11.1942.
- 122 Vgl. Dobesberger: 100 Jahre Stelzhamer-Bund, S. 321.
- 123 Vgl. ebd.
- 124 Vgl. ebd. URL, <http://www.stelzhamerbund.at/verein/geschichte/>, 22.3.2012. – Grüblinger: In memoriam Professor Wolfgang Dobesberger, S. 315.
- 125 Weitere Obleute des Vereins vgl. URL, <http://www.stelzhamerbund.at/verein/geschichte/>, 22.3.2012.
- 126 Dobesberger: 100 Jahre Stelzhamer-Bund, S. 321.
- 127 Vgl. Commenda: Franz Stelzhamer und die oberösterreichische Landesregierung, S. 145ff.
- 128 Vgl. ebd., S. 148.
- 129 Vgl. ebd., S. 148 u. 151.
- 130 Vgl. ebd., S. 154. Bauböck: Ein Lebensbild Franz Stelzhamers, S. 35.
- 131 Vgl. Commenda: Franz Stelzhamer und die oberösterreichische Landesregierung, S. 157f.
- 132 Vgl. ebd., S. 138.
- 133 Vgl. ebd. Johannes Nordmann: Franz Stelzhamer. In: Neue Freie Presse, 16.7.1874. – Bengesser: Franz Stelzhamer – Wanderer zwischen den Welten.
- 134 Vgl. Stelzhamer: Jude, S. 258.
- 135 Ebd., S. 150.
- 136 Vgl. ebd., S. 159.
- 137 Vgl. URL, <http://www.franzstelzhamer.at/Artikel/StelzhamermuseumPramet.htm>, 30.6.2012.
- 138 Vgl. Dobesberger: 100 Jahre Stelzhamer-Bund, S. 321f. – Grüblinger: In memoriam Professor Wolfgang Dobesberger, S. 315f.
- 139 Commenda bezeichnete noch 1962 das Geburtshaus Stelzhamers als „Wallfahrtsstätte der Oberöreicher“. – Hans Commenda: Franz Stelzhamer – heute. In: Mühlviertler Heimatblätter 2 (1962), H. 11/12, S. 28–30, hier S. 28.
- 140 Vgl. Schmidt: Franz Stelzhamer in unserer Zeit, S. 135–138, hier S. 138.
- 141 Glechner: Franz Stelzhamer, S. 255.







Armin Eidherr

Stellungnahme zu: Franz Stelzhamer: *Jude*.  
In: Ders.: Das bunte Buch. München 1852  
(Privatdruck: Im Selbstverlage des Verfassers),  
S. 255–259.

Der Text *Jude* steht im Werk des oberösterreichischen Heimatdichters Franz Stelzhamer (1802–1874) scheinbar (?) wie isoliert da, taucht darin scheinbar (?) gänzlich unmotiviert auf. Das Elaborat erschien erst- und einmalig 1852 in dem im Eigenverlag in München herausgegebenen *Bunten Buch*. Dieses Sammelsurium von teils extrem reaktionären Schriften besteht über Strecken eindeutig in Stelzhamers „Reaktion“ auf die 1848er-Revolution. Ein solcher Zusammenhang ist dem Text *Jude* an der Oberfläche zwar nicht anzusehen: Er erscheint wie aus einer dumpfen pathologischen Reflexhandlung heraus im Buch als eine Zusammensetzung aus vorgefertigten antisemitischen Stereotypen verschiedener Provenienz: ökonomischen, religiösen (christlichen), eschatologischen, kulturellen, politischen, demografischen, rassistischen, unterschwellig sexuellen ...

Wie soll man nun mit diesem Text umgehen, in dem sich Äußerungen wie die folgenden in Hülle und Fülle zusammengehäufelt finden:

In alle Welt zerstreut, schlingt er [= der Jude] sich, bald dünner, bald breiter, [...] in fast unerforschlichen Windungen und Krümmungen, ein Riesenbandwurm, um die Ernährungsorgane eines jeden kultivierten Staatskörpers, und wie oft man ihn auch abzutreiben versucht hat, man gewann [...] bis jetzt stets nur größere oder kürzere Stücke, nie aber den Kopf selbst [...]. Die Völker ringen um Vorrang und Macht [...]; der Jude sieht zu, zufrieden, dass er heut oder morgen, da oder dort seinen Bandwurmrüssel, gleichviel, an die offene Wunde, oder an die Errungenschaften anlegen kann und – saugen.<sup>1</sup>

Wie also damit umgehen? Natürlich gehört die Schrift in keine „Leseausgabe“ und eher in keine „Schulausgabe“, außer unter bestimmten didaktischen Vorzeichen; wohl aber in eine kritische Gesamtausgabe, in der sie im Kommentar unter anderem folgendermaßen zu kontextualisieren ist:

Da sind etwa die Kontexte der „Tradition“ solcher Anschauungen: Woher kommen sie, wie äußerten sie sich zur Zeit der Abfassung, wie war ihre Wirkung bis heute. Vergleicht man Stelzhamers Aussagen etwa mit den bisweilen ähnlichen von Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), einem doch sehr viel „helleren Kopf“, die dieser, ebenfalls alle antijüdischen Stereotypen seiner Zeit wiederkäuend<sup>2</sup>, vor allem in seinen letzten beiden Lebensjahren von sich gab, dann relativiert das nun keineswegs Stelzhamer, zeigt aber, dass Künstler, auch wenn sie als Genies und als Große gelten (und mehr oder weniger

weitgehend auch sind), immer heterogene Mischwesen mit vielen in ihrer Epoche und ihrem Milieu verfügbaren Beständen an Denkweisen und Gefühls- und Bewusstseinszuständen sind und (mehr oder weniger weitgehend) „auf der hegemonialen Schiene“ sein können, wie Lichtenberg etwa beim Thema „Judentum“ (jedoch in fast allen anderen Bereichen eben nicht), und Stelzhamer in sehr vielen Bereichen (und auch beim Thema „Judentum“).

Bei ähnlichen zeitgenössischen Äußerungen wäre etwa die 1850 verfasste Schrift *Das Judentum in der Musik* von Richard Wagner (1813–1883) zu berücksichtigen, der sich – ähnlich wie Stelzhamer – gerne beim Ausbleiben finanzieller und künstlerischer Erfolge als Opfer (auch und gerade) „der Juden“ sah.

So wären weiters die persönlichen/biografischen Hintergründe (etwa Stelzhamers Schuldsuche für die zunehmende schriftstellerische Erfolglosigkeit nach 1848) aufzuzeigen. Aber auch die Thematisierung von Judentum im übrigen Werk Stelzhamers wäre zu erwähnen, wie z.B. das (eher positiv berührende) Auftauchen des Ewigen Juden im Gedicht *Schicksal* mit vielen üblichen Ahasver-Konnotationen: von der Identifikationsfigur bis hin zur unheimlichen Alpträumgestalt ...

Zu plädieren ist einerseits dafür, dass solche Machwerkchen wie Stelzhamers *Jude* weder verdrängt bzw. verschwiegen noch bagatellisiert oder relativiert werden dürfen, sondern stets neu kritisch diskutiert – alleine schon deswegen, weil solches und ähnliches Gedankengut schließlich zu sehr konkreter Vernichtungsideologie und -politik geführt hat. Andererseits aber ist Objektivität gegenüber dem Gesamtwerk gefragt: Die Aufgabe der Literatur- und Kulturwissenschaft und -geschichte ist es, all dies klar zu benennen! Es ist nicht ihre Aufgabe, „Empörungswort“ oder politische Entscheidungsarbeit zu machen. Gerade in der Auseinandersetzung mit Stelzhamer halte ich einen „aktualistischen“, medial orientierten Blick und jegliches mit diesem in Zusammenhang stehende „Empörungssyndrom“ für unangebracht.

Ich bin für die Zerstörung von Diktatorendenkmälern, ob es sich nun um Hitler oder Stalin o.ä. handelt. Ich würde gegen die Straßenbenennung nach einem dieser Herren o.ä. kämpfen und nie etwa in eine Jörg-Haider(o.ä.)-Straße ziehen. Aber es fiel mir nie ein, für die Umbenennung einer Stelzhamerstraße zu plädieren. Und die Stelzhamer-Denkmäler in Linz, Ried oder München zeigen einen „fischen Burschen“, der keinesfalls entfernt werden darf.

1 Franz Stelzhamer: *Jude*. In: Ders.: *Das bunte Buch*. München 1852, S. 255ff.

2 Vgl. z.B. Frank Schäfer: *Lichtenberg-ABC*. Leipzig, Reclam 1998. Stichwort „Judentum“ (S. 65–71), wo besonders auf die verschiedenen Erscheinungsformen des Antisemitismus bei Lichtenberg eingegangen wird, und weiters auch das Stichwort „Proselytenmacherei“ (S. 116–121). Zum Einfluss von Johann Andreas Eisenmengers 1700 erschienener „Studie“ „Entdecktes Judentum“ siehe ebd., S. 68.



## Handlungsräume, Kontexte & Gedanken zu Franz Stelzhamers *Das bunte Buch* – ein Essay

Die politischen Diskussionen um die Emanzipation der Juden während der 1848er-Revolution schufen eine Situation, in der Teile der Mehrheitsgesellschaft bereit waren, den Juden erweiterte Bürgerrechte zuzuerkennen, sich allerdings das Recht vorbehalten, die sie betreffenden Begrifflichkeiten zu bestimmen und Identitäten von außen zuzuschreiben. Andere Teile der Bevölkerung gingen über diese verbale Fremdbestimmung hinaus und setzten die in ihren Augen zu weit gehenden Rechte gemäß der alten Ordnung in Gewalt um. Jahrzehnte später brachte es der amtsführende Wiener Bürgermeister Karl Lueger nochmals auf den Punkt, indem er meinte: „Wer Jude ist, bestimme ich.“

Peter Pulzer, der sich mit der spezifisch österreichischen Ausformung des Antisemitismus beschäftigte, stellte fest, dass der Wiener Antisemitismus erstmals 1848 angetrieben von antirevolutionären Kräften in Erscheinung trat.<sup>1</sup> In Frankreich gab es seit den 1830er-Jahren eine eher linke antisemitische Presse, die sich gegen die jüdische „Haute Banque“ (Rothschild, Pereire, Crémieux) richtete. In Deutschland entstand zur selben Zeit eine politisch-theologische Bewegung (Paulus, Fries, Mohl), die sich gegen die jüdischen Aufklärer (Riesser, Börne, Jacoby) richtete. In Österreich brachte das Jahr 1848 eine von rechtskonservativer Seite dominierte Politisierung, die den konfessionellen Antisemitismus dazu benutzte, gesellschaftliche Missstände anzuprangern und von gesellschaftlichen Spannungen abzulenken. Durch die Konfessionalisierung des Judentums und die zunehmende Auflösung der jüdischen Gemeinschaft als eine von außen wahrnehmbare, klar abgrenzbare Gruppe waren die alten Zuschreibungen nicht mehr zeitgemäß und praktikabel. Der konfessionelle Antisemitismus markierte daher ab Mitte des 19. Jahrhunderts den schrittweisen Übergang von einem traditionellen, klerikalen hin zu einem säkular geprägten, rassischen Antisemitismus (ab ca. 1870).

Die antisemitischen Empörungen und Übergriffe rund um 1848 entluden sich, als von revolutionärer Seite eine Liberalisierung und Demokratisierung der Gesellschaft und die Gleichheit aller BürgerInnen eingefordert wurde. Das Programm schloss auch die Religionsfreiheit mit ein und hätte die Emanzipation und rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung zur Folge gehabt. Dagegen protestierten in Wien vor allem verschiedene Flügel der katholischen Kirche und die konservativen Vertreter des Landes, die sich gegen die Reformbestrebungen wehrten und in der Gleichberechtigung der Juden einen Verfall der Sitten sahen.

Die Emanzipation der jüdischen Bevölkerung hätte für die christlichen Landbesitzer, Händler und Handwerker Konkurrenzverhältnisse gebracht, die sie mit allen Mitteln zu verhindern suchten. Auch auf politischer und ideologischer Ebene war in den aufkeimenden Nationalismen kaum Platz für eine jüdische Integration, denn der deutsche Nationalismus gründet auf einer christlich-deutschen Weltanschauung und der tschechische sah in den Jüdinnen und Juden VertreterInnen der deutschen Kultur. So kam es im Frankfurter Parlament zu einer angeregten Diskussion zwischen Gabriel Riesser und Moritz Mohl, ob denn die Juden als eigene Nation zu betrachten wären. Während der christliche Parlamentarier Mohl dies bejahte und eine deutliche Abgrenzung zu „den Deutschen“ sah, wehrte sich der für die Emanzipation des Judentums Eintretende Riesser vehement dagegen, dass den Juden damit die Identität als Deutsche abgesprochen werden könne. Er wollte die jüdische Identität in eine deutsche eingebettet wissen. Juden sollten als Teil der deutschen Bürgerbewegung anerkannt werden.<sup>2</sup>

Im Zuge der politischen Revolution in Wien von 1848 kam es innerhalb der katholischen Kirche zu Spannungen. Der Josephinismus erfuhr eine Renaissance, bei der wiederum aufklärerische Gedanken und moderne Gesellschaftsauffassungen in die Kirche integriert werden sollten. Dies bewirkte eine entsprechende Rivalität, die sich um und innerhalb der katholischen Kirche Österreichs abspielte. Einerseits fand sie zwischen der liberalen, antiklerikalen Bewegung und der katholischen Kirche statt, andererseits vollzog sie sich zwischen einer kirchlichen Volksbewegung und ihren konservativen Kräften.<sup>3</sup> Der konservative Flügel der katholischen Kirche war in den Monaten der Revolution wegen seiner rückschrittlichen Positionen scharfen Angriffen von Seiten der liberalen und demokratischen Bewegung ausgesetzt. Vor allem die revolutionäre Presse richtete sich gegen den Klerus.

Juden machten in der Wiener Publizistik des Jahres 1848 in absoluten Zahlen nur einen geringen Teil der Journalisten aus. Ihr relativer Anteil stieg in diesem Jahr dennoch beachtlich. Die Berufswahl junger jüdischer Intellektueller fiel nach Verbesserung der Rechtslage und Aufhebung des Metternich'schen Zensursystems zu einem beachtlichen Teil auf die Journalistik, weil sich die freien Berufe schneller für sie eröffneten. Von der Gegenseite wurde die revolutionäre Presse daher vorschnell als „Judenpresse“ abgestempelt, ohne zu bedenken, dass Juden innerhalb der Wiener Gesellschaft in den unterschiedlichsten politischen Lagern zu finden waren. Sie waren Radikale, Liberale, Gemäßigte und Konservative. Einmal auf diesen abfällig gemeinten Begriff der „Judenpresse“ eingeschworen, ließ sich die repressive Journalistik nicht mehr davon abbringen.

Das Kapitel *Sybillinisches* in *Das bunte Buch* von Franz Stelzhamer ist in diesen Kontext zu stellen. Es beginnt mit einer Fabel („Märlein“), in der sich die veränderte Situation in der Wiener Presselandschaft nach 1848 widerspiegelt. Mehr als hundert neue Zeitungen brachte dieses „verhängnißvolle Jahr“, in dem „viele Curiositäten aufkamen und Beifall fanden, aber gerade nach den Seinigen keine Frage und kein Verlangen mehr war“.

Stelzhamer veröffentlichte Texte eines Freundes, der in den Jahren 1848–50 versuchte, mit Aufsätzen zur „größeren Politik“ in der Wiener Journalistik Fuß zu fassen, aber von den modernen Zeitungsredakteuren abgewiesen wurde. Die „Erhabenheit des Adlers“ war nicht mehr gefragt in den neuen Zeiten. Die „Zaunköniglein“ hatten das Zepter der Journalistik übernommen und bestimmten das Geschehen. Sie wollten „Zeichen deuten, beobachten, berichten, rathen und schlichten, nur nicht träumen und dichten“. Theologische Grundgedanken bestimmen das vierte Kapitel mit dem Titel *Jude*. Es ist ihre dreiste Selbstbeschreibung, als auserwähltes Volk Gottes gelten zu wollen, die dem Schreiber so unerträglich erscheint, wo doch die geschichtliche Wahrheit, nach welcher der „zornige, kleinmütige Judengott“ dem „liebervollen Gott aller Menschen“ unterliegt, offenkundig ist. Daneben verwendet der Schreiber antisemitische Topoi und beschreibt ihre „zahllose Menge“ und „unberechenbaren Einfluß“, ihr „materielles Gewicht“, mit dem sie „die Wage wieder zum leidlichen Stillstand“ bringen, und vergleicht sie mit dem „Riesenbandwurm“, der „die Ernährungsorgane eines jeden kultivirten Staatskörpers“ aussaugt. Theologische Verworfenheit, menschliche Verdorbenheit und ökonomische Unverfrorenheit ist den Juden auf alle Zeiten und, egal welchem Stand sie angehören, vorgegeben – den Emanzipierten wie den Religiösen, den lange Anwesenden wie den Dazugekommenen, den gesellschaftlich Aktiven wie den Zurückgezogenen. Sie alle hatten eine Brandmarkung durch ihre Herkunft, durch die sie für die Gesellschaft zur Gefahr werden. In der Zeit um 1848 verstärkte sich diese Grundhaltung vornehmlich in den Ländern Mitteleuropas.

Doch wie sahen diese die Beschuldigungen selbst? Wie waren ihre Reaktionen auf diese Flugschriften, Pamphlete, Zeitungsartikel und tätlichen Übergriffe? Welche Schlüsse zogen sie daraus? Den jüdischen Intellektuellen in den deutschen Städten kamen diese theologisch-ökonomischen Brandmarkungen rückschrittlich vor. Die Zeiten hatten sich geändert. Demokratien waren im Entstehen, die Pressefreiheit wurde gefeiert und nationale Ideen traten vor religiöse und bildeten neue Volkseinheiten. Doch im Besonderen in Österreich wehrte sich eine klerikal geprägte Gruppe gegen diese Strukturänderungen. Sie sah ihre Werte im Schwinden und hatte doch vor allem in ihren eigenen Reihen ihre Gegner.

Neben den jüdischen Intellektuellen, die sich aus Hauslehrern, Schriftstellern, Journalisten, Studenten etc. zusammensetzten, waren die in Wien anwesenden Juden sozial und religiös weit gestreut: neben Tolerierten, die mit für den Staat nützlichen Berufen ihren Aufenthalt erlangten, waren es fahrende Händler und Kleinhändler, Angestellte, Arbeiterinnen und DienstbotInnen, polnische Juden und Aufklärer, die das Bild der Wiener Judentum prägten. Trotz der bereits in den 1840ern entstehenden nationalen Identitäten in Europa waren Juden weit davon entfernt, sich als nationale Bewegung zu definieren, denn ein großer Teil sah sich einem konfessionellen Judentum zugehörig, welches das religiöse Leben nicht mehr in den Mittelpunkt stellte. Lediglich die höchsten Feiertage (Versöhnungstage, Neujahr und Pessach) waren für sie von Bedeutung.

So gingen die von Mohl und Stelzhamer vorgebrachten Argumente eines nationalen Judentums bzw. einer theologischen Einheit, die sich als auserwähltes Volk definiert, weit an der innerjüdischen Realität vorbei. Sie waren Fremddefinitionen, wie sie Karl Lueger auch fünfzig Jahre später gebrauchte, um die Schicksalsgemeinschaft des Judentums für sich und seine Gedankenwelt fassbar zu machen.

- 1 Vgl.: Peter Pulzer: Spezifische Momente und Spielarten des österreichischen und Wiener Antisemitismus. In: Gerhard Botz [u.a.] (Hg.): Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert. Buchloe, Obermayer 1990, S. 121–139.
- 2 Vgl.: Heinrich Schöller (Hg.): Die Grundrechtsdiskussion in der Paulskirche. Eine Dokumentation. Darmstadt, WBG 1973.
- 3 Vgl. hierzu: Wolfgang Häusler: Konfessionelle Probleme in der Wiener Revolution von 1848. In: Ders. (Hg.): Das Judentum im Revolutionsjahr 1848. Eisenstadt, Österr. jüd. Museum 1974, S. 64–77. – Joseph Alexander Helfert: Die confessionale Frage in Österreich 1848. In: Österreichisches Jahrbuch für österreichischen Volksschriften-Verein 11. Wien 1887, S. 45–130. – Isak Arie Hellwing: Der konfessionelle Antisemitismus im 19. Jahrhundert in Österreich. Wien [u.a.], Herder 1972.

## Franz Stelzhamers Text *Jude*

Stelzhamers Text gehört bereits zu den „modern“-antisemitischen Texten jener Generation, die rund um die 1848er-Generation aktiv wurde. Mit der Revolution und der kurzfristig erreichten Pressefreiheit stieg auch der Antisemitismus in den veröffentlichten Schriften und Flugblättern. Eine ähnliche Entwicklung hatte auch die „erweiterte Pressefreiheit“ durch Joseph II. losgetreten. Beide Erfahrungen sind ein deutliches Indiz dafür, dass Demokratisierungsschübe ohne gleichzeitige Stärkung der Rechte für Minderheiten äußerst gefährlich werden können.

Stelzhamer verwendet den „alten“ religiösen Antijudaismus nur noch als Anknüpfungspunkt für neue Stereotypen. So ist sein Text ein Gemisch aus religiösen antijüdischen Stereotypen, die auf das Mittelalter zurückweisen, und antisemitischer Agitation wirtschaftlicher, politischer sowie rassistischer Prägung. Wie in Texten von Scharff-Scharffenstein in Bayern sowie Ebersberg und Endlich in Wien kündigt sich in Stelzhamers Text jener moderne Antisemitismus an, der ab den 1880er-Jahren zu einer politischen Bewegung wird.

Zum Text selbst: Im vorangestellten Zitat bringt Stelzhamer den Mythos vom ewigen Juden, der sich vor dem Tode Jesu fehlverhalten habe, auf und erinnert damit an den „Gottesmord“ durch die Juden. Unmittelbar anschließend beschreibt er bereits mit der Technik des modernen Antisemiten und teilweise brutaler Wortwahl die „völlige Unumbringbarkeit“ der Juden, ihre kulturelle Minderwertigkeit im Vergleich zu anderen antiken Völkern, und formuliert schließlich seine Angst vor der unendlichen Fruchtbarkeit dieses Volkes, das „in zahlloser Menge“ besteht. Der Hinweis auf die besondere Fortpflanzungsfähigkeit der „Anderen“ ist ein traditionelles rassistisches Stereotyp, egal gegen wen es sich richtet. Dem rassistischen Bild lässt Stelzhamer mit dem Hinweis auf das „materielle Gewicht“ der Juden ein typisch antisemitisch-wirtschaftliches Argument folgen. Im „Riesenbandwurm“, den man abzutreiben versucht, jedoch nie ganz erwischt, und den der Autor im letzten Teil des Textes wie einen Vampir saugen lässt, kulminiert Stelzhamers Brutalität, sowohl in der Beschreibung der Juden als Monster und Vampire als auch in der von ihm vorgeschlagenen Tötungsmethode des Abtreibens.

Im 2. Absatz greift Stelzhamer wie im vorangestellten Zitat auf die religiöse antijüdische Argumentation zurück und präsentiert diese als „tieferen Grund“ für die „sonst unerklärliche Erscheinung“ des heutigen Juden. Er arbeitet sich dabei hauptsächlich am

„auserwählten Volk“ ab und spielt den „zornmütigen kleinlichen Judengott“ gegen den „großen, liebevollen Gott aller Menschen“ aus.

Mit der Einleitung „Und so besteht es [das jüdische Volk] bis zum heutigen Tag [...]“ kehrt Stelzhamer im 3. Absatz wieder von den „alten“ Vorwürfen zur Gegenwart zurück und greift noch einmal das Bandwurm-Parasiten-Vampir-Bild auf, das im Übrigen an jene Schlange erinnert, die in Stelzhamers Text *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* – im selben Band vor *Jude* abgedruckt – die Menschen zur Revolution verführt. Schließlich spricht er dem Juden das „Sein“ ab, da dieser immer nur das „Haben“ wolle.

Stelzhamers Text hat eine A-B-A-Form, ist quasi eine antisemitische Sonate, in der er im ersten Teil (1. Absatz) hauptsächlich einen „modernen“ rassistischen und wirtschaftlichen Antisemitismus, im zweiten Teil (2. Absatz) einen auf die Vergangenheit bezogenen religiösen Antijudaismus durchmoduliert, bevor er am Ende (3.–6. Absatz) wieder zum Bandwurm-/Teufels-/Schmarotzer-/Vampirmotiv, das den alten Antijudaismus mit dem Vernichtungswillen des modernen Antisemitismus verbindet, zurückkehrt.

Antisemitismus sagt nichts über Juden aus, es gibt ihn auch dort, wo keine Juden leben. Antisemitische Aussagen informieren einzig über diejenigen, die diese Aussagen tätigen. Hier passt Manès Sperbers Hinweis an die Nicht-Juden: „Bedroht uns dieser Haß manchmal aufs gefährlichste, so ist er doch Eure Krankheit, er ist das Übel, das Euch verfolgt.“ Franz Stelzhamer bildet da keine Ausnahme. Er fühlt sich umzingelt. Von wem ist nicht klar, die Juden aber sieht er überall, sie kommen sowohl aus dem Raum als auch aus der Zeit, weshalb er auch den Ahasver bemüht. Einen demografischen Grund gab es dafür nicht, denn sowohl in Linz (hier durften sich Juden überhaupt erst ab 1849 wieder niederlassen) als auch in München gab es damals nur wenige jüdische Bewohner (von Ried im Innkreis, wo er 1850/51 wohnte, ganz zu schweigen), und selbst in Wien lag der jüdische Bevölkerungsanteil in den Jahren um 1848 deutlich unter drei Prozent. Wie sehr im Sperberschen Sinn antisemitische Bilder krankhafte Projektionen auf Juden sind, zeigt auch Stelzhamers vorangestelltes Motto vom ewig umherwandernden Juden. Dieser findet sein rastloses Pendant in der dem Kapitel vorangestellten „Vorrede“, in der er einen guten Freund als Verfasser der Texte ausgibt, der in der 48er-Revolution und danach nicht erhört worden sei und der nun nach Amerika auswandere. Hier bedient er sich des literarischen Kunstgriffs der Herausgeberfiktion, um nicht selbst für die Texte Verantwortung übernehmen zu müssen. Ob dies als Hinweis dafür gewertet werden kann, dass sich Stelzhamer ob der Radikalität seines Textes vor der Autorenverantwortung tatsächlich fürchtete, kann nur im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts untersucht werden. Stelzhamers Text, Biografie und Umgebung (Oberösterreich, Wien, München) sind für ein solches Forschungsprojekt sehr geeignet. Die gleichzeitige Untersuchung des Alltagsantisemitismus in seiner Umgebung wäre zudem sehr empfehlenswert.

Michael John

## Anno 1852 – Franz Stelzhamer und die Juden

Die Aufgabenstellung einer Einschätzung betrifft einen 1852 in *Das bunte Buch* unter dem Titel *Jude* von Franz Stelzhamer verfassten Text. Soweit bekannt, hat Stelzhamer keinen weiteren literarischen Text mit antisemitischen Einlassungen veröffentlicht. Privat hat er sich allerdings mehrfach einschlägig geäußert. Der vorliegende Text *Jude* ist eindeutig als „antisemitisch“ zu klassifizieren, er enthält Angriffe auf die jüdische Bevölkerung als ethnisch-religiöse Gruppe an sich, die Gruppe wird insgesamt in pejorativer Weise dargestellt. Im Kontext der damaligen Zeit kann man von einem Text mit deutlicher „judenfeindlicher“ Tendenz sprechen. Der Begriff „Antisemitismus“ war damals noch nicht bekannt, er wurde erst später in die politische und gesellschaftliche Diskussion eingeführt. In weiterer Folge sollen die judenfeindlichen Details des Textes erörtert werden, ebenso wie die gesellschaftliche Situation im Zeitraum 1848 bis 1854:

Den Hintergrund des Textes bilden politische und gesellschaftliche Auseinandersetzungen über die rechtliche und politische Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung in Österreich und Bayern, einer Gleichstellung, die vor 1848 in keiner Weise gegeben war. Die Revolution von 1848 markierte einen Wendepunkt in der Geschichte der Juden Österreichs. Von demokratischer Seite wurde im Zuge der Revolution die volle rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung gefordert. In der begeisterten Stimmung der Märztage hatte man dies für eine Selbstverständlichkeit gehalten. In rechtlicher Hinsicht hatte sich die Stellung der jüdischen Bevölkerung während der Revolution enorm verbessert. Die Verfassungsurkunde vom 26. April 1848 gewährte im § 17 die Glaubens- und Gewissensfreiheit, in § 24 den Erwerb von Grundbesitz, Ergreifung jedes gesetzlich erlaubten Erwerbszweiges und die Erlangung aller Ämter und Würden für jeden Staatsbürger, in § 25 Gleichheit vor dem Gesetz. In der österreichischen Verfassung von 1849 wurden „Israeliten“ den christlichen Staatsangehörigen in staats- und privatrechtlicher Hinsicht völlig gleichgestellt.<sup>1</sup>

Die neoabsolutistische Politik der 1850er-Jahre brachte allerdings eine Entwicklung, die auf eine Einschränkung der gleichstellenden Verordnungen hinauslief: Durch das kaiserliche Patent vom 31. Dezember 1851 wurden die Verfassungsbestimmungen von 1849 außer Kraft gesetzt. Die formale Gleichstellung der Juden wurde jedoch nicht genau thematisiert und damit nicht abgeschafft. Am 2. Oktober 1853 wurde schließlich eine kaiserliche Verordnung erlassen, durch die „bis zur definitiven Regelung der staatsbürgerlichen Verhältnisse der israelitischen Bevölkerung“ in jedem Kronland die bis 1. Jänner 1848 bestandenen, die Besitzfähigkeit der Juden beschränkenden Vorschriften

provisorisch wieder rechtsgültig wurden. Das heißt: 1851/52 wurde eine Rücknahme bestimmter Komponenten der jüdischen Emanzipation vorbereitet und 1853 dann tatsächlich durchgeführt. Die antijüdische „Roll Back“-Politik reichte meist nicht in den Vormärz zurück, beschnitt allerdings erneut die Freiheitsrechte der jüdischen Bevölkerung. Die vollständige Gleichberechtigung wurde damit wieder um einen bestimmten Zeitraum verzögert.

Im Zuge der Debatte um die jüdische Gleichstellung in den Jahren 1848 bis 1854 formierten sich auch jene Kräfte in der Gesellschaft, die sowohl den Mittelschichten als auch der Oberschicht zuzurechnen waren; Gruppierungen, die auf dem politischen Parkett so weit eine Rolle spielten, um Einfluss auf die politisch tatsächlich Mächtigen, im Sinne einer Rücknahme der neuen Rechte der Juden zu nehmen. Auch Teile der Unterschichten waren damals nicht gewillt, eine Besserstellung der Juden hinzunehmen. Dass zu diesen hier angesprochenen Kräften der Innvierter Dichter Franz Stelzhamer zählte, steht mit der Veröffentlichung seines Textes außer Frage. Stelzhamer setzte sich damit aktiv für eine Rücknahme der Rechte der Juden ein, in seinem Text *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* formulierte er überdies eine insgesamt revolutionskritische, antidemokratische Position.

Besonders streng war die Behandlung der jüdischen Bevölkerung vor 1848 im Lande ob der Enns gehandhabt worden. Dies ermöglicht eine Erklärung für die an Zahlenstärke geringe jüdische Besiedlung, ebenso wie es einen Hinweis darauf erlaubt, dass der Antisemitismus in dieser Region auf lange historische Traditionen zurückgreifen konnte. Obwohl die Juden seit Jahrhunderten auch oberösterreichische Märkte besuchten, war man im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert immer darauf bedacht gewesen, sie nicht ansässig werden zu lassen. Zwar gestattete man ihnen in Linz für die Dauer der großen Märkte den Aufenthalt, sie durften ansonsten jedoch nur 24 Stunden in der Stadt verweilen und mussten Oberösterreich im Normalfall binnen dreier Tage wieder verlassen. Die neue Verfassung von 1849 sorgte somit sowohl bei den Juden als auch bei der einheimischen Bevölkerung sowie den Lokalbehörden für einige Unruhe. Letztere versuchten vorerst die neuen Freiheiten nicht zur Kenntnis zu nehmen. In der Folge werden einige Vorkommnisse aus den frühen 1850er-Jahren wiedergegeben, um eine Einschätzung des Zeitgeistes zu ermöglichen, ebenso wie des Sprachduktus jener Kräfte, die gegen eine Gleichberechtigung der Juden auftraten.

Am 22. Juli 1850 meldete die *Linzer Zeitung*:

Vom Markte Zwettel wird uns so eben nachstehender Vorfall eines bedauerlichen öffentlichen Exzesses mitgeteilt: 2 israelitische Handelsleute aus Böhmen wollten am 20. d.M. nebst anderen Marktfieranten, am Marktplatze in Zwettel ihre Buden aufrichten und Feilschaften ausbieten. Gewerbeifersucht oder sonstige Mißgunst veranlaßte jedoch mehrere zugereiste Krämer die Buden der erwähnten Israeliten gewaltsam niederzureißen



und letztere am Wiederaufbaue zu hindern. Da das unmittelbare Einschreiten der Ortsobrigkeit in der Person des Marktrichters von den Excedenten nicht respektiert wurde, so blieb den Beschädigten nichts Anderes übrig, als den Marktplatz zu verlassen und ihre bezügliche Injurienbeschwerde bei der Behörde Linz anhängig zu machen, wozu sie bereits die ersten Schritte gethan haben.<sup>2</sup>

Im Oktober 1853 verfügte Kaiser Franz Joseph ein Provisorium, das den Juden den erst viereinhalb Jahre zuvor zugesprochenen Grunderwerb wieder untersagte, der Weg war damit frei für weitere einschränkende Maßnahmen. Als im März 1854 die k.k. Statthalterei in Linz einen Fragebogen bezüglich des „Judenproblems“ an die Bezirkshauptmänner versandte, antwortete Bezirkshauptmann Bancalari:

Die Juden sind in der Regel intelligent, scharfsinnig, unermüdet thätig, sparsam und mäßig. Allein diese guten Eigenschaften werden sehr verdunkelt durch die lästige Zudringlichkeit, durch Hinterlist, durch den Hang zur Übervortheilung des Publikums, durch Unreinlichkeit, und weil sie ihre Thätigkeit nur dem Schacher zuwenden, in welcher Beschäftigung sie sehr geneigt sind, verdächtige und entwendete Sachen zu erwerben und bei ihren weitverzweigten Verbindungen verschwinden zu machen. Diese Schattenseiten der Israeliten bestimmt mich, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß ihnen in Hinkunft die Niederlassung im Kronlande Österreich ob der Enns untersagt sein soll. [...] Die Erfahrung lehrte, daß die Zulassung der Juden im Lande den allgemeinen Widerwillen erregte, und bei ihrem ersten Erscheinen auf Märkten außer der Hauptstadt Linz energische Maßregeln nothwendig waren, Thätlichkeiten gegen dieselben zu verhindern [...].<sup>3</sup>

Bancalari setzte sich in der Folge dafür ein, die bereits ansässigen Juden wieder in ihre früheren Wohnorte außerhalb Oberösterreichs abzuschieben und ihnen den Hausierhandel generell zu untersagen. Die alten Gesetze von 1848 sollten seiner Meinung nach wieder in Kraft treten. Wenn sie schon im Lande bleiben dürften, so sollten sie sich zur Erleichterung der „strengsten polizeilichen Vorschriften und Controlle“ nur an bestimmten Orten aufhalten dürfen.<sup>4</sup>

Schließlich suchte der jüdische Petent Markus Sonnenschein im Jahre 1854 um Einrichtung eines „Nothfriedhofs“ in Linz an. Auf dem böhmischen Friedhof in Rosenberg – dem „Stammfriedhof“ – sei kein Platz mehr. In einem Gutachten der geistlichen Vogtei vom 23. Oktober 1854 heißt es dazu:

Es entsteht daher die Frage, ob wirklich der Begräbnisplatz der israelitischen Leichen zu Rosenberg jene von Österreich zugesandten nicht mehr fassen kann oder ob nicht die ganze Korrespondenz eine abgemachte Sache sei, um hier in Linz einen israelitischen Friedhof und überhaupt um einen fixen Punkt zu erlangen. Dieses düstere Bestreben sowie die Arglist gegenüber den Christen ist eine geschichtliche Tatsache und deshalb und weil mit dieser Nation keine innige soziale Verschmelzung möglich ist, haben alle weisen Regierungen der zu modern gewordenen Emanzipation der Juden entgegengestrebte, und wo ihnen dieselben durch demokratische Kammern entwunden wurde, derselben heilsamen Damm entgegengesetzt, und es ist gewiß auch ein Beweis der wiedererlangten Kraft unserer Regierung, daß sie die zu großen Zugeständnisse vom Jahr 1848 durch ein restringierendes Gesetz vom 2. Oktober 1853 zurücknahm [...].<sup>5</sup>

Als Schriftsteller befließigte sich Stelzhamer einer anderen, bunteren Sprache, geprägt von Symbolik, sein Text ist insgesamt als der eines gebildeten, unkonventionellen Intellektuellen anzusehen. Der Text beinhaltet religiös und wirtschaftlich motivierte jüdenfeindliche Einlassungen. Als spezifisch können jene Textpassagen angesehen werden, in denen Stelzhamer Juden mit Tieren verglich, mit Tieren, die dem Image nach einen niedrigen Status haben wie Insekten oder wirbellose Kleintiere: Läuse, „Ungeziefer“, „Parasiten“, Würmer. Franz Stelzhamer formulierte also:

In alle Welt zerstreut, schlingt er [der Jude] sich, bald dünner, bald breiter, immer aber in innigstem Zusammenhang in fast unerforschlichen Windungen und Krümmungen, ein Riesenbandwurm, um die Ernährungsorgane eines jeden kultivierten Staatskörper, und wie oft man ihn auch abzutreiben versucht hat, man gewann [...] bis jetzt stets nur größere oder kürzere Stücke, nie aber den Kopf selbst [...].<sup>6</sup>

An anderer Stelle heißt es: „Der Jude sieht zu, zufrieden, dass er heut oder morgen, da oder dort seinen Bandwurmrüssel, gleichviel, an die offene Wunde, oder an die Errungenschaft anlegen kann und – saugen.“<sup>7</sup> Der Jude als Schädling, als Parasit, dies ist die Formel, auf die Stelzhamer hinauswollte. Der Schriftsteller war damit seiner Zeit ein wenig voraus, sieht man sich die üblichen Formulierungen in Österreich an: Von Einzelfällen abgesehen, war es erst ab den 1880er-Jahren, massiver noch mit dem Erstarken des deutschnationalen, modernen Antisemitismus vor und nach der Jahrhundertwende, seitens radikaler Populisten in Mode gekommen, Juden mit Ungeziefer und Parasiten zu vergleichen, die gleichsam vertilgt werden sollten. Juden wurden damit also zu Nicht-Menschen und auf eine Ebene mit Tieren gestellt. Hinsichtlich der Semantik der Jüdenfeindlichkeit bzw. des Antisemitismus, stellte dies eine gewisse Zäsur dar.

Stelzhamers Text ist demnach als massiv jüdenfeindlich anzusehen, er schreibt Juden nicht-menschliche Eigenschaften zu, stellt sie auf eine Ebene mit Ungeziefer, Würmern, Parasiten. Stelzhamer hat den Text allerdings nicht in Oberösterreich, nicht in Österreich, sondern in Bayern, in München geschrieben. Er widmete *Das bunte Buch* seinem Förderer Ludwig von der Pfordten, dem damaligen bayrischen Ministerpräsidenten. Der Jurist von der Pfordten, in Ried geboren, machte binnen kurzer Zeit Karriere, war für die Liberalen Minister in Sachsen, 1849 wurde er Ministerpräsident des Königreichs Bayern. Unter seiner Führung wurden sowohl das Emanzipationsgesetz von 1849 als auch die Einschränkungen der Gleichberechtigung der Juden 1851 beschlossen. In Bayern ebenso wie in Österreich gewann zu diesem Zeitpunkt die sogenannte „Reaktion“ politisch die Überhand, die Ziele der Revolution von 1848 waren damit mehr als in Frage gestellt. Nach den Forschungen Michael Brenners hatten in Bayern nach der Gleichstellung der Juden von 1848/49 insgesamt 1753 Gemeinden dagegen protestiert, drei davon (aus Mittel- und Unterfranken) entwickelten eine Semantik, die derjenigen von Stelzhamer ähnelte: Juden als „Vampire“, Juden als „Bazillen“ („asiatische Cholera“).<sup>8</sup> Es handelte sich

bei den Fällen einer derart radikalen Wortwahl um eine verschwindend kleine Gruppe, die diese verwendete. Auch Richard Wagner hat sich – als ehemaliger Revolutionär – später von der Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung distanziert. Bei ihm liest sich diese Ablehnung jedoch anders als bei Stelzhamer. Der Komponist schrieb im Jahre 1850:

Als wir für die Emanzipation der Juden stritten, waren wir aber doch eigentlich mehr Kämpfer für ein abstraktes Prinzip, als für einen konkreten Fall, wie all unser Liberalismus ein luxuriöses Geistesspiel war, indem wir für die Freiheit des Volkes disputierten, ohne Kenntnis dieses Volkes, ja mit Abneigung gegen jede wirkliche Berührung mit ihm, so entsprang auch unser Eifer der Gleichberechtigung der Juden viel mehr aus der Anregung des bloßen Gedankens, als aus einer realen Sympathie [...].<sup>9</sup>

Es muss davon ausgegangen werden, dass Stelzhamer mit *Das Bunten Buch* seinem wichtigen und mächtigen Förderer von der Pfordten gefallen wollte. Dabei hat er im Falle des Textes *Jude* eine auch für den damaligen Zeitgeist auffällige Sprache verwendet. Aus der Sicht der Verfasser dieser Stellungnahme kann aufgrund des Zeitpunkts der Veröffentlichung nicht von einem so genannten „Ausrutscher“, also von einer eher unreflektierten Handlung gesprochen werden. Genau zum Zeitpunkt der nachhaltigen gesellschaftlichen Auseinandersetzung zur sogenannten „Judenfrage“ hat Stelzhamer recht eindeutig Stellung genommen – als die Sache im Sinne der Gegner der Gleichstellung entschieden war, nicht mehr. Die geäußerte Vermutung „Angst vor der Konkurrenz jüdischer Schriftsteller“ als Motiv Stelzhamers ist dabei jedoch als wenig plausibel anzusehen, jedenfalls nicht aus einem rationalen Kalkül heraus. Stelzhamer veröffentlichte seinen Text 1852 in München, er lebte von 1851 bis 1854 in der Isarstadt. Und in München ebenso wie in anderen deutschen Städten befanden sich jüdische Schriftsteller, Künstler und Intellektuelle schon seit den 1830er-Jahren, weil das gesellschaftliche Klima dort als vergleichsweise liberal anzusehen war.<sup>10</sup> Stelzhamer lebte auch in Wien und dort waren aufgrund der Sonderstellung der Reichshauptstadt wiederum andere Verhältnisse gegeben. In den 1850er-Jahren wurden in Wien etwa 15.000 Juden und Jüdinnen gezählt. Stelzhamer musste sich dieser Situation also bewusst gewesen sein. Von einem „Zufall“ oder einer persönlichen „Angstsituation“ kann im Falle des vorliegenden Textes daher nicht ausgegangen werden.

- 1 In einigen Kronländern wurden diese 1860 wieder zugestanden. Die erneute völlige rechtliche Gleichstellung wie in den Jahren 1848–1851 wurde erst mit dem „Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ realisiert. Das Staatsgrundgesetz gewährte jedem Staatsbürger volle Glaubens- und Gewissensfreiheit.
- 2 Linzer Zeitung vom 22. Juli 1850, S. 724.
- 3 OÖLA (Oberösterreichisches Landesarchiv), Statthaltereiakten, Präsidiale, Sch. 243.

- 4 OÖLA, Statthaltereiakten, Präsidiale, Sch. 243.
- 5 OÖLA, Statthaltereiakten, Präsidiale, Sch. 243. Weitere Beispiele zur Phase 1848–1867 generell vgl. Gerhart Marckgott: Fremde Mitbürger. Die Anfänge der israelitischen Kulturgemeinde Linz-Urfahr 1849–1877. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1984. Linz 1985, S. 285–309.
- 6 Franz Stelzhamer: Jude. In: Ders.: Das bunte Buch. München 1852, S. 256.
- 7 Ebd., S. 258.
- 8 Michael Brenner: Zwischen Revolution und rechtlicher Gleichstellung. In: Michael Brenner/Stefi Jersch-Wenzel/Michael A. Meyer: Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit 1780–1871. Bd. 2. München, Beck 2000, S. 298.
- 9 Zit. nach Brenner: Zwischen Revolution und rechtlicher Gleichstellung, S. 299.
- 10 Das Judenedikt von 1816 erlaubte Juden etwa in Bayern Grundbesitz zu erwerben. Dieses Recht wurde in der Folge nicht mehr angetastet. In Oberösterreich wurde der Grundbesitzerwerb erst 1849 grundsätzlich zugelassen, 1853 aber bereits wieder eingeschränkt. Erst 1867 zog man im Kronland ob der Enns hinsichtlich der rechtlichen Voraussetzungen in dieser Hinsicht mit Bayern gleich.

Jürgen Tröbinger

## Franz Stelzhamer, seine Judenfeindschaft und der Nationalsozialismus

Ausgangspunkt der vorliegenden geschichtswissenschaftlichen Analyse ist Franz Stelzhamers *Das bunte Buch* und der darin enthaltene antisemitisch/antijudaistisch gefärbte Abschnitt mit dem Titel *Jude*.<sup>1</sup> Die Arbeit im Auftrag des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes OÖ soll zwei Fragen nachgehen: Erstens wird der Versuch unternommen, die Ursprünge der Judenfeindschaft des oft als „oberösterreichischer Heimatdichter“ bezeichneten Literaten zu orten. Zweitens soll die Rezeption seiner Texte in der Zeit des Nationalsozialismus in Oberösterreich – an bestehende wissenschaftliche Erkenntnisse anschließend – anhand von Quellen vertieft erschlossen werden. Der Forschungsfokus liegt dabei darauf, inwieweit Stelzhamer und seine literarischen Arbeiten für die Propagierung des NS-Regimes instrumentalisiert wurden. Den Anstoß für diesen zweiten Schwerpunkt bilden jene öffentlichen Debatten jüngster Zeit, die Stelzhamers Text wiederholt in Verbindung mit dem Nationalsozialismus bringen.<sup>2</sup> Bei den folgenden geschichtswissenschaftlichen Erkenntnissen handelt es sich um thematische Schlaglichter, die keinen Anspruch auf vollständige Erfassung der behandelten Inhalte stellen können.

Bereits älteren literaturwissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge, soll *Das bunte Buch* vor allem nach dem Revolutionsjahr 1848 in München verfasst worden sein. Stelzhamer hielt sich zur damaligen Zeit hauptsächlich in der bayerischen Residenzstadt auf.<sup>3</sup> Obwohl die politischen Veränderungen der damaligen Zeit der jüdischen Bevölkerung in Mitteleuropa mehr Rechte und Freiheiten einbrachten<sup>4</sup>, blieben starke antisemitische und antijudaistische<sup>5</sup> Tendenzen im zu untersuchenden bayerischen Raum, in der oberösterreichischen Heimat Stelzhamers, aber auch in Wien, wo der Schriftsteller zur damaligen Zeit unter anderem verkehrte, bestehen. Generell ist zu beobachten, dass die von der Staatsführung verordnete rechtliche Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung zu Protesten in der Öffentlichkeit führte. Dies trifft auch für München zu, wo zur Entstehungszeit von Stelzhamers Arbeit *Das bunte Buch* ein hauptsächlich antijudaistisch motiviertes Milieu existierte. Vor allem unter Wirtschaftstreibenden katholischer Konfession war diese Einstellung weit verbreitet. Darüber hinaus herrschte auch in staatlichen wie städtischen Behörden Bayerns und Münchens ein starker Antisemitismus/Antijudaismus vor. Beide judenfeindlichen Gesellschaftsbereiche scheinen sich aus den christlich geprägten Regionen gespeist zu haben.<sup>6</sup> Ähnlich waren die historischen Rahmenbedingungen in Oberösterreich nach dem Jahre 1848. Hier gab es ebenfalls Widerstand von Seiten der Bevölkerung und den lokalen Behörden sowie der Exekutive gegen die neuen Frei-

heiten für Juden. Wie für Linz belegt, richtete sich diese Ablehnung teils in Form von tätlichen Angriffen gegen jüdische Händler, die inhaltlich von der Polizei mitgetragen bzw. toleriert wurden. Offen wurden Abschiebungen und Niederlassungsverbote gefordert, die repressiven Gesetze aus der Zeit vor dem Revolutionsjahr sollten wieder eingeführt werden.<sup>7</sup> In der Hauptstadt der Habsburgermonarchie lassen sich idente Entwicklungen einer antisemitisch/antijudaistisch geprägten „Gegenrevolution“ festmachen. Diese führten unter anderem auf Behördenebene 1853 per Verordnung des Kaisers dazu, dass der vormals gestattete Grunderwerb durch die jüdische Bevölkerung im Rückgriff auf die Zeit vor 1848 wieder untersagt wurde.<sup>8</sup> Forschungsansätze gehen von der Vermutung aus, dass Stelzhamer bei Aufhalten in Wien von in der Öffentlichkeit bekannten antijudaistischen Vertretern wie Sebastian Brunner beeinflusst wurde. Konkrete Belege für eine Rezeption der Arbeiten des Priesters oder ein persönlicher Kontakt sind bislang jedoch nicht vorhanden.<sup>9</sup> Die geschichtswissenschaftlich ausgerichteten Schlaglichter auf die drei Lebensumfelder Stelzhamers zur Entstehungszeit des *Bunten Buchs* – München, Oberösterreich und Wien in der Mitte des 19. Jahrhunderts – zeigen zusammenfassend, dass judenfeindliche Tendenzen in den aufgezeigten Bevölkerungsschichten, zu denen auch Stelzhamer Zugangsmöglichkeiten hatte, offen ausgelebt wurden. Stelzhamer fand sich mit seinen Ansichten somit in einer zahlenmäßig wie vom gesellschaftlichen Stand her nicht unerheblichen Bevölkerungsgruppe wieder.

Seine antijudaistisch/antisemitischen Aussagen im *Bunten Buch* sind zum Großteil Reproduktionen gängiger judenfeindlicher Motive der damaligen Zeit. Ungewöhnlich ist jedoch, dass er mit einer Passage Entwicklungen vorwegnimmt, die erst im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts breitere Akzeptanz finden sollten:

In alle Welt zerstreut, schlingt er sich, bald dünner, bald breiter, immer aber in innigstem Zusammenhang in fast unerforschlichen Windungen und Krümmungen, ein Riesenbandwurm, um die Ernährungsorgane eines jeden kultivierten Staatskörpers, und wie oft man ihn auch abzutreiben versucht hat, man gewann, nicht so glücklich wie beim kleinen im menschlichen Körper, bis jetzt stets nur größere oder kürzere Stücke, nie aber den Kopf selbst, so daß seinerseits nur um so größere, erneute Thätigkeit nothwendig wurde, um sich wieder zu ergänzen und zu vervollständigen.<sup>10</sup>

Der Schriftsteller antizipiert dabei erst später im öffentlichen Diskurs auftauchende Degenerationsängste der Gesellschaft, die vor allem von Vertretern der Eugenik formuliert werden sollten.<sup>11</sup> Das Verständnis des Begriffs des Staates als organische Einheit, als „Staatskörper“, wirft die Frage nach dem konkreten Ursprung dieses Denkansatzes im Weltbild Stelzhamers auf.

Die Rezeptionsgeschichte der Arbeiten Stelzhamers während der NS-Zeit wurde literaturwissenschaftlich bereits aufgearbeitet. Bengesser zeigte dabei, dass die nationalsozialistische Kulturpolitik Gesamtwerk und Biografie des Schriftstellers „völkisch“ zu ver-

orten versuchte. Seine individuelle, bisweilen unstete Lebensführung sollte positiv als Überlebenskampf interpretiert werden.<sup>12</sup> Ohne Widersprüche stellt sich die Instrumentalisierung der Person Stelzhamer allerdings aufgrund bis dato bekannter Quellen nicht dar. Dies zeigt ein Blick in zeitgenössische Publikationen: Vor allem anlässlich des 140. Geburtstags im Jahre 1942 erfuhr sein Lebenslauf eine breitere Rezeption in periodisch erscheinenden Printprodukten.<sup>13</sup> Kommentatoren versuchten dabei ungenügend, einerseits den „Heimatsdichter“ in die „Blut und Boden“-Ideologie<sup>14</sup> und damit in regionale Bedeutungszusammenhänge einzuordnen.<sup>15</sup> Andererseits war intendiert, Stelzhamer in die Reihe der großen „Deutschen Meister“ der Literatur wie Goethe oder Schiller zu stellen.<sup>16</sup> So sollte der Spagat zwischen offizieller „großdeutscher“ NS-Kulturpolitik, die dem „Dritten Reich“ eine einheitliche kulturelle Identität verleihen wollte, und der doch regional begrenzten Bedeutung Stelzhamers durch seine Mundartdichtung gemeistert werden. An den Erfolgsaussichten der Indienstnahme der literarischen Arbeiten für die NS-Ideologie hegten jedoch zeitgenössische Kommentatoren Zweifel:

Dieses Vorbeisehen an dem größten Mundartdichter des bayerischen Stammes mag nicht zuletzt durch ein gewisses Unsicherheitsgefühl verursacht worden sein, wie sich denn Mundart, Mundartpflege und Mundartdichtung, ja das Stammestum überhaupt zur großdeutschen Einigung und Einheit verhalten. Ob nicht ihr zuliebe und im Sinne eines geschlossenen Auftretens des Deutschtums und der deutschen Sprache gegenüber der Welt jene mundartlichen und stammesmäßigen Unterschiede besser verdeckt, verwischt und schließlich ganz aufgehoben werden sollten?<sup>17</sup>

Im Rahmen der Stelzhamer-Berichterstattung in der NS-Zeit allgemein und des Jahres 1942 speziell ist auffallend, dass *Das bunte Buch* und die ansonsten lose in seinem Gesamtwerk verstreuten jüdenfeindlichen Passagen keinerlei Erwähnung finden – obwohl vor allem das Kapitel *Jude* in der besagten Stelzhamer-Arbeit der Rhetorik der damaligen Zeit entsprach.

Nach heutigem Wissensstand wurde der Versuch einer konkreten ideologischen Instrumentalisierung lediglich bei einem seiner Werke unternommen. Das Epos *Der Soldatnvöda* (auch *Soldatenveder*)<sup>18</sup> wurde anlässlich des 70. Todestags Stelzhamers 1944 medial thematisiert. Dabei verwies der Autor auf die „Blut und Boden“-Ideologie und wollte so nationale Bedeutung herstellen.<sup>19</sup> Der Inhalt des *Soldatnvöda* wird dabei außen vor gelassen – wohl bewusst: Es geht dabei um die wahre Geschichte des Soldatenlebens von Martin (Philipp) Stelzhamer, Bruder von Stelzhamers Großvater Johann. Er kämpfte zur Zeit des bayerischen Erbfolgekriegs in einer kurfürstlichen Dragoner-Einheit bis er zu den „Kaiserlichen“, den Truppen der Habsburgermonarchie, wechselte. Jenes Motiv wäre im vorletzten Jahr des Zweiten Weltkriegs wenig vorbildhaft für die männliche Bevölkerung gewesen, die zum Großteil als Soldaten an den Fronten dient.

Abschließend muss festgehalten werden, dass Stelzhamers Antisemitismus bzw. Antijudaismus nach heutiger Quellenlage keinerlei Rezeption im Oberösterreich der NS-Zeit

erfuhr. Es wurde lediglich der Versuch unternommen, durch Bezug auf die „Blut und Boden“-Ideologie dem „Heimtdichter“ zu regionaler Immanenz im Rahmen der nationalsozialistischen Kulturpolitik zu verhelfen.

- 1 Franz Stelzhamer: Jude. In: Ders.: Das bunte Buch. München 1852, S. 255–260.
- 2 Einen der ersten öffentlichen Diskurse über Stelzhamers Antisemitismus löste der Schriftsteller Ludwig Laher im Jahre 2002 mit Beiträgen in Rundfunk und Printmedien aus (u.a.: Ludwig Laher: Franz Stelzhamer und der Riesenbandwurm. In: Oberösterreichische Nachrichten. 23.12. 2002, S. 7). Im Jahre 2009 legte er eine erweiterte Fassung der zeitgenössischen Rezeptionskritik an Stelzhamers Texten in Essayform vor (Ders.: Franz Stelzhamer und der unumbringbare Riesenbandwurmfledermausmaushamster. Von den ausgeblendeten Abgründen einer Ikone. In: Alfred Pittertschatscher (Hg.): Linz. Randgeschichten. Wien, Picus 2009, S. 239–285.
- 3 Hans Commenda: Franz Stelzhamer. Leben und Werk. Linz, Landesverlag 1953, S. 202 und S. 232f.
- 4 Die österreichische Verfassung vom 4. März 1849 gestand der jüdischen Bevölkerung alle politischen und bürgerlichen Rechte zu. Vgl.: Bruce Pauley: Eine Geschichte des österreichischen Antisemitismus. Von Ausgrenzung zur Auslöschung. Wien, Kremayr & Scheriau 1993, S. 51. – Albert Lichtblau: Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn. Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart. In: Herwig Wolfram (Hg.): Geschichte der Juden in Österreich. Wien, Ueberreuter 2006, S. 447–565. – Ähnlich waren die Entwicklungen im Deutschen Reich: Durch die Beschlüsse des Frankfurter Paulskirchen-Parlaments wurden unter anderem das aktive und passive Wahlrecht für Juden eingeführt. Vgl. Markus Pyka: Das Werden einer großstädtischen Gemeinde (1848–1892). In: Richard Bauer/Michael Brenner: Jüdisches München. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München, Beck 2006, S. 89.
- 5 Antisemitismus speist sich aus einer ideologischen Judenfeindschaft, Antijudaismus ist religiös-katholisch motiviert. Mischformen waren eher die Regel als Ausnahme. Albert Lichtblau: Juden in Österreich – Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn. Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart. Eveline Brugger [u.a.]: Geschichte der Juden in Österreich. Wien, Ueberreuter 2006, S. 465.
- 6 Marcus Pyka: Das Werden einer großstädtischen Gemeinde (1848–1992), S. 90f.
- 7 Gerhard Marckhgott: Fremde Mitbürger. Die Anfänge der israelitischen Kulturgemeinde Linz-Urfahr 1849–1877. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1984. Linz 1985, S. 285–287. Die judenfeindlichen Tendenzen setzten sich schließlich vor allem in den bürgerlichen Kreisen Oberösterreichs durch. Exemplarisch augenscheinlich wird dies an dem politischen Wandel des Vereinswesens in Linz von liberalen Grundeinstellungen hin zu nationalen Überzeugungen. Vgl. Helga Embacher: Von liberal zu national. Das Linzer Vereinswesen 1848–1938. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1991. Linz 1992, S. 41–110.
- 8 Marckhgott: Fremde Mitbürger, S. 288.
- 9 Die Literaturwissenschaftlerin Silvia Bengesser verfolgt diesen Ansatz und begründet ihn damit, dass Stelzhamer sich durch seine ökonomische Not in den Jahren nach 1848 den dominant antijüdisch-kapitalismuskritischen Ansichten Brunners geöffnet hat. Vgl. Beitrag von Silvia Bengesser unter dem Titel „Im Schatten des blüehádön Kerschbáms“, gesendet im ORF-Landesstudio OÖ. am 26. Juni 2004 in der Sendung „Premiere“ von Alfred Pittertschatscher. Zur konfessionell geprägten Judenfeindschaft allgemein vgl. Isak A. Hellwing: Der konfessionelle Antisemitismus im 19. Jahrhundert in Österreich. Wien [u.a.], Herder 1972.
- 10 Stelzhamer: Jude, S. 256.



- 11 Als wichtigste Wegbereiter und Vertreter der eugenischen Bewegung sind hierbei zu nennen: Charles Darwin, Francis Galton oder Alfred Ploetz (Letzterer im deutschsprachigen Raum). Vgl. Peter Weingart/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz (Hg.): Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt a. M., Suhrkamp 1992.
- 12 Silvia Bengesser: Franz Stelzhamer. Zwischen Legende und Wahrheit. Weitra, Bibliothek der Provinz 1996, S. 256. Die Deutung von Stelzhamers Biografie als Kampf steht im Widerspruch zur Praxis im Umgang mit gesellschaftlichen Randgruppen in der NS-Zeit. Sein Lebenswandel wäre als „asozial“ der „Volksgemeinschaft“ gegenüber klassifiziert und verfolgt worden. Vgl. Jürgen Tröbinger: „Armenwesen der eisernen Faust“. Öffentliche Fürsorge und die Verfolgung „Asozialer“ im Reichsgau Oberdonau. In: Mitteilungen des Oö. Landesarchivs. Bd. 2. Linz 2008, S. 617–692.
- 13 Vgl. Kulturnachrichten des Kulturbeauftragten des Gauleiters und Reichsstatthalters in Oberdonau, Nr. 14 (21. November 1942). Anzumerken ist hier, dass Adalbert Stifter als Literaturgröße im offiziellen Kulturorgan des Reichsgaus Oberdonau eine ungleich größere Verehrung genoss.
- 14 Ein Schlagwort der nationalsozialistischen Weltanschauung, das besonders auf dem Gebiet der Agrarpolitik angewandt wurde. Dabei wurde die Einheit eines rassistisch definierten Volkskörpers und seines Siedlungsgebiets propagiert. Vgl. Corni Gustavo/Horst Gies: „Blut und Boden“. Rassenideologie und Agrarpolitik im Staat Hitlers. Idstein, Schulz-Kirchner 1994.
- 15 Franz Bauböck: Franz Stelzhamer in seiner und unserer Zeit. Oberdonau 2 (1942), F. 2, S. 5–9.
- 16 V[inzenz] Müller: Zu Stelzhamers Geburtstag vor 140 Jahren. Welt und Heimat 1942, Nr. 48.
- 17 Bauböck: Franz Stelzhamer in seiner und unserer Zeit, S. 5.
- 18 Franz Stelzhamer: Der Soldatnvöda. Linz 1843.
- 19 Theodor Berger: Über Ahnen und Stammheimat Stelzhamers. Oberdonau-Zeitung 1944, Nr. 190.







## Beiträgerinnen und Beiträger

**Silvia Bengesser**, geb. 1957. Studium der Germanistik, Publizistik und Theaterwissenschaft in Salzburg und Wien. 1998–2006 freiberufliche Germanistin. 2002 Kuratorin der Ausstellung *Franz Stelzhamer. Wanderer zwischen den Welten* am Adalbert-Stifter-Institut. Lehrveranstaltungen zu Dialekt als Sprache literarischer Werke am Institut für Germanistik der Universität Salzburg. Zahlreiche Publikationen zu Franz Stelzhamer. Seit 2006 Arbeit an der Kommentierung und am textgenetischen Fassungsvergleich von Adalbert Stifters *Mappe meines Urgroßvaters* (FWF-Projekt am Institut für Germanistik der Universität Salzburg). Seit 2013 Mitarbeiterin des Literaturarchivs Salzburg.

**Armin Eidherr**, geb. 1963. Studium der Klassischen Philologie, Kunstgeschichte, Germanistik und Romanistik in Salzburg. Zwischen 1995 und 1998 Auslandslektor in Pisa. Seit 1999 Universitätslektor am Institut für Germanistik in Salzburg. 2010 Habilitation (*Zur Thematisierung von Sprache und Diasporaerfahrung in der jiddischen Dichtung des 20. Jahrhunderts*) und Assoziierter Professor an der Universität Salzburg. Forschungen u.a. zur jiddischen sowie zur deutschen und bes. zur deutsch-jüdischen Literatur vom 18. bis 20. Jahrhundert.

**Wolfgang Gasser**, geboren 1970. Studium der Geschichte und Judaistik in Wien, Berlin und Jerusalem; Mitarbeit an verschiedenen kulturwissenschaftlichen Projekten sowie bei Entschädigungsleistungen der Republik Österreich. Promotion zum Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall, das als Projekt am Institut für jüdische Geschichte Österreichs (INJOEST) durchgeführt wurde. Ab 2009 am INJOEST mit der Durchführung von Schulprojekten betraut. Forschungsschwerpunkt: Kultur- und Sozialgeschichte der österreichischen Juden in der Neuzeit.

**Hans-Joachim Hahn**, geb. 1967. 2006–2011 wiss. Mitarbeiter am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur e.V. an der Universität Leipzig. 2007–2010 Assoz. Mitglied im Verbundprojekt „Kommunikationsräume des Europäischen. Jüdische Wissenskulturen jenseits des Nationalen“. Seit 2011 Assoz. Mitglied in dem an der ETH Zürich angesiedelten Forschungsverbund „Imitation – Assimilation – Transformation“. Forschungsschwerpunkte u.a.: Jüdisch-europäische Literatur, Kultur- und Erinnerungstheorien, Gegenwartsliteratur, Wissenschaftsgeschichte, Literarischer Antisemitismus von der Aufklärung bis zur Gegenwart. Habilitationsprojekt zu Konstruktionen des Europäischen in deutschsprachig-jüdischer Literatur und Publizistik. Neuere Publikationen u.a.: *Angst, Außenseiter und Alterität. Raabes Realismus und sein Judenbild*. In: Götttsche/Schneider (Hg.): *Signaturen realistischen Erzählens im Werk Wilhelm Raabes* (2010). – *trans-lation – trans-nation – trans-formation. Übersetzen und jüdische Kulturen* (2012) (Hg. zus. mit Petra Ernst, Daniel Hoffmann und Dorothea Salzer).

**Werner Hanak-Lettner**, geb. 1969. Studium der Theaterwissenschaft sowie der Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Dissertation zum Thema *Dramaturgie der Ausstellung. Über das Spiel zwischen Menschen und Dingen* (2008). Kurator am Jüdischen Museum Wien seit 1994, Chefkurator seit 2011. Hier konzipiert er die neue permanente historische Ausstellung, die im November 2013 eröffnet.

**Michael John**, geb. 1954. Historiker, a. Univ. Prof. am Institut für Sozial- und Wirtschaftsge-  
schichte der Universität Linz. Sechs Bücher (Autor, Mitautor), acht Herausgeberschaften sowie  
mehr als einhundert wissenschaftliche Aufsätze, darunter Studien zum Antisemitismus in Öster-  
reich im 19. und 20. Jahrhundert, zu „Arisierung“ und Restitution sowie zur Thematik NS-Kunstraub  
und Kunstrückgabe.

**Arnold Klaffenböck**, geb. 1972. Studium der Deutschen Philologie und Kunstgeschichte in  
Salzburg, Dissertation zum Schriftsteller Helmut Qualtinger (2002). Freiberufliche Tätigkeit als  
Literaturwissenschaftler, Lektor und Kurator. Mitarbeiter bei Ausstellungen, u.a. Wien Museum,  
Österreichisches Kulturinstitut in Warschau, Oberösterreichische Landesmuseen (Linz 09). For-  
schungsschwerpunkte: österreichische und deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts,  
Kabarett, Satire.

**Ludwig Laher**, geb. 1955. Studierte Germanistik, Anglistik und Klassische Philologie in Salzburg,  
lebt in St. Pantaleon (Oberösterreich) und Wien. Prosa, Lyrik, Essays, Hörspiele, Drehbücher und  
Übersetzungen, daneben wissenschaftliche Arbeiten. Publikationen u.a.: *Herzfleischartung*, Ro-  
man; 2001; *Und nehmen was kommt*, Roman, 2007; *Einleben*, Roman, 2009; *Verfahren*, Roman,  
2011 und *Bitter*, Roman 2014.

**Werner Michler**, geb. 1967. Studium der Germanistik und Philosophie an der Universität Wien,  
Mag. phil. 1992, Dr. phil. 1997. 1992–1998 Mitarbeiter an FWF-Forschungsprojekten zum „Literari-  
schen Leben in Österreich 1848–1890“, bis 1997 im Rahmen des Trilateralen Forschungsschwer-  
punkts „Differenzierung und Integration“ (BRD, A, CH). Unterrichtstätigkeit im Bereich DaF/DaZ.  
Seit 1998 Univ.-Ass. am Institut für Germanistik der Universität Wien, 2007 Assistenzprofessor,  
ao. Univ.-Prof. per 1.3. 2013. Im WiSe 2001/02 Research Fellow am Internationalen Forschungs-  
zentrum Kulturwissenschaften (IFK) Wien. Figdor-Preis für Sprach- und Literaturwissenschaften  
der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2001. Im SoSe 2003 Visiting Scholar an der  
University of Oxford (GB). Habilitation 2012. Seit 2013 Professor für Neuere deutsche Literatur am  
Fachbereich Germanistik der Universität Salzburg.

**Richard Schrodt**, geb. 1948. Studium: 1966/67 Medizin, ab 1967/68 Germanistik und Psychologie  
als Hauptfächer, Sprachwissenschaft und Philosophie als Nebenfächer (Promotion 1973 mit einer  
Arbeit über die germanische Lautverschiebung). Ab 1971 wissenschaftliche Hilfskraft, ab 1974  
Universitätsassistent. 1982 Habilitation für Germanistische Sprachwissenschaft (mit einer Arbeit  
über die Diachronie des Konjunktivs). 1991 Ernennung zum tit. Ao.-Professor. Auslandsaufenthalte  
in Köln und Tübingen (Humboldt-Stipendium), Gastprofessuren in Graz und Berlin.

**Regina Thumser-Wöhs**, geb. 1973. Studium der Geschichte, Musikerziehung und Instrumental-  
und Gesangspädagogik (Fach Violine) in Salzburg. 1999–2000 Lektorin am Institut für Geschichte  
der Universität Salzburg. Ab 2000 Universitätsassistentin am Institut für Neuere Geschichte und  
Zeitgeschichte der Johannes Kepler Universität Linz, 2012 Habilitation; seit 2013 Assoz. Univ.-  
Professorin an der JKU. Publikationen, Ausstellungen und Dokumentarfilme zu den Forschungs-  
schwerpunkten Drogen/Sucht, Nationalsozialismus, Exil, Kulturpolitik, Kabarett, Theater-, Oper- u.  
Musikgeschichte, Biografieforschung, Frauen- und Geschlechterforschung.

**Jürgen Tröbinger**, geb. 1978. Studium der Geschichte und Kommunikationswissenschaft an den Universitäten Salzburg, Linz und Berlin. Geschichtswissenschaftlicher Forschungsschwerpunkt, Projekte und Veröffentlichungen v.a. zum Thema Sozialpolitik und Regionalgeschichte im 20. Jahrhundert.







